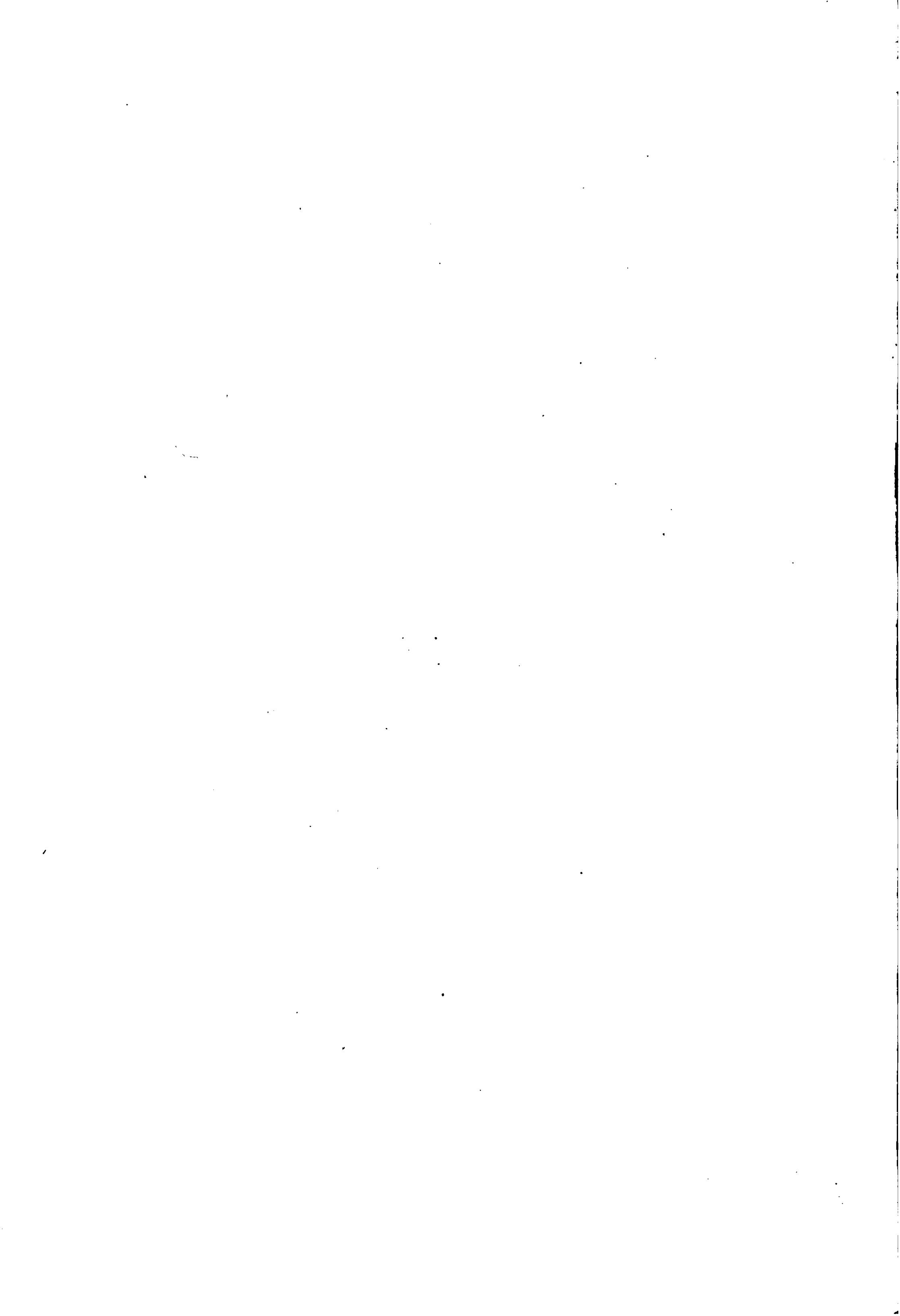



BÜCHEREI · KURT VON BECKERATH ·
ABTG
AUSG
VI







Von

Deutschen in Amerika.

Erster Band.

Göttingen,
Georg Heinrich Wigand.
1853.

Die Illusionen.

Oft lesen und hören wir von den buntgefärbten Schatten der Wirklichkeit, welche uns im Tageslicht des gewohnten Verkehrs umgibt. Es ist schwer zu sagen, wie sonderbar sich hier die Vorstellungen über Amerika ausnehmen, an denen die Mehrzahl unserer Landsleute jenseits des Meeres immer noch festhalten will. In der gegenseitigen Erkenntniß scheinen Deutsche und Amerikaner ihre Natur ausgetauscht zu haben, denn oft sind die oberflächlichen Amerikaner besser vom Zustande Deutschlands unterrichtet, als die gründlichen Deutschen über Amerika. Die seichtesten Aufschneidereien, die trockensten statistischen Aufzählungen und die Dichtungen der Novellisten werden in Deutschland, dem Lande der Kritik und Philosophie, nicht selten als Maßstab für die Stufe der Cultur Amerika's angenommen.

Immer noch ist die deutsche Literatur sehr arm an Schriften, die mit Kraft und Wahrheit das Leben in den Vereinigten Staaten schildern. Kaum hat man angefangen, diese Lücken auszufüllen, obgleich man leicht eine ganze Bibliothek von deutschen Büchern über Amerika auftreibt. Es sind auch drüben in der That viele gründliche Kenntnisse über die weiten Länder der Union verbreitet, soweit sie nicht den Menschen betreffen, wenn er noch Athem hat. Ueber Geologie, Fische, Insekten, vielerlei Thiere und mannichfaltige Gegenstände der Naturkunde findet man reiche Belehrung, auch die Köpfe aller hier lebenden Racen sind untersucht, wenn ihr Gehirn verwest oder herausgenommen war. Dagegen hat man über den menschlichen Geist in seinen Manifestationen sich mit sehr dürftigen Nachrichten begnügt, welche der immer steigenden Verbindung beider Erdtheile zu spotten scheinen. Man hat sich zwar um den Geist bekümmert, aber man construirt ihn aus den nackten Umrissen der Institutionen, ohne sonderlich nach deren Ausführung und nach dem Gewühl des täglichen Verkehrs zu fragen. Oft reichen einige seichte Redens-

arten von Selbstregierung, Volksfreiheit, practischem Wesen u. dergl. hin, um die weitreichendsten Schlüsse zu rechtfertigen; sollte man ja damit nicht auskommen, so beruft man sich etwas leichtsinnig auf die „große Zukunft Amerika's.“ In der Nähe gesehen genügen aber diese Vorstellungen nicht, um die grellen Widersprüche des Materialismus und der Superstition gegen eine wahrhaft freie und edle Bildung zu beseitigen.

Man hält sich in Europa immer noch zu sehr an das Bild der amerikanischen Republik, welches etwa den Gründern derselben vorschweben konnte; im Laufe der Zeit haben sich aber Züge hinein gemischt oder stärker ausgeprägt, welche jene sonst hellsehenden Männer wohl schwerlich vermutheten oder auf deren Verschwinden sie rechnen mochten. — Die numerische Zunahme, die Verfeinerung und der Fortschritt in manchen Zweigen verdeckten die Abnahme der moralischen Spannkraft und der republikanischen Stimmung, sowie das unverhältnißmäßige Ueberhandnehmen des Krämergeistes. — Heute noch suchen viele, wenn sie die faulen Flecke der Städte einräumen müssen, die sittliche Kraft Amerika's in die Wälder und Prärien und das platte Land überhaupt zu retten. Dies ist noch verkehrter, als wenn ein Reisender, mit Wien und Berlin nicht befriedigt den Inhalt des deutschen Lebens in den tyroler Bergen suchen wollte. Denn die Schablonencultur Amerika's dringt mit hastiger Geschäftigkeit in die Wälder, räumt die Poesie der Wildniß weg und treibt den Pionier vor sich her.

Eben so wird mit der J u g e n d des Volkes einiger Mißbrauch getrieben. Es gibt im amerikanischen Wesen allerdings einige Züge, welche man mit dem Prädicat j u n g bezeichnen kann, aber den Begriff des J u g e n d l i c h e n kann man nicht füglich auf die Nation überhaupt ausdehnen. Schon auf dem ersten Anblick will derselbe auf ein Volk nicht recht passen, wo die Weiber so schnell verblühen, wo die Jugend noch früher entnervt ist als in Europa, wo die Leute von Kindheit an sich mit Medicin überfüllen und wo man die Verwöhnung der alten Welt zu überbieten sucht. Die Amerikaner sind wesentlich nicht originell, sondern Nachahmer der Europäer und trotz ihrer politischen Unabhängigkeit, ohne es zu glauben, geistig immer noch abhängig von Europa. Der Bildung nach ist Amerika im Colonialzustand geblieben und zeigt überall die Spuren und Folgen des Verlaufs, wie die Colonien des christlichen Europa's gegründet wurden und sich entwickeln konnten. Von unserer höheren Bildung wird sehr wenig, von unserer V e r b i l d u n g aber sehr viel importirt und hier zur Carricatur übertrieben. Ueberhaupt dringen die europäischen Bildungsstrahlen nur in getrübtem Abglanz und durch die englische Brille auf diese Seite des Wassers. Wenn sich dies zunächst auf die Amerikaner englischer Zunge bezieht, so werden wir an verschiedenen Stellen Gelegenheit finden zu

bezeichnen, wie sich die Deutschamerikaner dazu verhalten. Vorläufig wollen wir nur andeuten, daß ihr Einfluß im Verhältniß zu ihrer Zahl auffallend gering ist, und daß die deutsche Uneinigkeit in der neuen Welt sehr blühend fortgepflanzt worden. Selbst den Particularismus haben sie so gut importirt, daß in großen Städten, wo viele beisammen wohnen, die Grenzen der ganzen Landkarte Deutschlands wieder zu erkennen sind.

Bisher wurden die hauptsächlichen Schwankungen Europa's von Amerika mitgemacht. So herrschen z. B. jetzt dem Wesen nach hier dieselben Parteien wie jenseits des Meeres, wenn sie auch mit andern Namen bezeichnet und durch die republikanische Staatsform modificirt werden. Es ist daher ein Irrthum, Europa und Amerika als entschiedene Gegensätze in den Principien der Politik und Gesellschaft anzusehen. Die principiellen Republikaner und Socialisten Europa's finden der Hauptsache nach denselben Widerstand wie in Europa.

Wenn das prosaische Nordamerika auf dem europäischen Continent fast ein mythisches Land geworden, so haben diese Illusionen einen inneren Grund. — Wer kennt nicht die Europamüden? Wer hat nicht die Redensart gehört, daß die Bildung immer nach Westen wandert? — So erleben wir den Widerspruch, daß der Idealismus mit dem Materialismus einen übel belohnten Götzendienst treibt und sich hier oft kläglich abmüht, die Phantome seiner Selbsttäuschungen festzuhalten, die auf allen Straßen, in allen Zeitungen, auf Eisenbahnen und Dampfbooten, kurz zu Wasser und zu Lande ihm zu entschlüpfen drohen. Die Bewohner des europäischen Continents glaubten in Amerika eine Assecuranz ihrer Ideale und Wünsche zu finden und die befangene Nationaleitelkeit der Amerikaner hielt die vaterländischen Zustände für die ersten der Welt. So arbeiteten sich die Völker beider Erdtheile in der Ueberschätzung Amerika's aus verschiedenen Motiven in die Hände.

Daher haben die Reisewerke der Engländer, welche viel wahres enthalten, in Deutschland so wenig Eindruck gemacht. Man fand nicht darin, was man in Amerika suchte, und hat sie, wie die treuen Schilderungen einiger Deutschen, gewöhnlich ohne sonderlichen Nutzen bei Seite gelegt. Andererseits leuchtete durch den Tadel zu augenscheinlich der Nationalhaß und englische Touristen ergingen sich oft zu pedantisch über den Mangel oder die Unvollkommenheiten äußerer Sitten. Weniger konnte ihnen die kleinliche Nachahmung des englischen Cultus der Mode auffallen, deren sich die amerikanischen Nachkommen Altenglands befleißigen. Gewöhnlich pflegten die Engländer nur zu bespötteln, daß die Copie nicht gelungen war. Eben so wenig befremdete sie die religiöse Beschränktheit, die puritanische Steifheit und unerquickliche Kälte der Sitten, denn sie haben's zu Hause nicht anders. Kurz, die Engländer sind den

Amerikanern zu ähnlich, um sie unbefangen zu schildern. Unter den eingewanderten Europäern hört man oft die Aeußerung: „Wer nicht in Amerika gelebt hat, kann sich keine Vorstellung von diesseitigen Zuständen machen." — Viele erklären es für vergebliche Mühe, unseren Landsleuten davon zu schreiben und sagen: „Wenn man's auch hinüber schreibt, so glauben sie's doch nicht." Dem liegt allerdings das richtige Gefühl zu Grunde, daß man in Deutschland sich die hergebrachten Illusionen nicht gern nehmen läßt. An nicht wenigen gebildeten Ankömmlingen konnten wir den Widerspruch der unerbittlichen Wirklichkeit mit ihren vorgefaßten Ansichten sehr auffallend wahrnehmen. Drüben waren sie gewohnt, Amerika mit der Gemüthsseite aufzufassen, hier mußten sie es plötzlich von der Verstandesseite ansehen und oft sehr ernsthaft. Vergebens suchten manche Amerika in Amerika. — Finden sie in den großen Städten des Ostens ihre Erwartungen nicht befriedigt, so hoffen sie die Erfüllung ihrer Wünsche im Westen zu erleben. Es geht ihnen wie den Völkern des Alterthums mit den Gestalten der Mythologie. Je weitere Fortschritte sie in der Erdkunde machten, desto weiter hinaus in dem Nebel unbekannter Regionen mußten sie die Gebilde der Phantasie versetzen. Oft drehen sich die Stimmungen und Aeußerungen in einem komischen Cirkel. Um nur aus vielen Beispielen einige herauszugreifen, so hörten wir im letztvergangenen Frühjahr, wie ein Mann von ausgebreiteter Bildung und mehrjährigen amerikanischen Erfahrungen einem eben angekommenen Deutschen Züge des hiesigen Treibens schilderte, die nicht zu dessen Wünschen paßten. „Das kann möglich sein," sagte der neue Ankömmling, „aber das glaubt Ihnen bei uns niemand." — Andere beklagten sich darüber, daß sie in Europa keine Gelegenheit gefunden, sich gehörig über Amerika zu unterrichten und sagten: „Aber man schreibt uns nichts von diesen Dingen, wie kann man das wissen?" — Also drüben wollen sie es nicht glauben und hier beklagen sie sich darüber, daß sie es in Europa nicht erfahren konnten.

Alles das hängt allerdings mit der Gemüthsschwäche der neuesten Generation zusammen, welche vom Uebermuth leicht zu sentimentalen Klagen überspringt und die Realisirung ihrer Ideale in der Ferne sucht. Nirgends kann aber der oft bis zu serviler Schmeichelei getriebene Götzendienst mit der „Musterrepublik" eine derbere Lection bekommen, als in dieser neuen Welt selbst. Daher nutzen sich auch europäische Ideologen und Phrasenmacher am realistischen Krämergeiste Amerika's im schnellsten Wettlauf ab.

Die geradezu auf Realität gehende Richtung der Amerikaner ist allerdings der moralischen Misere Europa's gegenüber eine Seite der Stärke, aber man kann daraus nicht auf ein Uebergewicht der Kraft im Allgemeinen schließen. Dem kräftigen Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit widerspricht eine schwächliche

Unfreiheit des Geistes. Nicht nur jeder gröbste Betrug, sondern auch das crasseste Pfaffenwesen und unverschämter Geisterspuk finden in amerikanischer Leichtgläubigkeit ohne sonderliche Mühe ihre Beute. — Man gibt sich diesseits oft das Ansehen, auf europäische Geistesbildung hochmüthig herabzublicken, während der erste beste Abenteurer selbst unter den höheren Classen sein Publikum finden und noch dazu „Geld machen" kann, wenn er sich etwa für den Propheten Elias ausgibt und verspricht, die Leute lebendig in den Himmel zu bringen. Eingewiegt von trivialen Phrasen über Freiheit und Selbstständigkeit läßt sich der Amerikaner von seinen sogenannten Politikern bei Wahlen und anderen Gelegenheiten oft bevormunden und Gesetze aufbürden, welche zu den schneidendsten Eingriffen in die persönliche Freiheit führen.

Vergebens wird man hier in der Presse ein Mittel gegen die Barbarei suchen, denn die Presse ist entweder so unwissend als das Publikum oder zu abhängig von demselben, oder, wenn sie gegen den Strom der Vorurtheile und Interessen kämpft, eine Stimme in der Wüste. Die Ansicht, daß Meinungen, Reden und Schriften in den Vereinigten Staaten nicht verfolgt würden, erleidet eine starke Modification. Sie werden nur von anderen Instanzen verfolgt. — Es mag jemand versuchen in Charleston gegen die Sklaverei zu sprechen und es möchte ihm vielleicht nicht besser ergehen, als wenn er in Warschau von einer polnischen Revolution spräche. — Hat man in Europa das Martialgesetz, so hat man in Amerika das Lynchrecht; hat man dort Kriegsgerichte, so hat man diesseits Vigilanzcomite's, welche die Prügelstrafe tüchtig handhaben und ihre Hinrichtungen schneller vollziehen als Kriegsgerichte.

Man findet daher auch den in Europa oft gehegten Irrthum widerlegt, daß es nicht schwer sein dürfte, das Volk heranzubilden, wenn man nur einen Ort oder eine Gelegentheit hätte, alles ungehemmt zu sagen, zu schreiben und zu lehren. Die Leute, welche diesem Glauben anhängen, können erleben, daß hier das Volk nicht ihnen, sondern dem Geistlichen folgt, und wenn sie es belehren wollten, so möchten sie spärliche Zuhörer finden, wohl gar „vom Stand vertrieben" oder gesteinigt werden, während es den pfiffigsten und bornirtesten Pfaffen nicht an gefüllten Kirchen fehlt und neue Andachtshäuser wie die Pilze aus der Erde wachsen.

Wenn man in Amerika vieles sagen, schreiben und anstellen kann, was in Europa verhindert wird, so ist es vorzüglich dann der Fall, wenn es ohne Wirkung bleibt und in dem lärmenden Verkehr der Städte oder der unbegrenzten Wildniß verhallt. — Communisten und Socialisten aller Arten können sich an abgelegenen Orten organisiren und ihre Verzweigungen in die Städte erstrecken; ihre Etablissements können auch zeitweise gedeihen, besonders

wenn sie dem despotischen Einfluß irgend eines Propheten folgen. Alle dergleichen Gesellschaften werden aber von dem merkantilen Treiben Amerika's entweder zersetzt oder in dasselbe mit Schwächung ihres Grundprincips dergestalt eingefügt, daß sie auf die Hauptströmung der Entwickelung ohne Einfluß bleiben. Der hastig treibende Geschäftsstrom schwemmt alles in den Materialismus hinein.

Dagegen ist characteristisch, daß gerade die Mormonen eine immer energischer eindringende Verbreitung entwickeln. Sie treffen in vielen Zügen mit dem angloamerikanischen Character zusammen, ergänzen manche Schwächen der Sitten und Einrichtungen, brechen der Aufklärung von vorn herein die Spitze ab und verkleiden einen groben Materialismus mit dreister Heuchelei. Ihre Entstehung mit Offenbarung und Propheten entspricht dem alttestamentlichen Wesen der Amerikaner. Die alte Bibel ergänzten sie durch eine neue. Ihre göttlichen Eingebungen entsprechen dem amerikanischen Kirchen- und Geisterglauben; auch können sie dabei nicht aus dem hier beliebten Festhalten an übermenschlicher Autorität fallen, und gleichwol wie Muhamed gelegentlich dieselbe ihren Zwecken anpassen. Ihre Vielweiberei läuft zwar direct gegen die amerikanische Pruderie, sie haben aber durch ihr gesellschaftliches Wesen nicht nur die Sinnenlust auf ihrer Seite, sondern stellen auch dem engherzigen und langweiligen Familienleben der Amerikaner gesellige Unterhaltung gegenüber. Der politischen Schwäche der amerikanischen Decentralisation, welche den Egoismus des Individuums reizt, sich mit Uebermuth vom Centrum des Staates abzuwenden, setzen sie eine scharfe Centralisation entgegen. Nach innen gesellig und zusammengehalten, nach außen stark, bilden sie schon jetzt einen Staat im Staate, eine um sich greifende Secte der Barbarei. Hin und wieder von der Volkswuth vertrieben, sind sie in irgend einem entlegenen Winkel immer stärker wieder aufgetaucht. Sie verstanden ihre Ansiedelungen in schnellste Blüthe zu bringen, da sie immer gesellig und organisirt sich anbauen, und nicht wie die übrigen Ansiedler, jeder für sich und mit lockerster Beziehung zum Ganzen. Man muß erwarten, ob sie die Probe bestehen, wenn sie mit der übrigen Civilisation Amerika's schärfer zusammenstoßen. Inzwischen vermehren sie mit dem steigenden Einfluß der Jesuiten und der katholischen Hierarchie die Widersprüche gegen das ursprüngliche Wesen der amerikanischen Republik.

Neben der vorherrschenden Nachahmung der Europäer entwickeln sich in Amerika allerdings abweichende Züge, die aber nicht eben Fortschritte genannt werden können. Man kann sich daher keineswegs der Vorstellung hingeben, daß bei etwaigem Verfall der europäischen Bildung sich dieselbe verjüngt und verklärt in Amerika fortsetzen werde. Abgesehen von anderen Ursachen wider-

spricht schon das Klima diesem Schlusse, das mit dem europäischen keine Vergleichung aushält. In Amerika kann sehr vieles anders werden, als in Europa, aber schwerlich so wie es sich viele Europäer vorstellen. Speciell sind diesseits die politischen und gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart weder gelöst, noch deren Lösung so angebahnt, wie man sich drüben oft denken möchte.

Obgleich wir noch täglich Gelegenheit haben, die oben angedeuteten Täuschungen an neuen Ankömmlingen wahrzunehmen, bilden wir uns doch nicht ein, mit einer geradehin neuen Richtung aufzutreten, vielmehr vermuthen wir, daß sich in Deutschland eine der Wahrheit näher kommende Ansicht über Amerika eben entwickelt. Aber gerade deshalb glauben wir als Beitrag zu derselben unsere Erfahrungen und Beobachtungen zeitgemäß zu veröffentlichen, zumal da seit den letzten zwanzig Jahren ein Zweig der Literatur über Amerika sich immer weiter ausbreitet, der Irrthümer und schiefe Ansichten eher vermehren als heben konnte. Wir meinen die Auswanderungsliteratur. Ohne Uebertreibung kann man mehr als die Hälfte davon als Charlatanerie bezeichnen, wobei die Gewinnsucht der Speculanten und die Oberflächlichkeit mehrerer Schriftsteller durch die Leichtgläubigkeit der Auswanderer leichtes Spiel gewann.

Zwar liegt es außer den Grenzen dieser Zeitschrift, Regeln und Anweisungen für Auswanderer aufzustellen, indeß ist die steigende Auswanderung ein so stark hervortretender Zug in den Beziehungen zwischen Europa und Amerika geworden, daß wir verschiedentlich Veranlassung haben werden, uns darüber auszulassen. Sollten Auswanderungslustige aus unseren Schilderungen ein deutlicheres Bild der politischen und gesellschaftlichen Zustände Amerika's entnehmen, als aus manchen blos auf die Auswanderung berechneten Schriften, so dürften sie vielleicht mehr Nutzen daraus ziehen, als aus speciellen Anweisungen, welche sie hier größtentheils nicht anwenden können. Wir werden so wenig zur Auswanderung rathen, als davon abrathen. Abgesehen von dem weiten Felde, das großartige Unternehmungen diesseits noch finden möchten, können sich allerdings viele Europäer in Amerika materiell verbessern, wogegen andere nach bitteren Täuschungen ihre Lage verschlechtern dürften. Etwas durchgreifendes darüber läßt sich aber nicht einmal für bestimmte Classen, Gewerbe oder Arbeiten angeben, denn die Erwerbsverhältnisse und die Nachfrage nach der oder jener Classe von Arbeitern sind in Amerika zuweilen schnellem Wechsel unterworfen.

So sehr der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten geeignet ist, neue Gedanken über Politik und den ganzen Inhalt der neuesten Bildung anzuregen, werden wir doch die hierüber gewonnenen allgemeinen Ideen in den Hintergrund treten lassen und vielmehr den auf dem westlichen Continent wahrge-

nommenen Stoff darzustellen und zu erläutern suchen. Neben unseren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen werden wir aufnehmen, was Interessantes aus Correspondenzen und aus der amerikanischen Presse hier leichter und vollständiger uns zufließt als unseren europäischen Landsleuten. Wir schreiben zwar zunächst über die Vereinigten Staaten, ohne uns aber an deren Grenzen zu binden, und denken uns hierbei in die Lage eines deutschen Lesers, dem wir aus Amerika mittheilen, was wir ungefähr selbst in Deutschland mit Interesse gelesen hätten. Die verschiedene Behandlung und Schreibart der Mitarbeiter ergibt vielleicht eine ergänzende und unterhaltende Mannichfaltigkeit. Vieles in unseren Mittheilungen kann sich in einer Zeitschrift lebhafter vor dem Leser entwickeln, als in einem abgeschlossenen Werke, auch werden wir nicht anstehen, unsere Ansichten zu berichtigen, wenn sie begründete Widerlegung finden, denn wir hoffen in Amerika noch manches zu erfahren und zu lernen.

Wenn unsere Seiten zuweilen etwas stark mit Mord und Todtschlag und anderen blutigen Scenen, Hinrichtungen, Verwüstung von Menschenleben im Großen und schamlosen Verbrechen gefüllt sind, so konnten wir diese grellen Bilder nicht vermeiden, ohne characteristische Züge des amerikanischen Treibens zu verwischen. Indeß wollen wir in dieser Hinsicht von vorn herein eine Ansicht berichtigen, die wir mehrmals in Deutschland aussprechen hörten. Mitunter stellt man sich dort jene Unfälle und Unordnungen im Zusammenhang mit einem republikanischen, auf das Allgemeine gerichteten Streben vor, welches mit römischer Größe das Individuum hintenan setzt, um einen großartigen Zweck für das Ganze zu erreichen. Im Gegentheil entspringt die verwüstende Geringschätzung des menschlichen Lebens in Amerika aus dem Egoismus des Individuums, welches aus Gewinnsucht, Rohheit oder Nachlässigkeit das Leben der Mitbürger für nichts achtet. Straflosigkeit durch schlechte Justiz, Mangel an Controle und Abstumpfung der öffentlichen Meinung begünstigen dieses Unwesen. Ueberhaupt sucht in der amerikanischen Republik im Gegensatz zu den antiken Freistaaten der Egoismus des Individuums mit Beeinträchtigung des allgemeinen Wohls gegen das Ganze sich möglichst geltend zu machen, und nicht wenige Politiker und Beamte kennen nichts angelegentlicheres, als die Ausbeutung der öffentlichen Mittel zu ihrem eigenen Nutzen.

Im Widerspruch damit haben zuweilen einzelne Bürger an Stiftungen so große Summen gewendet, wie man schwerlich während des gleichen Zeitraums von einer europäischen Nation rühmen könnte. Im amerikanischen Charakter liegen überhaupt neben der Geldgier Züge von Freigebigkeit und Liberalität, welche von der deutschen Aengstlichkeit im Geldausgeben um so glänzender abstechen, als unsere Landsleute selbst im blühenden Wohl-

stande ihre Engherzigkeit hier seltener ablegen, öfter bis zu schäbigem Geiz ausbilden.

Das spendable Wesen der Amerikaner vergreift sich aber leicht im Gegenstande und fällt in die Schwäche geistloser Verschwendung oder überläßt erbschleichenden Pfaffen eine willkommene Beute. Jene Stiftungen sind öfter im religiösen als politischem Geiste gegründet und werden von Charlatanerie, Nepotismus und Corruption vielfältig ihrem Zwecke entfremdet.

Doch es ist schwer, etwas Allgemeines über Amerika zu sagen, denn es ist das Land der Widersprüche. Zu dem Allgemeinsten gehört, daß Alles kaufmännisch ist, vom Präsidenten bis zum schwarzen Sklaven und wäre es nur, daß der Neger selbst als Waare gilt. Auch der Farmer ist kaufmännisch, daher kann das numerische Uebergewicht der ackerbauenden Bevölkerung den vorherrschend merkantilen Charakter der Nation nicht aufheben. — Betreten wir also den Boden der neuen Welt, um zu sehen, welchen Eindrücken wir begegnen werden.

New-York, im November 1852.

B.

Die Bai von New-York.

In New-York laufen die meisten Fäden der Verbindung der alten und neuen Welt zusammen. Die Bai, welche den Eingang in den Hafen bildet, ist nicht nur wegen des lebhaften Verkehrs, sondern auch wegen ihrer landschaftlichen Schönheit berühmt. Gleichwol dürfte eine Vorstellung davon in Deutschland nicht sonderlich verbreitet sein, denn die Anhäufung von Buchten, Flüssen und Inseln, welche New-York den vorzüglichen Hafen, der Umgebung einen pittoresken Reichthum geben, erschwert die Uebersicht und verwirrt die Erinnerung.

Die Inseln Long-Island und Staten-Island liegen nahe bei einander und noch näher am Festland Amerika's. Sie bilden mit dem Continent das Becken der Bai von New-York, in welche der Hudson und der Eastriver zu beiden Seiten der Insel Manhattan auslaufen. Der Hudson kommt als ein langer Strom von Norden, während der Eastriver eine Fortsetzung der Meerenge ist, welche Long-Island vom Lande scheidet und den Fluß Harlem auf-

nimmt. Zwischen dem Hudson und Eastriver streckt die Insel Manhattan südlich ihre Spitze in die Bai hinab und erscheint auf kleineren Karten als eine schmale Landzunge. Sie ist aber in schiefer Richtung von Norden nach Südosten herab durch den Fluß Harlem vom Lande getrennt, der zwischen dem Hudson und Eastriver einen kurzen Lauf hat und nur auf großen oder speciellen Karten sichtbar ist. Auf der Insel Manhattan ist New-York erbaut und zwar zuerst auf der südlichen Spitze. Bei dem ungewöhnlichen Wachsthum der Stadt dehnt sich dieselbe aber immer weiter nach Norden aus. Westlich durch den Hudson, nach Osten und südöstlich durch den Eastriver und südlich durch die Bai ist also New-York von breiten und tiefen Gewässern umgeben, während man nach Norden, wo sich die Stadt allmälig verliert, die insularische Lage kaum bemerkt.

Die Inseln Staten-Island und Long-Island sind von sehr verschiedener Größe. Die letztere streckt sich als eine lange Masse vor das Festland, während Staten-Island, beträchtlich kleiner, in Form eines unregelmäßig ausgezackten Dreiecks neben dem Continent liegt und im Westen, oder zur Linken, wenn man von Europa kommt, gesehen wird. Indeß ist Staten-Island immer noch groß genug, um dem Auge lange Küsten darzubieten, deren Ausdehnung von der Bai nicht leicht übersehen wird.

Wo jene beiden Inseln am nächsten zusammen liegen, bildet sich eine Meerenge, die Narrows, wodurch die Bai getheilt wird. Die obere Bai, nordwärts der Narrows, ist die Bai von New-York im engeren Sinne und gleicht mehr einem eingeschlossenen Becken. Die untere Bai, „Lower Bay“, ist weit größer und hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen östliche Seite sich breit auf den atlantischen Ocean öffnet. Das Festland ist dort die Küste von New-Jersey, an der sich unterhalb der Bai sandige Bänke hinstrecken. Eine derselben, Sandy-Hook, läuft von der südlichen Seite der unteren Bai in beträchtlicher Ausdehnung nach Norden hinauf. Viele Schiffe ankern dort vor ihrer Einfahrt in den Hafen.

Wir sind in Andeutung dieser Umrisse zuletzt von Norden nach Süden gegangen, um aber die Ueberraschungen dieser Gegend zu genießen, müssen wir gerade die umgekehrte Richtung aus dem hohen Meere durch die Baien nach der Spitze der Stadt einschlagen. Schon in der Ferne drängen sich auf dem Meere viele Schiffe zusammen und deuten ein gemeinschaftliches Ziel zu lebhaftem Verkehr an. Des Nachts werden die Flammen mehrerer Leuchtthürme gesehen. Man fährt von Osten in die Lower Bai hinein, wendet sich dann nordwärts durch die Narrows in die innere Bai und landet im Hafen.

In der Ferne tauchen die Küsten als ausgedehnte Linien mäßiger Höhen auf. Die linker Hand liegenden Ufer des Festlandes und der Insel Staten-

Island erheben sich höher als die Küste von Long-Island. Unterhalb Sandy-Hook bilden die „High Lands of Navesink“ eine Landecke und ragen über die vorliegenden Bänke empor. Dieses kleine Gebirge auf der Küste von New-Jersey gewährt in der Nähe gesehen eine heitere Ansicht mit Landhäusern zwischen schönem Waldesgrün.

Je mehr man sich den Küsten nähert, desto reicher wird die Gegend. Die dort immer noch sehr breiten Gewässer geben der Landschaft das Großartige des Meeres, die grünenden, mit hellschimmernden Häusern und Ortschaften besäten Ufer fassen die Wassermassen mit anmuthigen Rändern ein und kündigen den Reichthum einer großen Stadt an. Anziehende Landschaftsbilder kommen und verschwinden wie in einem Zauberspiegel. — Fernhin verlieren sich die Ufer von Long-Island, an manchen Stellen mit hellen Linien von Dünen gesäumt. In weiten Bogen nähern sich die Küsten von Staten-Island und Long-Island, senken sich abschüssig in's Wasser und bilden die Meerenge der Narrows. Bevor man noch dahin gelangt, öffnet sich eine schöne Durchsicht auf die Fläche der Bai, welche in bläulicher Ferne von den Höhen am Hudson begrenzt wird. Noch sieht man die Stadt nicht, welche dort hinter dem Ufer der rechten Seite liegt. In den Narrows erhebt sich nahe an der Küste von Long-Island Fort Lafayette als eine viereckige Steinmasse aus den Wellen und auf der Insel sieht man die Mauern des Forts Hamilton. Unter den übrigen Gebäuden auf Long-Island zeichnet sich in dieser Gegend ein großes Hotel aus, das ein beliebter Sommeraufenthalt der Städter ist. Die langen hölzernen Säulengänge dieses weißen Gebäudes heben sich in die Augen fallend aus der grünen Umgebung hervor. In den Narrows liegen die Ufer beider Inseln so nahe, daß man Häuser, Gärten und Bäume auf beiden Seiten unterscheiden kann.

Im Allgemeinen bestehen die Küsten der Baien, so wie sie die Karte darstellen kann, aus mannichfaltig gebogenen Rändern, welche bald vorspringen, bald zurückweichen; dagegen sind die oberen Umrisse der Höhen weder großartig, noch frappant, sondern dehnen sich gestreckt in geringer Abwechslung der höchsten Puncte aus. Indeß erhebt sich Staten-Island zu einer im stumpfen Winkel zulaufenden Spitze. Nicht die scharfe Zeichnung kühner Felsen, sondern die stumpferen Linien waldiger Bergkämme begrenzen das Land am Horizonte. Das Imposante der Gegend liegt also nicht in gedrängten und hochgethürmten Massen, sondern im Grundriß der Ufer, welche an großen Wasserflächen durch einen schönen Wechsel von Nähe und Ferne überraschen.

Die Abhänge der Küsten sind mit Wald, Baumgruppen und Rasenflecken in mannichfaltiger Färbung bedeckt, dazwischen liegen, mehr oder

minder hoch, anziehend und malerisch unzählige hellschimmernde Gebäude. Ein Theil derselben besteht aus Landhäusern der Städter und hat auf den ersten Anblick das Aussehen der netten Gartenhäuser an den großen Städten Deutschlands. Bei genauerer Betrachtung kann man aber schon vor der Landung bemerken, daß der gute Geschmack hier noch unbekannt ist und allenfalls Luxus damit verwechselt wird. Mehrere dieser Landhäuser sind in irgend einem Phantasiestyl erbaut, dessen man sich auch in Europa ausschweifend und geschmacklos bedient, der aber in Amerika noch mehr zur Carricatur ausartet. Wie sich erwarten läßt, herrscht in dergleichen Schweizerhäuschen, Cottages und anderen nach Effect haschenden Formen die englische Manier vor. Glücklicherweise ist die Mehrzahl der Häuser an den Küsten einfacher aus dem leichten, landesüblichen Framewerk erbaut, wobei die äußeren Wände mit gewöhnlich weiß angestrichenen Bretern verkleidet werden. Von weitem nehmen sich diese hellfarbigen Gebäude, an denen oft luftige Säulengänge angebracht sind, heiter und anmuthig aus und heben sich scharf aus dem grünen Grunde hervor. Das im Vergleich zu Deutschland hellere Grün der Rasenplätze und der mannichfaltigere Baumschlag bezeichnen den Reichthum des amerikanischen Laubwerks. Unzählige Schiffe beleben die Gewässer und zieren die Fernsicht durch ihre weißen Segel.

Hinter den Narrows (nördlich) eröffnet sich die innere Bai von New-York. An der Nordostspitze von Staten-Island zeichnet sich die Quarantäne und New-Brighton aus, dessen Häuser auf den Terrassen eines grünen Hügels erbaut sind. Im Innern der Bai sieht man drei kleinere Inseln, Bedlows-Island, Ellis-Island und Governors-Island, mit Vertheidigungswerken und verschiedenen Gebäuden. Die größte, Governors-Island, ist eine sehr hervortretende Zierde der Bai. Auf der Höhe dieser Insel strecken sich die Werke von Fort Columbus hin und am Ufer wird Fort Williams von den Wellen bespült. Noch bevor man dahin gelangt, erblickt man rechts auf Long-Island die röthlichen Häuser von Brooklyn, einer großen Stadt, die sich zu New-York etwa wie Skutari zu Constantinopel verhält. — Immer mehr häuft sich das imposante Gewirr der Häuser, Gärten und Schiffe. Die nach außen gerundete Steinmasse von Fort Williams bleibt rechts, die beiden kleineren Inseln links. — Endlich erblickt man New-York. Die äußerste Spitze ist durch die Bäume der Batterie geziert, eines kleinen Parks, der auf einer Terrasse angelegt ist. An der Batterie fällt ein gerundetes Bauwerk von großem Umfang in die Augen, das sich aus dem Wasser erhebt und durch eine Brücke mit dem Lande zusammenhängt. Es ist ein Fort, das jetzt unter dem Namen Castle-garden zu Concerten, Schauspielen, Versammlungen und Ausstellungen benutzt wird.

Je nachdem sich das Schiff wendet, zeigen sich mehr oder minder zu beiden Seiten der grünenden Batterie die Häuserreihen von New-York, welche sich nordwärts und östlich unabsehbar ausdehnen und durch unzählige Masten fast verdeckt werden. Unter den Thürmen zeichnet sich besonders der gothisch zugespitzte Thurm der Dreieinigkeitskirche aus. Nach Norden sieht man den breiten Hudson hinauf, links die Küsten von New-Jersey, rechts in nordöstlicher Richtung eröffnet sich die Aussicht auf den Eastriver, welcher sich um die Spitze der Stadt herumbiegt. Fährt man in den Hudson, so hat man New-York rechts und an der anderen Seite Jersey-City und Hoboken zwischen Gärten und Bäumen. Nimmt man die Richtung in den Eastriver, so liegen beide Ufer näher und die Aussicht ist gedrängter. Zur Rechten sieht man dort Brooklyn und Williamsburg New-York gegenüber.

Hierhin und dorthin wird der Blick gezogen und Ihr wißt nicht, sollt Ihr ihn nach den Ufern und Häusermassen richten, oder nach den unzähligen Fahrzeugen, welche in gedrängten Reihen um die Stadt liegen und von denen sich wörtlich ein Wald von Masten erhebt. Andere durchkreuzen die Gewässer. Ihr seht die gewaltigen Klipperschiffe, auf die Amerika stolz ist, die leichten zweimastigen Pilotboote, die mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ihre Wendungen machen. Hoch überbaut brausen die Dampfer daher, die auf den mächtigen Strömen Amerika's durch die Wälder des Innern dringen. Ihnen ähnlich durchstreichen die breiten Fährboote mit Herren und Damen, mit Roß und Wagen die Bai und die Ströme nach verschiedenen Richtungen. Schleppschiffe führen oft gleich schwimmenden Inseln eine ganze Versammlung von Schiffen mit sich. Vielleicht begegnet Euch auch die lange dunkle Masse eines jener riesigen Oceandampfer, welche die Verbindung mit Europa befördern. Kleine Ruderboote und winzige Schiffchen mit Segeln gleiten zwischen den großen Kauffahrern durch. Ihr seht die Flaggen aller Nationen, ein ausdrucksvolles Bild des großen Welthandels.

Doch bevor Ihr alle diese Eindrücke in Euch zurecht legen könnt, verliert sich Euer Schiff in einer der langen Reihen von Fahrzeugen. Ihr seid gelandet.

B.

Humbug und Barnum.

„Aber was ist denn eigentlich Humbug, wer ist Barnum?“

Humbug ist groß und Barnum ist sein Prophet.

Sie schütteln unbefriedigt den Kopf, wiederholen Ihre Frage und doch kann ich sie kaum anders beantworten. Ich könnte freilich noch hinzufügen, der Humbug ist die Poesie des Amerikaners, durch ihn wird ein Gegenstand gewissermaßer in Verse gebracht und in Musik gesetzt; er ist der Rythmus und die Melodie zur Alltäglichkeit des amerikanischen Lebens. Aber auch damit ist wenig oder nichts gesagt und was nützt Ihnen das? Sie sind damit um keinen Schritt weiter, Sie haben höchstens eine Umschreibung, eine aus dem Wesen des Ganzen herausgerissene Bestimmung, aber keine Definition, und ich gestehe Ihnen offen, ich kann sie Ihnen beim besten Willen nicht geben.

Oder haben Sie etwa eine Definition für „esprit“? Nein! Sie können das Wort nicht einmal übersetzen, denn es entspricht nicht immer unserem „Geist“ und ist eher der Parfüm des Geistes, jener geistige Duft, der Sie im Augenblicke entzückt und ebenso schnell wieder verfliegt. Versuchen Sie einmal einem Nichtdeutschen das Wort „gemüthlich“ zu übersetzen, geschweige denn zu erklären! Hier hören alle Mittel und Hülfsquellen der Sprache, hier hören alle Kategorien auf und hier fängt — wenn ich so sagen darf — das Sprachgefühl an; hier muß die Logik des Gedankens der Realität der Sinne, des Fühl- und Greifbaren das Feld räumen, vielleicht eben deshalb, weil in jenen Bezeichnungen sich das Wesen oder wenigstens eine wesentliche Seite des Volkscharakters ausspricht und dieser nie a priori konstruirt werden kann. Oder wird wohl Jemand den gemüthlichen Deutschen oder den französchen homme d'esprit begreifen und verstehen, wenn er nicht Jenen in der Kneipe kannegießern und seine Fürsten- und Familienliebe treiben, oder wenn er nicht Diesen in einem Pariser Salon schimmern oder glänzen sieht? Und sie lernen den Humbug nie verstehen, wenn Sie nicht nach Amerika kommen, denn dieses ist so gut das Land des Humbugs, als Deutschland das Land der Gemüthlichkeit und Paris die Stadt des esprit ist.

Ich will aber jetzt mit Hinweglassung aller gelehrten Definitionen versuchen, Ihnen auf rein empirischem Wege wenigstens einen annähernden Begriff des Humbugs und Barnums zu verschaffen, denn dieser ist der personifizirte Humbug und jener der idealisirte Barnum. Lassen Sie uns zuerst

den fleischgewordenen Humbug in der Person des Herrn Phineas T. Barnum betrachten.

Wenn Sie in New-York von der Batterie aus den Broadway hinaufgehen, so sehen Sie zur rechten Hand, an der Ecke von Annstreet, gegenüber dem Park und dem Astorhause, dem unstreitig großartigsten Theile der Stadt, ein hohes, pallastartiges Haus. Seine Wände sind mit den wilden Bestien aller Zonen bemalt, seine Fenster und Dächer zeigen die Fahnen, Flaggen und Wappen aller Völker der civilisirten und uncivilisirten Welt, und sein Altan ist Tag und Nacht von einer Musikbande besetzt, von der man aber wegen des Lärmens auf der Straße keinen Ton hören kann. Bei Nacht brennt an der den Broadway und Park beherrschenden Ecke sogar eine künstliche Sonne und zeigt dem unten stets gaffenden und harrenden Volke die „Mammuths-Inschrift“: Barnum's Museum. Dies ist der Tempel, welchen der größte Mann seiner Zeit dem Gotte seines Jahrhunderts erbaut hat. Stehe still, Wanderer, neige Dein Haupt in Ehrfurcht und beuge Dich drei Mal vor dem nimmer ruhenden noch rastenden Geiste dieses großen Mannes, der dem Volke seine liebsten und tiefsten Geheimnisse abgelauscht und in diesen Hallen transcendentalisirt hat. Ja ich wiederhole es: „Der Humbug ist groß und Barnum ist sein größter Prophet!“

Indessen gab es eine Zeit, da war Phineas T. Barnum weder groß, noch seine halbe Million werth, da gehörte ihm noch nicht jenes stolze Gebäude, da war er noch nicht Candidat für die Gouverneursstelle des Staates Connecticut, da zierte sein Bild noch nicht die Dollar-Bills einer Bank. Nein, da war Barnum noch ein bescheidener Kürschner-Gesell, der kaum selbst einen Dollar besaß; da hatte er noch nicht erkannt, was die amerikanische Welt im Innersten zusammenhält, da hatte er noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen, noch nicht vor dem allmächtigen Dollar gekniet. Es ging ihm aber wie allen Genies. Jahrelang bewegte er sich in Kreisen, die nicht für ihn geschaffen waren, auf engen Bahnen, die durch die Alltäglichkeit des gemeinsten Erwerbsschlendrians liefen. Aber Barnums unruhiger Geist ließ sich nicht lange an die Krippen der Gewohnheit fesseln, er durchbrach vielmehr, im harten Kampfe gestählt, die Schranken des Zufalls und stand plötzlich, leuchtend wie ein Meteor, vor den Augen des staunenden Publikums.

Was kümmert uns darum auch der mythische Barnum, der Barnum vor seinem öffentlichen Auftreten? Mag er nun im Staate Connecticut zu Danbury oder in einer der sechs übrigen Städte geboren sein, die sich um die Ehre streiten, sein Geburtsort zu heißen, mag er außer dem Kürschnerhandwerk noch Schriftsetzerei oder eine Agentur betrieben haben, mag er demokratischer Stumpredner, oder, wie es heißt, Seifensieder gewesen sein; all das kann uns nur

wenig interessiren und mag Ihnen blos beweisen, daß man hier so gut wie in Europa nur ein großer Mann zu werden braucht, um auf seine Rechnung ganze Dutzende von Mährchen, Anekdoten und Erfindungen in Umlauf gesetzt zu sehen.

Kurz und gut, der historische und unser Barnum tritt erst gegen Ende der dreißiger Jahre auf den Schauplatz. Damals kaufte er auf Credit und für ein Spottgeld zwei Menagerien mit einigen abgemagerten Bestien und einem ihnen entsprechenden ähnlichen Inventar. Die früheren Besitzer hatten sich damit so ziemlich ruinirt und auch unser Phineas konnte anfangs nicht recht in die Höhe kommen. Denn wer Geld einnehmen will, muß hier mehr als irgendwo anders auch welches auszugeben haben, und das Letztere vermochte er noch nicht. Er konnte weder in den Zeitungen ellenlange lobpreisende Annoncen bezahlen, noch Tausende von riesigen Plakaten an allen Ecken anschlagen, noch ganze Schaaren weißgekleidete Jungen als seine Garde mit kolossalen an langen Stangen befestigten Ankündigungen durch alle Straßen von New-York ziehen, am allerwenigsten aber ein Musikkorps mit einem Wagen durch die Stadt ziehen lassen und diesen sammt seinen zwanzig langgespannten Pferden von oben bis unten mit Annoncen bekleben. Wo in Amerika keins dieser Mittel angewandt und zum Uebermaße ausgebeutet wird, da herrscht Mißtrauen gegen die Realität des Unternehmers und Niemand besucht ihn, er bleibt als ein Lump bei Seite liegen und mag froh sein, wenn er sein kärgliches dunkles Dasein durch einen knappen Verdienst fristet. Hier schmuggelt sich kein selbst noch so unbedeutendes Unternehmen mit sanfter Leisetreterei ins Leben ein, hier erwartet es nie einen vielleicht später sich ergebenden Gewinn als Belohnung seiner Solidität. Nein, dem Charakter des Volkes entsprechend bläht sich hier Alles auf, bis es entweder platzt und wie eine Seifenblase zerspringt, oder bis es endlich fett wird und den früheren leeren Raum mit blanken Dollars füllt. Das wußte Barnum recht gut und seinen Grübeleien über Verbesserung seiner Lage, über zahlreicheren Besuch seiner noch immer leerstehenden Hallen kam ein an sich unbedeutender Umstand plötzlich zu Hülfe.

Er hörte nämlich von einem Ochsentreiber, der eine Trift Buffalos (wilde Stiere) nach dem Osten trieb, um sie dort für Geld öffentlich zu zeigen. Der Besitzer der Thiere, der sich eben nicht auf das Geschäft verstand, hatte auf der Reise so viel Schulden gemacht, daß seine Gläubiger Beschlag auf die Büffel legen ließen. Diese Nachricht benutzte Barnum. Er wußte einen wohlhabenden Freund für sich zu gewinnen, eilte sofort nach Utica, wo die Stiere standen, kaufte sie für ein Spottgeld und brachte sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem New-York gegenüberliegenden Dorfe Hoboken. Ein gewöhnliches

Menschenkind würde die Büffel geschlachtet und, weil ihr Fleisch etwas Ungewöhnliches, sich einen kleinen Preisaufschlag pr. Pfund erlaubt haben; ein unternehmender Mann hätte sie vielleicht ausgespielt und durch Tanz und Feuerwerk anziehender gemacht; ein industrieller Spanier endlich hätte wahrscheinlich ein Stiergefecht gehalten und durch solch ungewohntes Schauspiel zwar die New-Yorker Ladies herbeigelockt, aber auch sicher ein Paar seiner Thiere eingebüßt. Nicht so Barnum. Sofort nach seiner Rückkehr schloß er mit dem Besitzer der drei über den Hudson nach Hoboken gehenden Fähren einen Vertrag ab und miethete für einige Tage dessen sämmtliche Boote. Kaum war dies Geschäft abgemacht, so las man an allen Straßenecken von New-York riesenhafte buntgedruckte Anschlagzettel, in denen Barnum ankündigte, daß an den und den Tagen in Hoboken eine große Büffeljagd stattfinden würde. Ausrufer in buntbemalten, unförmlich auffallenden Wagen durchzogen mit Musikbegleitung die Stadt und unterrichteten das Publikum von der beabsichtigten Jagd. „Zwanzig echte Büffel, so eben erst in den Prairien des Westens gefangen, würden von wilden Indianern auf vaterländischen wilden Pferden gejagt werden, frei, gratis, umsonst, für nichts als die Ueberfahrtsgebühr" (die Barnum bloß auf den doppelten Preis erhöht hatte). Wer die Beweglichkeit des New-Yorker Volkes kennt, dem ist es begreiflich, daß Alt und Jung zur festgesetzten Zeit nach Hoboken strömte. Drei Tage hindurch konnten die Boote die herbeieilende Menge nicht fassen. Natürlich hatte Barnum ein Dutzend New-Yorker Bummler als Indianer verkleidet, welche mit langen Speeren hie und da einem der ganz friedlich im Kreise gelagerten Büffel eins versetzten. Von einer Jagd konnte aber eben so wenig die Rede sein, als von einem Kampfe. Das Publikum schrie und murrte, rief Humbug und wieder Humbug; aber es mußte sich mit dem Schreien begnügen und konnte nichts zurückfordern, da es ja auch nichts bezahlt hatte. Barnum ließ sie ruhig schreien und lachte sich ins Fäustchen, denn er machte mit dieser Operation mehrere Tausend Dollars und legte dadurch den Grund zum zahlreichen Besuche seines Museums, zu seinem großen Rufe und seinem bedeutenden Vermögen.

Es geht dem Amerikaner wie dem Russen, den er irrthümlich als seinen Antipoden betrachtet: er lacht, wenn man ihm für einen schlechten Witz oder einen guten Humbug sein Geld abnimmt. In diesem Charakterzuge liegt unendlich viel Kindlichkeit und Gutmüthigkeit; er äußert sich darum auch bei allen in den ersten Stadien ihrer Entwicklung begriffenen Völkern. Auf diese Thatsache gründet der freie Psychologe Barnum seine Spekulationen und sein Glück.

Kaum hatte er also — um mit meiner Erzählung fortzufahren — mit

der sogenannten Büffeljagd sein erstes Geld gewonnen, so miethete er sein jetziges Haus an der Ecke von Broadway und Annstreet, und richtete dort sein großes Museum ein, das bald durch alle nur aufzutreibenden Merkwürdigkeiten, Abnormitäten, Mißgeburten und Absonderlichkeiten der Sammelplatz der Neugierigen wurde. Zu jener Zeit bildete die erste Reise des Obersten Fremont durch die Felsengebirge das fast ausschließliche Thema des Tages. Allerlei neue Erscheinungen aus der Thier- und Pflanzenwelt kamen zum Vorschein, ein abenteuerlicher Gegenstand überbot den andern, eine neue Entdeckung folgte der andern. Plötzlich verkündet Barnum mit seinen gewöhnlichen riesenhaften Anschlagezetteln, mit seinen Musikanten und lobpreisenden Annoncen, daß er mit enormen Kosten in sein Museum ein schwarzes, ganz wolliges Pferd gebracht habe, das vom Obersten Fremont in den Felsengebirgen aufgefangen sei. Ganz New-York staunte ob der neuen Entdeckung. Die Zeitungen diskutirten sie als eine Frage von öffentlichem Interesse und wenn die Aufgeklärten sich stark gegen die Möglichkeit einer solchen Erscheinung aussprachen, so entgegnete Barnum lakonisch: „Kommt her zu mir, alle die ihr ungläubig und vernagelt seid, ich will Euch überzeugen!“ Und sie kamen Alle, groß und klein, wer nur zwei Beine und zwei Schillinge hatte. Wirklich, Barnum hatte nicht gelogen! Es stand leibhaftig da, das wollige Pferd, schwarz gekräuselt, nicht größer als ein Mustang, es ließ sich befühlen, streicheln und betasten. Da Wochen vergingen, ehe ihm ein zu gründlicher Liebhaber das wollige Fell verschob, so hatte Barnum Geld genug gemacht und da das Publikum sich nicht unwillig zeigte, sondern nur über sich selber lachte, so folgten natürlich diesem Humbug bald unzählige andere auf dem Fuße nach.

Ich kann sie Ihnen unmöglich alle berichten, denn sie würden ein dickleibiges Buch in Anspruch nehmen. Ich überlasse diese Arbeit vielmehr dem spätern Biographen Barnum's, der alle Thaten seines Helden in chronologischer Folge verzeichnen und namentlich nicht vergessen möge, auf ihren innigen Zusammenhang mit der ihnen parallel laufenden Tagesgeschichte hinzuweisen. Lassen Sie mich daher nur im Fluge dem eben entworfenen Bilde Barnum's einige ergänzende Züge beifügen. Zur Zeit des mexikanischen Krieges, als alle Welt sich mit Santa Anna, dem feindlichen Feldherrn, beschäftigte, hatte Barnum's Museum plötzlich das Bein aufzuweisen, welches Jenem in der Schlacht bei Buena Vista abgeschossen sein sollte. Die Freude über den gewonnenen Sieg und über die ausgestellte National-Trophäe war so groß, daß Niemand daran dachte, jenes sorgfältig in Spiritus aufbewahrte Bein brauche gerade nicht von Santa Anna herzurühren, der denn auch in jener Schlacht nur ein künstliches Bein verloren hatte, welches er seit der Belagerung von Vera Cruz (1838), wo er sein natürliches verlor, trug. Wie zur Zeit der

politischen Ebbe drüben bei Ihnen die Zeitungsenten auftauchen, so entsteigt hier bei derartigen Verlegenheiten stets den Journalen das Meerweibchen. Die Frage, wo es sich gezeigt und wie es ausgesehen habe, wird dann vom Volke mit mehr Eifer und Erbitterung verhandelt, als die bevorstehende Präsidentenwahl und die Presse theilt sich dann sogar in eine meerweibliche und eine meerunweibliche. Unversehens besänftigte Barnum den Streit, denn er verkündete mit Pauken und Trompeten, mit Pfeifen und Trommeln, mit häuserlangen Annoncen und seiner Garde, daß so eben ein wunderschönes Exemplar eines Meerweibchens in sein Museum gebracht und dort zu sehen sei. Ein Schiffskapitain habe es an der New-Foundlandküste gefangen, in Spiritus gesetzt und für eine enorme Summe der Barnumschen Anstalt überlassen. Natürlich wurde jetzt der alte Streit auf ein neues Gebiet gezogen. Es handelte sich bloß noch um die Frage, ob das aufgestellte Meerweibchen echt oder unecht sei? Aber wie es immer geht, wenn der Enthusiasmus oder die Aufregung zu groß ist, die Zweifler und Nüchternen wurden überhört, und die Mehrzahl glaubt an die wirkliche Existenz des Wunders; hat sie doch bei Barnum den unnachahmlich schönen Vordertheil, Kopf, Hals und Brust gesehen und bewundert und hatte sie sich dort auch von der wirklichen Verschmelzung des vordern Körpers mit einem häßlichen fischartigen Hintertheile überzeugt. Daß ein ausgezeichneter Pariser Künstler die wirklich meisterhafte Arbeit für einige tausend Dollars angefertigt hatte, stand zwar in den Büchern des Zollhauses; aber wer hat denn auch immer Zeit und Gelegenheit, diese einzusehen?

Ich erinnere mich noch mit unauslöschlichem Gelächter meines ersten Besuches bei Barnum. Es war an einem 4. Juli, dem ersten, den ich in den Vereinigten Staaten verbrachte, als ich den Tempel des Humbugs zum ersten Mal betrat. Menagerie, fremde Merkwürdigkeiten und Schauspiel interessirten mich wenig; ich war desto gespannter auf den spezifisch Barnumschen Theil des Museums. Da sah ich gleich an der Thüre einen Negerjungen, der eine ganz helle Gesichtsfarbe hatte und sich selbst weiß gewaschen haben sollte. Zur besondern Feier des Tages wurde Washington's Amme gezeigt, eine alte runzelige Schwarze, die ungefähr 80 Jahre zählen mochte, die aber, da Washington 1732 geboren ist, wenigstens 140 Jahre hätte alt sein müssen, um dem ihr octroyirten Charakter zu entsprechen. Nichts destoweniger wurde sie von den anwesenden Amerikanern mit einer Art religiösen Respekts betrachtet. Gleich hinter der Pseudoamme saß ein alter, gebrechlicher Mann, der kaum mehr aufrecht stehen konnte. Wer ist denn das? fragte ich den Führer. „Das ist der letzte noch Lebende der Bostonier, die als Indianer verkleidet den englischen Thee in den Hafen von Boston warfen und durch

diesen Akt den Unabhängigkeitskrieg eröffneten." In einer andern Ecke sah ich einen dicken, unbehülflichen, im Fett fast erstickenden Mann, unmittelbar neben ihm einen spindeldürren, abgemagerten Menschen, bei dessen bloßem Anblick man sich selbst elend fühlte. — „Jener ist der dickste und dieser hier der dünnste Mensch in der Welt," erläuterte der Führer mit großem Pathos. Sie müssen nämlich wissen, daß der Amerikaner mit seinen Superlativen und Hyperbeln etwa ebenso freigebig ist, wie der deutsche Zeitungsschreiber mit dem Worte Staatsmann, vielleicht eben deßhalb, weil man ihn heutzutage nur von Hörensagen kennt.

Erst durch das Engagement Jenny Lind's wurde Barnum überall in Europa bekannt. Sie wissen daher, daß hier das erste Billet zu ihrem ersten Conzert mit einigen hundert Dollars bezahlt wurde; aber Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß Barnum's Schwager es kaufte und daß beide Schwäger sich mit jenem Gebote nur ein Scheingefecht lieferten, um andere Narren in die Falle zu locken. Natürlich gingen sie hinein. Boston wollte New-York überbieten, dort zahlte ein „Kunstliebhaber" etwa 500 Dollars für das erste Billet, und Newport, ein unbedeutender Badeplatz, that es Allen zuvor, denn hier stieg in der Auction ein einziges Billet auf 780 Dollars. Sie konnten sich drüben nicht genug wundern, daß Jenny Lind hier wie eine Königin empfangen wurde, Sie schoben ungerechter Weise diese Huldigungen auf Rechnung des amerikanischen Kunstsinnes. O du gerechter Himmel! Was der amerikanische Kunstsinn unter der Straßenbevölkerung New-Yorks bedeutet, werden Sie inzwischen wohl an Madame Sonntag gelernt haben, der kein Barnum als Herold voraufging und der daher bei der ihr zu Ehren gegebenen Serenade wirklich barbarische Beleidigungen zugefügt wurden. Also nicht der Kunstsinn, sondern Barnum schuf jene glänzende Aufnahme. Dieser versteht, wie jeder große Mann, nicht allein die öffentliche Meinung zu bearbeiten, sondern auch zu schaffen. Schon acht Wochen vorher, ehe die große schwedische Künstlerin hier war, sprach alle Welt von ihr, man sah ihrer Ankunft wie einem öffentlichen Ereigniß von großer Wichtigkeit entgegen. Barnum setzte 200 Dollars für das beste Preisgedicht zu ihrer Begrüßung aus. Selbstredend versuchten sich alle Poeten und Poetaster — Bayard Taylor, ein junger, talentvoller Schriftsteller und Mitredakteur der Tribüne, erhielt den Preis. Für das Gedicht mußte natürlich auch eine Musikbegleitung geschaffen werden — wiederum dasselbe Manöver. Alle Componisten setzten sich in Bewegung, Alles schwärmt für Jenny Lind; Componisten, Autoren, Redakteure, Buch- und Musikalienhändler sind mit ein paar hundert Dollars zu ihren unverbrüchlichen Verbündeten gemacht. Es galt nur noch, die Quacksalber, Friseure, Kammermädchen und Ladies zu gewinnen. Nichts leichter als dieses! Barnum setzte 200 Dollars Belohnung

aus für denjenigen, der den besten Haarbalsam für Jenny Lind's „herrliches blondes Haar“ und seine Conservirung erfinde. Große Erwartung und Spannung in Boudoirs, Parlors und unter den Nähmädchen! — bis endlich ein Haarkünstler vom Broadway den Sieg davon trägt. Das Glück des Mannes ist gemacht. Alle Welt will Jenny Lind-Balsam auf den Kopf und ist zum Voraus überzeugt, daß diese ihn auch durch ihren Gesang in jedes Herz tragen werde. Können Sie sich jetzt noch über den Enthusiasmus, über Ehrenpforten und Pferdeausspannen wundern?

Der Jenny Lind-Humbug zeigt übrigens deutlich, daß Barnum nur auf einheimischem Boden groß ist und sich nur hier nicht in der Wahl seiner Mittel vergreift, denn als er mit ihr in Havana dieselben Manöver wiederholen wollte, warf ihm das Volk die Fenster ein, ja es hätte ihn, wäre es seiner habhaft geworden, selbst gesteinigt. Er mußte sich Hals über Kopf mit seiner Nachtigall aus dem Staube machen.

Kaum hatte sich Jenny Lind von Barnum zurückgezogen, so trug eine neue Erscheinung dessen Ruhm durch das ganze Land. Acht kolossale Elephanten, die Barnum in einem besonders dazu gedungenen Schiffe aus Ceylon direkt importirt hatte, zogen einen niedlichen, feinen Wagen, in welchem der Zwerg Tom Dumb ganz behaglich saß, während ein ebenso zwerghafter Livreebedienter auf dem Wagenschlage der Winke seines Herrn harrte. Diese sonderbare Equipage zeigte sich ganz unerwartet auf dem Broadway und in den belebtesten Theilen der Stadt; Sie können sich darum das Erstaunen von ganz New-York wohl vorstellen. Jetzt sind die Elephanten Barnum's Menagerie einverleibt, und dieser selbst wohnt augenblicklich in Bridgeport auf seinem prächtigen Landsitze, auf seinen Lorbeeren ruhend und neue Unternehmungen ersinnend. Er ist Agitator für das Temperenzgesetz, und wird durch diesen Humbug vielleicht sein langersehntes Ziel erreichen, welches nichts anderes ist, als die Gouverneursstelle des Staates Connecticut. An Fähigkeit für dieses Amt dürfte er nicht leicht von einem andern Politiker der Vereinigten Staaten übertroffen werden. Wer kann es wissen, ob der „Napoleon des Humbugs,“ wie der „Herald“ seinen Feind Barnum nennt, nicht noch dereinst Präsident dieser Musterrepublik wird, ob er dann nicht Cuba auf Aktien erobert, Canadas und Irlands Annexation einer Versicherungs-Compagnie auf halben Gewinn und Verlust überläßt, und in Japan und China mit Hülfe der Stockjobber und Börsenspekulanten das Temperenzgesetz und das Christenthum einführt?

Ich bin vielleicht weitläufiger geworden, als ich selbst beabsichtigte, aber Sie werden mich hoffentlich nicht tadeln, daß ich auf Unkosten meines Helden einmal gegen die Regeln der Oekonomie sündigte. Ich will Ihnen darum

auch alle Schlußfolgerungen aus den berichteten Thatsachen selbst überlassen und bloß auf eine Frage antworten, die ich Sie im Geist an mich stellen sehe. „Wie ist es aber nur möglich," werden Sie mir einwenden, „daß ein Mann wie Barnum hier eine solche Bedeutung gewinnen, daß er trotz seiner oft so plumpen, höchstens auf den Ungebildeten berechneten Effecte seine Stellung behaupten kann?"

Ich erwidere Ihnen: hier ist Alles möglich, weil fast nichts natürlich ist. Beinahe alle hiesigen Verhältnisse wurzeln in dem Contraste zwischen der ersten Ursprünglichkeit und der modernen Weltbildung. Amerika hat keine selbständige Vergangenheit, die europäische Bildung ist nur in ihrer Verbildung importirt; es fehlt ihm überall die eigene Entwickelung und Selbständigkeit. Nur hie und da vermochte und vermag es auf die europäische Civilisation, auf die Resultate unserer Wissenschaft ein Pfropfreis zu setzen, das bereits Vorhandene in seiner Ausdehnung anzuwenden. So ist fast überall kein solider Grund und Boden, keine durch die Arbeit voraufgegangener Jahrtausende gewonnene Operationsbasis, kein das Neue und Alte vermittelndes Bindeglied. Das Neue ist zu neu und das Alte zu alt, um eine Verschmelzung einzugehen. So sind hundert Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten gegeben und nur der natürliche Weg des gegenseitigen Durchdringens, des Ineinanderlebens, der Amalgamation ist ausgeschlossen. Wo aber das Unnatürliche in die Rechte des Natürlichen eintritt, da ist auch das Wunder und der Humbug nicht nur möglich, sondern die unausbleibliche Folge, und Sie finden, wie früher im katholischen Europa, so hier im protestantischen Amerika die diesem krankhaften Zustande entsprechenden Erscheinungen. In dem klassisch-christlichen Europa schufen die Menschen, welche das „schnöde weltliche Treiben" anekelte, mit ihrer phantastischen Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, Höherem, ein ganzes Reich von Unmöglichkeiten und Wundern. Es war ihnen Bedürfniß, daran zu glauben, und dieser Glaube versöhnte sie mit ihrem „irdischen" Dasein. In dem unklassisch-christlichen Amerika gibt es kaum Einen im Volke, der, wenn auch nicht immer bewußt, sich doch instinktmäßig zu Zeiten aus dem gemeinen Schlendrian des alltäglichen Lebens und Erwerbes heraussehnte und das Bedürfniß nach etwas Höherem, Idealem empfände. Er findet es aber nirgends befriedigt und fällt, da er den naiven, kindlichen Glauben nicht mehr haben kann, dem degenerirten, dem nicht mehr klassischen Wunder, dem Humbug in die Hände. Er redet sich ein ihn zu glauben, oder glaubt ihn in Ermangelung eines Besseren. Ihrem Wesen nach sind beide Erscheinungen eins, wenn auch die Dekorationen etwas anders sind; die schroffe Kluft zwischen der nüchternsten Wirklichkeit und dem überschwenglichsten Idealismus ist Vater des Wunders wie des Humbugs.

Diese Unnatur bringt es denn auch selbstredend mit sich, daß Sie auf fast allen Gebieten des Lebens demselben Mangel an Einheit, an Harmonie, an Abrundung, und desto mehr schreienden Gegensätzen begegnen. Da haben Sie die Rousseau'sche von Tugend und Philanthropie triefende Republik auf dem Papiere — und daneben die Negersklaverei mit der Peitsche, die absolute politische Freiheit des weißen Individuums — und seine systematische Knechtung durch Familie, Pfaffen und sogenannte öffentliche Meinung, den ungebundenen Fortschritt in allen Zweigen der Naturwissenschaften — und den vollständigen Stillstand in allen übrigen nicht materiellen oder commercialen Dingen, die Locomotive — und den Urwald, die Telegraphenstange — und die Indianerhütte, den Welthandel — und den Gespensterglauben. Diese Widersprüche prägen sich natürlich auch bei jedem Amerikaner aus. Er kommt mir, wo er nicht Kaufmann ist, vor wie ein von Natur reich ausgestatteter Hinterwäldler, der unvorbereitet aus seiner Einsamkeit in die große Welt tritt und Freude an den feineren Genüssen des Lebens zu finden anfängt. Die jüngste Vergangenheit geräth da in Widerspruch mit der Gegenwart; er ist weder in der einen noch in der andern recht zu Hause. Er ist aus seinen alten Kleidern gewachsen und hat noch keine neuen, passenden gefunden; er fühlt das und wird darüber verlegen, er möchte seine Verlegenheit verbergen und er wird komisch. Er läßt sich von allem ihm Unbekanntem imponiren und geräth mit sich und andern in Conflict. Er nimmt heute hundert neue Eindrücke in sich auf und verwischt sie morgen durch hundert andere. Er ist heute glühend begeistert für eine Sache und berechnet sich morgen, daß diese Begeisterung nichts eintragen kann, also unpraktisch ist. Er verschwendet heute Tausende von Dollars und hält morgen die Cents ängstlich zusammen. Er ist Kunstenthusiast und Geschäftsmann, Lebemensch und religiöser Schwärmer. Er begeistert sich für Gemälde, wenn sie von anerkannten Meistern herrühren und ihm als solche gerühmt werden, und er wundert sich, wenn er die Düsseldorfer Gallerie in New-York besucht, daß Herr Düsseldorf ein so produktiver Künstler sei. Er bildet die berühmtesten Statuen aller Bildhauer nach; nur hält er sich zuweilen nicht streng an das Original und verbessert nach eigenem Geschmacke. So sah ich u. A. bei einem der reichsten Bürger in New-York zwei Sphingen ausgehauen, denen der Besitzer blaue Schabracken auf den weißen Marmorrücken gemalt hatte. „Very fine, indeed!" sagten die Vorübergehenden. Sie können auch korinthische Säulenhallen von einer Säule und mit hölzernem Frontispiz finden. Der Amerikaner hält keine stehenden Heere und die höchste Auszeichnung für ihn besteht in einem militärischen Titel, dessen häufige Beilegung hier schon nichts weiter als eine bloße Höflichkeitsform bezeichnet. Er hat Ueberfluß an religiösem Gefühl und baut Kirchen

auf Aktien und Spekulation. Er trägt seinen feinen Patenthut hinten im Nacken und zeigt seine Hände ohne Handschuhe. Er raucht feine Cigarren und trinkt den Champagner mit Branntwein. Er sitzt mit einem feinen Opernglase im ersten Range und speit seinen braunen, gekauten Tabak sammt Jauche auf die seidenen und sammtenen Polster. Er möchte gern Alles sein und er ist es so, daß jede seiner Aeußerungen noch den Beigeschmack seiner jüngsten Vergangenheit an sich trägt. Kurz, er ist nirgends konsequent, er paßt sich den Verhältnissen an, um sie desto besser zu beherrschen, er ist mehr der Mann des Vortheils als der Principien und wird selten in seiner Wahl zwischen Ehre und Gewinn schwanken.

Am nächsten kommt dem Begriffe des Humbugs das Wort Charlatanerie. Diese ist aber in Amerika zu einer solchen Höhe und Vielseitigkeit gestiegen, daß der Ausdruck der alten Welt nicht mehr ausreicht. Auch Täuschungen, die wir schlechtweg Betrug nennen würden, bezeichnet man oft mit dem Worte Humbug, indem man zur Bequemlichkeit diesem Ausdrucke die weiteste Ausdehnung gibt. Es ist daher schwer, die einzelnen Arten des Humbugs zu bezeichnen und hebe ich als die am häufigsten vorkommenden folgende heraus: ellenlange, in bombastischen Hyperbeln anpreisende Anzeigen von Waaren, Medicamenten und Wundertincturen, Curiositäten und Leistungen; dreiste Behauptung eines geheimnißvollen und wunderbaren Ursprungs; dichterische Eingänge einer Ankündigung, welche mit Alexander dem Großen, Cäsar oder Plato und Aristoteles anfangen und auf die Hausnummer eines Schneiders hinauslaufen; die Behauptung, daß irgend etwas von diesem oder jenem europäischen Fürsten bestellt, gebraucht und anerkannt worden; Anknüpfung an Zeitereignisse oder große Unglücksfälle, an welch letzteren in Amerika niemals Mangel ist; Vorgeben einer unmöglichen oder schwer glaublichen Erfindung; Benennung einer ganz gewöhnlichen oder sehr mittelmäßigen Sache oder Leistung mit einem neuen, pomphaften Namen; erdichtete Anerkennungsschreiben z. B. von orientalischen Fürsten; pomphaftes Vorgeben wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke, um die Taschen des Publikums zu leeren; Erdichtung gewinnreicher Unternehmungen zu irgend einer Prellerei; Schaustellung von fabelhaften, betrüglich fabrizirten Curiositäten oder irgend welchen die leichtgläubige Menge anziehenden Dingen, Bestien und wilden oder sonderbaren Menschen; Herumfahren mit einem ungeheuren Wagen, der von zwölf mit Federbüschen gezierten Pferden gezogen wird, irgend eine auffallende Schaustellung oder Anzeige in riesenhaften Buchstaben enthält und eine betäubende Musik von sich ausgehen läßt; ganz einfach vorgegebene Prophezeiungen über den Untergang der Welt; das Vorgeben, eine längst verstorbene Person zu sein oder gar die Leute lebendig in den Himmel zu führen; der frechste

Betrug, die dreistesten Lügen, die mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers, hier der Aristokratie und dort dem Pöbel angepaßt werden: dies ungefähr sind die gebräuchlichsten Arten des Humbugs. Doch ich müßte ein ganzes Buch füllen, wollte ich sie alle beschreiben.

Sie haben von allem diesem etwas in Europa, aber es tritt dort nicht mit solcher Dreistigkeit ans Tageslicht, ist nicht so sehr ein Bestandtheil des täglichen Verkehrs und findet nicht so allgemeine Anerkennung. Auch müssen die Betrüger in Europa ungleich mehr Feinheit anwenden, um zu reüssiren. Cagliostro und St. Germain hätten nur das Viertel ihrer Fähigkeiten gebraucht, um in Amerika das Doppelte zu erreichen. — Kurz, die Charlatanerie ist in Amerika schamloser und allgemeiner als in der alten Welt. Während sie in Europa durchschnittlich von Leuten geübt wird, die man eben als Charlatane kennt, wird hier oft Humbug von Leuten getrieben, welche als höchst anständige Geschäftsmänner gelten; er bringt nicht so leicht Unehre als in der alten Welt; ja Manche glauben, Humbug gehöre zum Geschäft, und unzählige Male hören Sie in Amerika: „Es ist alles Humbug!“

Zu den anfangs auffallendsten Erscheinungen gehört, daß der Humbug selten sein Ziel verfehlt, obgleich alle Welt dessen ausgedehnte Anwendung kennt. Diejenigen, welche selbst den unverschämtesten Humbug treiben, lassen sich gemeinhin wieder vom Humbug Anderer verleiten; denn der Amerikaner ist trotz des Scharfsinns, mit dem er seinen geschäftlichen Vortheil erkennt und auf dem kürzesten Wege zu verfolgen weiß, doch gewöhnlich zu einseitig, um dem täglichen Wirbel des Humbugs auszuweichen. Hiezu gehört schon eine allgemeinere Bildung und ein schärferer Blick in den Werth der Menschen und Dinge, während im amerikanischen Nationalcharakter die Züge der Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und Prahlerei auffallend stark hervortreten.

Der Humbug der Amerikaner bleibt immer im Geleise der nationalen Denkart und wird nicht lächerlich, eben weil er in seinem Elemente ist, während die Deutschen, wenn sie ihn nachahmen, leicht aus dem Takte fallen, etwa wie Europäer, welche die Sprünge und Grimassen des indianischen Kriegstanzes nachäffen wollten. Als Beispiel eines solchen verunglückten und taktlosen Humbugs schreibe ich Ihnen folgende Anzeige des früheren nationalversammelten Herrn J. Förster von Hünfeld ab, wodurch er im letzten Sommer in dem New-Yorker Demokraten und in der New-Yorker Abendzeitung seine neuerrichtete Wirthschaft dem Publikum empfiehlt:

Williamsburgh. **Williamsburgh.**

Wirthschafts-Empfehlung.

Nicht in der Paulskirche zu Frankfurt, nicht in dem Reitstalle zu Stuttgart, nicht im Ständehause zu Kassel, nein — hinter der Bar (Schenktisch) in Nr. 101, Union Avenue — nahe Grand-Street in Williamsburgh, werden mich künftig meine Freunde, Bekannte, besonders meine braven Kattensöhne, wie alle Weltbürger im

„Gasthaus zum Weltbürger,"

dessen Inhalt ich angekauft, vom 1. Juli d. J. an bereit finden, die Wahrheit des Satzes zu beweisen, daß der deutsche Jurist zu Allem, auch zu einem Wirthe recht sei. Nur um Eins bitte ich, mir, als um der Gäste Wohl so sehr besorgtem Minister, die Steuern nicht zu verweigern, sonst müßte ich Haß and Fluchen, wie ich selbst ob dieses schweren Verbrechens gehassenpflugt worden bin. Handeln wir einträchtig, so wird unser Parlament gedeihlichere Folgen haben als das zu Frankfurt. Für den besten Gerstennektar zu sorgen und des Weinstocks edelste Salamander herbeizuziehen, wird meine angelegentlichste Sorge sein und soll es auch an Süßigkeiten für die Damen, wie an eisigen Sächelchen nicht fehlen.

J. Förster.

Indeß wissen manche Deutsche, die längere Zeit in Amerika leben, den Humbug der Amerikaner besser nachzuahmen. Auch in Deutschland kommt Manches vor, was die Amerikaner ohne Weiteres als Humbug anerkennen würden, z. B. die Anzeigen der Vossischen Zeitung über Ausverkauf, oder Louis Drucker's Ankündigungen und die Kunstgriffe, wodurch er zur Zeit seiner Blüthe Gäste in sein Weinlokal zog. Ueberhaupt hat die ungediegene Seite des Berliner Wesens und der Berliner Schwindel viel Aehnlichkeit mit dem amerikanischen Humbug, obgleich man hier das Wort Schwindel (swindle) ebenfalls kennt, aber weniger ausgedehnt anwendet, als in Berlin.

Dieser deutsche Humbug ist aber, mit dem amerikanischen verglichen, nur eine niedrige Pflanze, während er in den Vereinigten Staaten wie ein tropisches Gewächs allenthalben mit mächtigen Blättern und oft goldenen Früchten aufschießt und dem täglichen Verkehr einen eigenthümlichen Geruch gibt. — Die humbuggerische Anzeige ist nur ein Theil des Humbugs, der ganz unberechenbar in allen Zweigen der Geschäfte auftauchen kann. Ueberhaupt liegt die Eigenthümlichkeit des amerikanischen Humbugs weniger im Einzelnen als im Ganzen, in seiner weiten Verbreitung, allgemeinen Wirksamkeit und

der ins Unglaubliche gehenden Uebertreibung der Charlatanerie, welche doch dadurch die Spitze nicht verliert.

Der zur Familie Humbug gehörige Puff hat in Amerika eine andere Bedeutung als in Deutschland. Der Puff besteht in der Anpreisung der Waaren, Fabrikate und des Besitzthums Anderer, um die Aufmerksamkeit des Publikums darauf zu lenken und Kunden, Käufer, überhaupt Leute zu Geschäften herbeizuführen. Ganze Städte, Landstriche und Staaten wie z. B. Michigan und Wiskonsin werden gepufft, vorzüglich um Einwanderer dahin zu locken. So gestand ein Correspondent der in Washington erscheinenden „National Era“ 1851 ein, daß Cincinnati, die „Königin des Westens“ zu sehr gepufft worden sei. Der Puff wird in den Zeitungen größtentheils nicht in den für Anzeigen bestimmten Spalten, sondern unmittelbar unter dem Redactionsstrich angebracht, wo er zuweilen als „Eingesandt,“ „Anerkennung“ u. dergl. vorkommt. Bei den meisten Zeitungen finden Sie, wenn der Redacteur dieses Fach nicht selbst übernimmt, einen Menschen, der alle Arten von Puff und Humbug fabrizirt und sich seine Arbeit, wenn auch nicht nach der Länge, doch nach den darin angebrachten Witzen und Uebertreibungen gut bezahlen läßt. Ich kam auf eine höchst komische Weise hinter diese Thatsache:

Vor mehreren Jahren, zu Anfang meines Aufenthalts in Amerika redigirte ich eine Zeitlang eine deutsche Zeitung. Als ich eines schönen Morgens gerade einen Artikel über die großartige Bedeutung des kaum erfolgten Erwerbes von Californien schrieb und eben im Begriffe war, China und Japan in den Kreislauf der europäisch-amerikanischen Entwicklung zu ziehen, trat ganz unerwartet ein Mann an meinen Tisch und sagte, mit der Hand aufschlagend: „Hier ist doppelter cash down, aber nun „fixen“ Sie mir ihn auch gut.“ Ich verstand weder den doppelten cash down, noch den „ihn,“ bemerkte daher etwas aufgebracht, die Expedition sei oben, und er möge dort seine Zahlungen anbringen. „Aber mein Gott,“ rief der Mann noch ärgerlicher, „begreifen Sie mir denn nich? Sie sollen mir bloß in ihrem Blatt einen guten Puff auffixen und davor bezahle ich Ihnen doppelt. Ich bin Hutmacher, und wenn sie ihn (den Puff nämlich) recht gut machen, so schenke ich Ihnen außerdem noch einen Hut.“ Ich verstehe mich nicht auf den Humbug, lieber Herr, erwiderte ich abwehrend, indem ich meinen Ideengang wieder aufnehmen wollte. „Goddam!“ unterbrach mich der Hutmacher halb empört, ein Zeitungsschreiber und will keinen Humbug verstehen, jedes Blatt hat seinen Humbugger, und wenn ich zum „Herald“ gehe, so bezahle ich ihm nicht mehr als Ihnen. Ich kann auch humbuggen und thue es auch, denn jedes Geschäft ist hier zur Hälfte Humbug, aber ich kann nicht so gut wie Sie mit der

Feder umgehen, darum sollen Sie mir ihn schreiben. Sehen Sie, nennen Sie meine Hüte die unübertroffenen Lieblinge der Mode, mein Lager ein Riesen-, ja ein Mammuth-Magazin, das größte des Universums, sagen Sie, daß ich wegen meiner Schleuderpreise als Verschwender unter Curatel gestellt zu werden verdiene, und setzen Sie noch einige Verse von einem vaterländischen Dichter, wie etwa Gellert, hinzu, und Ihr Theil am Humbug ist fertig." Und dann? fragte ich gespannt. — „Dann, nun dann," fuhr er fort, „lasse ich mir einen Holzschnitt anfertigen, wo sich ein Mann vor meinem Hute rasirt und dieser sein Bild wie ein Spiegel wiedergibt, und darunter lasse ich setzen: „Hüte, welche wirklich Hüte sind, kauft man beim Unterzeichneten" — sehen Sie, dann habe ich den Humbug „gefirt." Ich dankte für die Belehrung, blieb aber bei meiner Weigerung. „Sie verstehen Ihr Geschäft nicht," sagte der Hutmacher im Weggehen, „nein, Sie verstehen es nicht, Sie sind noch zu grün, Sie können unmöglich Geld machen. O, ich verstehe das meinige besser, und," so schloß er zu seiner Beruhigung, „hier ist ja Alles Humbug, so wahr ein Gott im Himmel lebt, in Amerika ist Alles Humbug; ganz Amerika ist ein Humbug!"

Ja wahrhaftig, es ist Alles Humbug! Der Mann hatte nicht so ganz Unrecht. Hier der Napoleon des Humbugs und drüben der Humbug Napoleons — und die Welt beklatscht beide! Lachen Sie doch, Freund, lachen Sie mit mir und wiederholen Sie mit nimmerendendem Gelächter oder mit stummer Verzweiflung: „Es ist Alles Humbug!"

Ihr

Fr. K.

Aus Independence, Staat Missouri.

20. Juli 1852.

Sie erhalten, meinem Versprechen gemäß, diese Zeilen noch aus dem Gebiete der anglo-amerikanischen Civilisation, aber ich befinde mich hier an ihrer westlichen Grenze. Zehn bis zwölf Meilen von hier liegen in der Richtung der Santa-Fe-Straße die letzten Farmen in der beginnenden Prairie. Etwas weiter hinaus, aber schon im Indianergebiet, ist noch ein Missionsort, wo die Methodisten an der Seligkeit einiger halbcivilisirten Rothhäute arbeiten, — dann folgt die wirkliche Wildniß mit dem wirklichen Wilden, und, wie ich hoffe, auch mit Wildpret, sonst müßte ich drei Monate lang Speck essen.

Independence hat denn auch ganz den Charakter eines Grenz- und Speditionsplatzes. Große Wagnerwerkstätten, deren weite Höfe mit neuen, roth angestrichenen Frachtwagen erfüllt sind, umgeben die kleine Stadt, und die gesammten Geschäfte drehen sich um die Bedürfnisse der Handels- und Emigrantenzüge, die von hier, wie von einigen andern Stationen am Missouri, nach Alt- und Neu-Meriko, Utah, Californien und Oregon gehen. Nach allen diesen Ländern führen von hier zwei Hauptfahrstraßen, die sich in weiterer Ferne verzweigen, durch die Grasfläche. Wie Dr. Wislicenus erzählt, steht oder stand einige Tagereisen von hier entfernt, in der Prairie ein Wegweiser, an dessen einem Arme die Worte „nach Meriko," am andern „nach Oregon" zu lesen waren — ein wahrer wholesale-Wegweiser, wie es nur in Amerika einen geben kann. Zu manchen Zeiten des Jahres ist es durch den Verkehr mit diesen fernen Gegenden hier sehr lebhaft. In diesem Frühjahr ist die Zahl die Emigranten nach Californien, welche sich hier gesammelt, sehr groß gewesen, und die Stadt soll, obgleich die Leute ihre Lager außerhalb zu haben pflegen, einem dauernden Jahrmarkte geglichen haben. Für diese Reise ist die Jahreszeit nun vorüber, da man vor Winter nicht mehr über den Salzsee hinaus kann. Manche Emigranten, die bei den Mormonen über-

wintern, haben indessen noch jetzt Zeit zu reisen, und der Verkehr mit Mexiko und Santa-Fe ist kaum im Winter ganz unterbrochen, so beschwerlich und gefährlich die Winterreise durch die Prairie auch ist.

Independence hatte früher diesen Verkehr über die Plains ausschließlich; jetzt aber macht ihm das 12 Meilen weiter am Missouri aufwärts gelegene Westport den Rang streitig, und noch weiter stromauf folgen sich Fort-Leavenworth, Weston, Saint-Joseph und Council-Bluffs, sämmtlich Abgangsstationen der Auswanderer nach Californien, Utah und Oregon, und die Mormonen haben außerdem noch Kanesville, von wo sie ihren Zug nach dem neuen Jerusalem am großen Salzsee zu machen pflegen.

Um zum ersten Male die große Prairie zu sehen, ritt ich dieser Tage etwa 15 Meilen auf der Santa-Fe-Straße hinaus, bis dahin, wo unter der Obhut von zwei mexikanischen Burschen unsere Maulthierheerde auf der Weide geht, während wir hier unsere Abreise vorbereiten. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen eine romantische Beschreibung der „endlosen Grasfläche" mache. Ich muß aber doch bemerken, daß der Gedanke: so geht es nun fort bis an den Rio-Grande und an die Sand-, Basalt- und Porphyrfelsen von Mexiko — mich etwas afficirte. Während ich an die große Ausdehnung des weiten Raumes dachte, rückte mir, in Folge der gleichförmigen Beschaffenheit desselben, das Ziel meiner Reise unmerklich nahe, und als auf der Straße ein mit Ochsen bespannter Wagen langsam daher kam, neben welchem ein Knabe herlief, der auf meine Frage: „woher?" mir antwortete: „von Mexiko," trat eine vollständige Veränderung der Maße ein, die ich bisher in meiner Einbildungskraft gehabt hatte. Ich hatte bei dieser Gelegenheit auch den Genuß, die Wohllaute der spanischen Sprache wieder zu hören, was nach längerem Beschränktsein auf das halbstumme Genäsel des angelsächsischen Idioms, für ein empfängliches Ohr ungefähr so viel sagt, wie für ein empfängliches Gemüth die Lectüre von Heine's Romanzero hinter der eines Lehrbuchs der einfachen und doppelten Buchhaltung. Und wie gute Lebensart hatten die zwei ruppig aussehenden Kerle, die mir diesen Genuß verschafften! „Euer Gnaden sind wohl in Mexiko gewesen — Sie haben eine so reine Aussprache des Castellanischen" — sagte mir der eine, während der andere, da ich heimwärts ein anderes Thier zu reiten wünschte, schnell das meinige absattelte, darauf sprang, und mit der Brickschlinge in der Hand davonjagte, um ein passendes von der Heerde zu holen. — Hätte ich nicht viele Jahre lang die unschuldigen Wissenschaften, zu denen wohl keine mit größerem Rechte gezählt zu werden verdient, als die Botanik, mit eben so großer Geringschätzung betrachtet, wie jene französische Dame von Stand „die unschuldigen Vergnügungen" — „je n'aime pas les plaisirs innocens", sagte sie einer Freundin, die sich Mühe gab, sie

zu einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande zu bereden — so würde ich Ihnen die schönen Blumen aufzählen, die ich in der Prairie wild wachsen sah, während ich sie in der Schweiz im Garten zog. Es ist mir aber unmöglich, mich auf die Namen zu besinnen. Das Studium der Politik und anderer Wissenschaft, die man nicht wohl zu den „unschuldigen" rechnen kann, ist in der That eine schlechte Vorbereitung, um eine Reise durch die Plains mit Nutzen zu machen, man müßte denn die Kunst, glücklich zwischen den Indianern durchzukommen, Politik nennen. Das Gouvernement zahlt den wilden Indianern dieses Jahr zum ersten Male einen Tribut, um die Straßen durch die Plains sicher zu halten. Leider bleiben die versprochenen Geschenke etwas über die Zeit aus, und es haben sich, wie uns Passagiere der vor einer Stunde angekommenen Santa-Fe-Post erzählen, an dem Orte, wo der Arkansasfluß überschritten wird, 3000 Indianer gesammelt, die nur noch kurze Zeit zu warten Lust haben, und einen allgemeinen Ausbruch von Feindseligkeit aller Indianer gegen die Weißen voraussagen, wenn die Geschenke des Gouvernements nicht bald ankommen.

Wie Sie hier beiläufig entnehmen, läuft zwischen hier und Santa-Fe ein regelmäßiger Postwagen, ich glaube alle Monate einmal. Der heute ankommende sah sehr gut und bequem aus, war mit sechs Maulthieren bespannt und hatte einen von vier Maulthieren gezogenen Beiwagen. Eine ebenso regelmäßige monatliche Personenfuhre geht von Westport (12 Meilen von hier) nach der Salzseestadt. Die Passage mit Beköstigung kostet 150 Dollars.

So befindet man sich hier in einer jener Städte, die, am Rande einer Wüste oder Steppe gelegen, sich einem Hafenplatze vergleichen lassen. Man hat das Kameel das Schiff der Wüste genannt. Das Schiff der Prairie ist der Ochsenwagen, zuweilen der Maulthierwagen. Der letzte nämlich verhält sich zum ersten wie das Dampfschiff zum Segelschiff. Maulthiergespanne sind allerdings viel förderner, aber man scheut sich in der Regel sie für die merikanische Route anzuwenden, aus Furcht, die Habsucht der Indianer zu sehr zu reizen. Diese stehlen keine Ochsen, während ein Pferde- oder Maulthierdiebstahl bei ihnen für eine große und ehrenvolle That gilt, an die das Leben gesetzt wird. „He great horse thief!" antwortete man mit Stolz einem Reisenden, der nach der Bedeutung der vierzig oder fünfzig Pferdeschädel fragte, welche im Kreise um das Grabmal eines großen Kriegers gestellt waren. Nichtsdestoweniger ist es mir lieb, daß wir mit Maulthiergespannen fahren, wenn auch unsere Nachtwachen dadurch ein wenig ernsthafter werden sollten. Die Ochsengespanne sind gar zu unbeholfen, und die Art, wie die Thiere dabei behandelt werden, ist schauderhaft. Ich glaubte schon bei den Ochsenkarren

von Nicarague das ärgste in dieser Beziehung gesehen zu haben; was ich aber vor einigen Tagen beim Abgang einer Santa-Fe-Karavane hier mitten in der Stadt gesehen habe, übertrifft die Lanzenstiche der nicaraguensischen Carreteros, obschon die Thiere von ihnen oft mit Blut bedeckt sind. Hier fiel in einem Gespann von acht Paaren ein Ochs, durch den vier Meilen langen schlechten Weg von Missouri herauf schon erschöpft, gerad vor der Hausthür, in der ich saß, und es war dem armen Thiere, welches von dem Halsbogen des Joches strangulirt wurde, trotz aller Hiebe, Tritte und anderer Fuhrmannsmittel unmöglich, wieder auf die Beine zu kommen. Man bog unter anderem den Schwanz desselben zu einem engen Spiralringe und zog dann an dem Ende, sodaß die Spirale immer enger wurde, bis der Schwanz zu brechen drohte. Vergebener Scharfsinn! — Es wäre meine bescheidene Meinung gewesen, das Thier vor Allem vom Joch loszumachen. Aber da war ich „noch viel zu grün“. Das wird nämlich hier ganz anders gemacht. Man tritt der schon halb erstickten Creatur, die mit der Schnauze auf dem Boden liegt und in schweren Zügen den Staub aufbläst und einathmet, auf die Nasenlöcher, um ihr die Nothwendigkeit des Aufstehens begreiflich zu machen. Da auch dies nichts half, mußte zu ernsteren Mitteln geschritten werden. Man schüttete ein Häufchen Schießpulver unter die Schnauze des Thieres und zündete dieses an. Der Effect war magisch, äußerte sich aber auf den Kameraden des Unglücklichen, mit dem er zusammengejocht war. Dieser machte die unglaublichsten Sprünge, stampfte mit allen vier Beinen auf dem Leibe seines Nebenochsen herum, und drehte ihm dabei mit dem Joch den Kopf um, sodaß das Genick zu brechen in Gefahr war. Erst nach allen diesen fruchtlosen Mühen und Qualen bequemte man sich dazu, dem Thier das Joch abzunehmen und es mit einem Eimer kalten Wassers zu begießen. Es erholte sich nun soweit, daß es sich langsam auf die wankenden Beine richten konnte, versuchte, sowie ihm dies gelungen, einen wüthenden Sprung auf den nächsten seiner Quäler, den es leider nicht zu erreichen vermochte, wurde auf die Seite geschafft und ist Tags darauf mit Tode abgegangen.

Der schönste Punkt zwischen der Ostküste und dieser Westgrenze der Union ist Cincinnati, ein Ort, der gesehen zu werden verdient. Von da den Ohio hinab und den Mississippi und Missouri hinauf sieht der Reisende vom Dampfboote aus nicht viel anderes als die bewaldeten und noch wenig bewohnten Ufer dieser Ströme. Die Farmen scheinen meist hinter dem Uferwald zu liegen. Wo die Flüsse durch die ganz niedrigen, horizontalen, von ihnen selbst gebildeten Thalböden gehen, brechen sie bald auf der einen, bald auf der anderen Seite den sandigen, aber unendlich fruchtbaren Boden ab, während sich auf der entgegengesetzten Seite neue Bänke absetzen und bald mit

einem Walde junger Pappeln, Weiden und Platanen bedecken. Hier und da treten felsige, immer aber mit schönen Bäumen besetzte Hügel an die Flußufer heran. Die wenigen kleinen Ortschaften liegen entweder auf ihrer Höhe oder an ihrer Seite. Im Ganzen macht das Land, von New-York bis hierher, einen durchaus guten Eindruck. Man kann es immer noch einen einzigen von cultivirten Landstücken unterbrochenen Wald nennen, und wer für die Schönheiten eines reichen Baumschlages und mannigfaltiger, massenhafter Waldgruppirungen empfänglich ist, kann seinen Geschmack täglich neu befriedigen. Die Schönheit der Ulmen von Ohio ist oft unübertrefflich, während die Missouriufer ihren Hauptvegetationscharakter durch die Canadische Pappel (cotton tree) und die Platane (sycomore) erhalten. Die Fahrt auf den westlichen Dampfböten hat, besonders in der Hitze, und wenn man, wie es mir ging, gerad über dem Dampfkessel schlafen muß und von diesem nur durch einen Fußboden von ¼ zölligem Holze getrennt ist, einige Unbequemlichkeiten. Doch sind sie reinlich, ziemlich gut möblirt, und die Tafel leistet, für das billige Passagegeld, das Unglaubliche, sodaß man diese Fahrzeuge in der That für die billigsten Boardinghäuser erklären muß. Das Boot, welches mich von St. Louis hierher brachte, der Saint Ange, ging im Liberalismus so weit, daß zur Mittagstafel zweierlei Wein zum Gebrauch ad libitum aufgestellt war, und während im Osten ein Gentleman kaum ein Plätzchen findet, wo es nicht verpönt ist, eine Cigarre zu rauchen, zündeten sich hier auf der Gallerie hinter dem Damen-Salon einige Ladies ihre Pfeifchen an. Das, dächte ich, müßte Ihnen gefallen, und Ihr ungünstiges Vorurtheil gegen den Westen vermindern. Zugleich sind die Menschen, obschon die Ceremonie des Essens auch hier mit dem gebührenden feierlichen Schweigen verrichtet wird, gesprächiger oder wenigstens offener und zugänglicher, als sie mir im Osten zu sein scheinen. Ich habe auch philosophischen Gesprächen zugehört. Von der Geschwindigkeit der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen kam man auf die Flugmaschinen und auf die physikalischen Gesetze der Bewegung, von beiden letzteren Gegenständen ging man auf die Engel über, von denen mit Recht bemerkt wurde, daß sie mit unendlicher Geschwindigkeit fliegen könnten. Ein Skeptiker machte dabei die Bemerkung, daß dies doch seine Grenzen haben müßte, denn auch ein Engel würde doch wohl nicht an zwei Orten zugleich sein können. Es wurde sogleich weiter klar, daß sich hieraus eine beträchtliche theologische Schwierigkeit ergebe, indem die Engel die Boten des Herrn seien, dessen Befehle auf diese Weise gelegentlich nicht mit der nöthigen Präcision vollzogen werden könnten. Von den Engeln ging man zu den knocking und rapping spirits über. Die Sprechenden waren Methodisten und fanden an dem neumodischen Aberglauben, in dem sie einen gewissen Materialismus

oder Naturalismus witterten, keinen Gefallen. Einer von der Gesellschaft machte endlich die entscheidende Bemerkung, daß, es möge sich mit der Sache verhalten wie es wolle, — bis jetzt kein praktischer Nutzen dieses Verkehres mit der Geisterwelt zu sehen sei. Darin stimmten denn alle Uebrigen ein, und die Sache war damit abgethan. Die Leute waren freilich in das Project, die Klopf- und Scharrgeister zur Lösung des Problems der nichtskostenden Kraft zu benutzen, nicht eingeweiht. So weit ist man außer New-York und Philadelphia wie es scheint noch nicht gekommen.

Hier vertreten die Mormonen die Stelle der Geister; nämlich so. Wenn bei Ihnen im Osten etwas geschieht, von dem man die Ursache, oder sage lieber den Thäter nicht kennt, so hat es ein Geist gethan. Hier ist es ein Mormone gewesen. Die Heiligen der letzten Tage befinden sich fast in der Lage jenes Jungen, der mit Zittern eingestand, daß er die Welt geschaffen. Man ist, seitdem ich hier bin, stark mit militärischen Uebungen beschäftigt, und namentlich werden mit der großen und kleinen Trommel sehr martialische Demonstrationen eingeübt, und ich hörte, daß alle diese Rüstungen gegen die Mormonen gerichtet seien.

Hiermit muß ich von Ihnen Abschied nehmen bis ich von Chihuahua schreiben kann.

J..... F.....

Amerikanische Reiseskizzen.

I.

St. Augustine, Florida, 10. Juli 1852.

Ich liege hier im Schatten eines altspanischen Forts und unter einem Himmel, der sein reines Blau den zu meinen Füßen dahinrollenden Wogen des atlantischen Ozeans mittheilt. Die Luft ist entzückend mild und weich. Ich möchte sie mit hundert Lungen einathmen, um meinen kaum vom Fieber erstandenen Körper noch mehr zu stärken und zu erquicken. Während die kühle Brise meine Stirn fächelt, lese ich, in einer Hängematte mich wiegend, die Eroberung Floridas von Ferdinand de Soto, und mein Geist folgt ihm in das Halbdunkel der mittelalterlichen Romantik, welche abenteuerliche Heldenzüge gleich dem de Soto'schen ins Leben rief.

Sie werden diese meine Verirrung vom nüchternen Boden des amerikanischen Materialismus aus vielleicht sonderbar finden; aber wenn Sie bedenken, daß ich augenblicklich in St. Augustine, der ältesten nordamerikanischen und der gesundesten Stadt Florida's bin, und daß ich seinem mit Recht berühmten Clima meine volle Genesung verdanke, so werden Sie mein süßes Nichtsthun, wenn nicht gar beneiden, doch gewiß ganz in der Ordnung finden. Was ist auch natürlicher, als daß ich mich hier in die Geschichte des Ortes und des Landes zurückversetze, hier, wo der unruhige amerikanische Krämergeist noch nicht seine Fangarme ausgebreitet hat, wo nichts Gegenwart ist und wo Alles einer längst abgestorbenen Vergangenheit angehört?

Diese Vergangenheit war aber groß und lebendig. Die spanischen Ritter, welche wegen der Kämpfe im eigenen Lande nicht in den Orient und zum heiligen Grabe gezogen waren, suchten nach der Entdeckung Amerika's gegen die Heiden des Occidents nachzuholen, was sie während der Kreuzzüge versäumt hatten. Sie wollten im Kampfe gegen die Eingeborenen Ruhm und Schätze

gewinnen. Sie gewannen Beides, aber sie fanden hier auch das Grab ihrer Herrlichkeit. Für sie war der ewige Ruhm, aber für den Kaufmann der bleibende Gewinn — und dem Kaufmanne gehört die nachfolgende Zeit und der ganze Continent bis auf die Gegenwart. Ja, wenn sie noch den Quell der ewigen Jugend gefunden hätten, den der tapfere Ferdinand de Soto im Innern Florida's vermuthete und 1539 mit seinen sechshundert Rittern aufsuchen wollte! Es war eine stattliche Expedition dieser abenteuernde Zug de Soto's in ein bisher nur dem Namen nach bekanntes Land, welches durch seine reizenden, blumenreichen Küsten den überspanntesten Hoffnungen auf den Reichthum des Innern Nahrung gab. Die dreihundert portugiesischen Ritter im hellpolirten Brustharnisch und ebensoviel Castilianer in schwerer Seide segelten mit ihrem Führer wie zu einem Freudengelage und Turniere von Havanna nach Florida ab. Dieses enthielt jedoch bei näherer Untersuchung weder den Quell der ewigen Jugend, noch das gehoffte Gold, ja es bot nicht einmal Lebensmittel genug für Roß und Reiter. Unter ewigen Täuschungen und Entbehrungen zog de Soto mit seiner Schaar nach Norden und Westen durch bisher ganz unbekannte Gebiete, bis er an den Mississippi kam und hier an gebrochenem Herzen starb. Er war der erste Weiße, der den großen Strom erblickte und, wenn auch als Leiche, hinunterschwamm; von seinen Rittern gelangten nur Wenige nach Cuba zurück.

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens schreckte die Spanier für ein paar Jahrzehnte von der Eroberung Florida's ab. Aber auch die Franzosen hatten ihr Augenmerk dahin gerichtet, denn das Clima des Landes war überall so berühmt, daß man glaubte, es verdopple die Dauer des menschlichen Lebens. Der Admiral Coligny beabsichtigte dort sogar ein französisch-protestantisches Reich zu gründen. Im Jahre 1562 segelte das erste Geschwader unter Jean Ribault ab, der den St. Johns River entdeckte und das Fort Carolina anlegte. Die Colonie ging aber aus Mangel an Einigkeit zu Grunde, und 1564 wurde unter Laudonnière von den Hugenotten ein zweites Fort unter demselben Namen am St. Johns River angelegt.

Ein Jahr später ließ sich Pedro Melendez von Philipp II. zum erblichen Gouverneur von Florida unter der Bedingung ernennen, daß er das Land für die Krone Spanien erobere, kolonisire und bekehre. Melendez war einer von jenen Conquistadoren, die unter Pizarro eine gute Schule durchgemacht hatten; jedes Mittel war ihm gut, um Gold zu gewinnen und die Ketzer für die alleinseligmachende Kirche zu bekehren. Er hatte sich bei der Eroberung von Spanisch-Amerika und im Kriege gegen die holländischen Protestanten ausgezeichnet, zugleich aber solche Excesse begangen, daß er vor Gericht gestellt und verurtheilt wurde. Der König schenkte ihm nur die halbe Strafe; um indessen

wieder zu Gnaden und Ansehen zu kommen, entwarf Melendez jenen Plan. Am 8. September 1565, dem Namenstage des heiligen Augustin, landete er unter dem 30° der Breite an der Stelle, wo gleich darauf die Stadt St. Augustine angelegt und ein hölzernes Fort erbaut wurde. Nachdem er das Land im Namen Philipp's II. in Besitz genommen, fiel er sofort über die französische Niederlassung her. „Ich bin — so lautet seine lakonische Kriegserklärung — Melendez von Spanien und habe Befehl von meinem König, alle Protestanten hier zu hängen und zu enthaupten. Franzosen, die katholisch sind, will ich verschonen, alle Ketzer aber müssen sterben!" Und er schlachtete 200 Franzosen, die auf den Ueberfall gar nicht vorbereitet waren; an der Stelle des ehemaligen Forts aber errichtete er ein Monument mit der Inschrift: „Nicht als Franzosen, sondern als Ketzer." Der Gascogner Ritter Dominique de Gorgues brannte vor Begierde, seine Landsleute zu rächen. Kaum hatte er die Kunde von Melendez' That erhalten, so rüstete er auf eigene Kosten drei Schiffe aus, segelte 1568 nach Florida und überfiel die nichts Böses ahnenden Spanier in St. Augustine. Er metzelte sie Alle nieder, hing ihre Leichen an den Bäumen des Waldes auf und schrieb darüber: „Nicht als Spanier, sondern als Mörder!"

So wurde der kaum betretene Boden Florida's das Schlachtfeld des europäischen Fanatismus, so fand der das ganze Jahrhundert beherrschende Religionshaß hier zuerst von Europa aus seinen Widerhall, und zwar zu einer Zeit, wo die Bartholomäusnacht und der dreißigjährige Krieg der Welt noch nicht bewiesen hatten, daß selbst eine halbe, ja ganz verpfuschte Idee Millionen Opfer und Ströme Blutes fordert, ehe sie auf ihre Anerkennung im Leben der Völker Anspruch machen darf.

Carl IX. desavouirte selbstredend den Zug von de Gorgues, und Florida wurde ohne den Einspruch fremder Mächte eine spanische Kolonie, deren wichtigster Punkt St. Augustine bis zur amerikanischen Herrschaft blieb. So ist Florida, wenn auch dem Datum seiner Aufnahme nach zwar einer der jüngsten Staaten der Union, doch durch das Alter seiner geschichtlichen Erinnerungen vielleicht der interessanteste Theil von Nordamerika. Wie später in den nordöstlichen Staaten sich das Revolutionsdrama entspann und entwickelte, so knüpft sich noch immer an Florida die romantische Sage und das ritterliche Epos, und wie dort zuerst die althergebrachte politische Routine von der Philosophie des 18. Jahrhunderts siegreich verdrängt wurde, so lag hier der religiöse Fanatismus des Mittelalters mit der Religionsfreiheit der neuen Zeit im Streite, so glänzte hier am Ende seiner Tage das europäische Ritterthum noch einmal in aller seiner Pracht auf, um gleich darauf in den amerikanischen Urwäldern für immer zu verschwinden.

Doch nein, die europäischen Ritter verschwanden zwar, allein das Ritterthum lebt noch fort, wenn auch in seiner Carrikatur im „chevaleresken Süden", in Süd-Carolina, wo die Pflanzer nach dem Vorbild der spanischen Conquistadoren ihre Turniere halten und sich von den schönen, anmaßenden Ladies die Preise austheilen lassen. Wenn nächstens der stolze Palmenstaat der Union wegen der Sklavenfrage den Krieg erklärt, so wird sicherlich die Secessions-Armee in blanker Rüstung oder mit Pfeil und Bogen angerückt kommen. Und dann — zittere Byzanz! — Armer de Soto! Hättest Du das gewußt, Du würdest gewiß Deinen Zug nicht unternommen haben, denn welcher Schmerz müßte es für Dich sein, Dich und Deine stolzen kastilianischen Ritter durch die Nachäfferei unbeholfener Bauernjungen in den Staub gezogen zu sehen!

Aber nicht nur die waffenfähige Jugend des „sonnigen Südens", auch seine übrige Bevölkerung theilt diese Vorliebe für das Mittelalter. So sah ich in Charleston fast ausschließlich in Hotels und Restaurants, in Läden und bei Privaten Bilder, die Szenen aus jener Epoche der Verirrung des menschlichen Geschlechts vorstellen: Ritterfräulein, die auf die Falkenjagd ziehen, Knappen, die mit Speer und Schwert bewaffnet sind, Ritter, die aus den Kreuzzügen heimkehren, Turniere und Burgen, ja — damit dem Ganzen die Abrundung nicht fehle, — die Statuetten des sinnreichen Junkers Don Quixote, hinter welchem Sancho auf seinem Grauchen einhertrabt.

Aber auch der religiöse Fanatismus, der in St. Augustine seine blutigen Orgien feierte, heiße er nun alleinseligmachender Katholicismus, oder starrer Protestantismus, ist in Amerika noch lange nicht überwunden. Zwar erlebt er keine solchen Triumphe mehr, wie unter Melendez und de Gorgues, allein er spukt desto mehr in den Köpfen. Suchen Sie sich willkürlich aus einem paar Dutzend der besseren amerikanischen Romane einen aus und Sie werden finden, daß der ganze Entwicklungsknoten, wenn er nicht in den Revolutions- und Indianerkriegen seine Begründung findet, sich auf die trivialste christliche Anschauung, ja auf die Glaubensdifferenz reduzirt. Natürlich wird die Lösung dadurch herbeigeführt, daß der eine Theil sich bekehrt und zu einer der ebenso zahllosen als abgeschmackten protestantischen Sekten übertritt. Ich erinnere mich, sogar bei Cooper dergleichen abgestandene Conflikte gelesen zu haben. In Europa würde man mit Recht Jedermann auslachen, der jetzt seinen freien geistigen Standpunkt dadurch beweisen wollte, daß er sich zur Sekte der Hugenotten oder Lutheraner bekennt. Anders in Amerika. Hier ist die Religion, wenn auch nicht das einzige geistige Lebenselement, doch der einzige nicht materielle Reibstein der Menschen; die Vorschriften der Bibel, die Glaubenssätze des neuen Testaments sind hier noch nicht von den philosophischen und sozialistischen Schulen und Kritiken verdrängt. Consequenter

Weise findet sich daher bei den Amerikanern derselbe religiöse Fanatismus, welcher die St. Augustine gründenden Spanier beseelte. Diese mordeten, sengten und brannten, Jene nehmen zur Vernichtung ihrer Feinde auch die brutale Gewalt, die rohe Faust, den Pflasterstein und die Verleumdung zu Hülfe: Beides Waffen, die dem Geiste und der Bildung des jedesmaligen Jahrhunderts entsprechen. Es ist wahr, innerhalb der verschiedenen christlichen Sekten herrscht große Meinungsdifferenz, noch mehr Hader und noch mehr Schreierei, vor Allem aber hat Jeder die Freiheit, die ungereimtesten Ansichten geltend zu machen. Gehen Sie jedoch einmal darüber hinaus, wagen Sie es einmal, sich in dieser „christian community" zu den Grundsätzen der neueren deutschen Philosophie zu bekennen — und Sie werden in ein ganzes Wespennest von Vorurtheilen stechen, welchen die Unwissenheit und Dummheit des Volkes den Heiligenschein gewoben und dogmatische Autorität verliehen hat, Sie werden gegen eine Tyrannei anrennen, die ärger ist als der Absolutismus des Kaisers von Rußland. Diese Tyrannei ist die öffentliche Sitte und Moral, die für Alles, was nicht in ihren Kram paßt, ihre fertigen Schablonen hat, die von einer Polizei bedient ist, besser und zahlreicher als die russische, von einer Legion von Pfaffen. Es gibt in der ganzen Sprache nur ein Wort, um Jene, welche religiös, nicht „gesund" sind, der rohen Masse zur Razzia und zum Gesteinigtwerden zu denunziren, es heißt „infidel". Infidel ist der Jude, der Türke, der Heide, der Philosoph, der Atheist, der Sozialist, infidel ist Jeder, der nicht Christ ist. Als ich auf einer Reise im Südwesten eines Abends ganz ermüdet und hungrig in einem kleinen Wirthshause mich an den Tisch setzte, dessen Spitze ein „Reverend" (Prediger) einnahm, und als ich auf dessen Kommando hin nicht gleich die Hände faltete und seine Worte nachsprach, rief die Lady ganz wüthend: „Sie sind ein Infidel (ein Ungläubiger), Sie verunreinigen mein Haus, weichen Sie von uns!" Was wollte ich machen? meine Einwendungen halfen nichts, ich wollte dem Reverend keinen Triumph bereiten, ich mußte also hungrig wieder abziehen und in der Prairie schlafen, denn die Nachbarn wollten ebensowenig als die erste Wirthin den Schimpf auf sich laden, einen Infidel zu beherbergen, dessen Verbrechen zudem noch gar nicht konstatirt waren. In Europa schafft ein Wirth herbei, was man will, ohne sich viel um das Glaubensbekenntniß des Gastes zu bekümmern, wenn er nur seine Zahlung erhält. In Amerika dagegen dehnt der Mann, bei dem Sie einkehren, die christliche Liebe soweit aus, daß er sich wegen Ihres Seelenheils Sorge macht, daß er sie zum Gebete nothzüchtigt und daß er Ihnen, falls Sie seine Beglückungsversuche nicht annehmen, die Thür weist. Sie müssen übrigens nicht glauben, diese geistliche Kost werde umsonst verabfolgt; sie ersetzt vielmehr den Mangel der irdischen, die in ranzigem Speck

und unverdaulichem Maisbrod besteht, und Sie müssen für diese doppelte Kost vor Ihrem Abzuge New-Yorker Astorhaus-Preise bezahlen.

Werke, wie z. B. die Feuerbach'schen, die in Deutschland unter königlicher Censur frei gedruckt und verbreitet werden, sind in der Muster-Republik eine reine Unmöglichkeit, denn jeder Drucker würde sich vor seiner Frau, seinem Reverend und vor der in der Presse sich aussprechenden sog. öffentlichen Meinung fürchten, solche „Infidelitäten" zu drucken, und, wenn alle diese Bedenken nicht wären, brächten es die „Reverends" fertig, ihn in einem Jahre gründlich zu ruiniren. So ist jene Behauptung eine positive Lüge, daß in Amerika Religionsfreiheit herrsche. Es herrscht hier die Freiheit jener Sekten, die nicht über das Christenthum hinausgehen, und wenn die Mormonen bis jetzt ungeschoren geblieben sind, so hat dies einzig und allein seinen Grund darin, daß sie zu entfernt und einer Glaubensarmee ganz unzugänglich sind. Im Staate New-Hampshire können nur Protestanten Staatsämter bekleiden. Jeder Mensch, der nicht den christlichen Eid leistet, ist unfähig zu allen bürgerlichen und Staatsämtern, ja sogar zum Zeugnisse vor Gericht. Kein rechtgläubiger Amerikaner nimmt nur den Namen des großen Thomas P a i n e in den Mund, weil dieser, übrigens blos Rationalist, es gewagt hatte, die Pfaffen anzugreifen und einige Dogmen zu kritisiren. Welches Verbrechen! die Kritik dem kritiklosesten, weil unwissenden, rohen Volke gegenüberzustellen. Die „Reverends" haben es gebührend bestraft. Amerika kennt den Mann nicht mehr, welcher der intellektuelle Urheber seiner Unabhängigkeitserklärung war. Die letzte amerikanische Ausgabe seiner politischen Schriften — der Abdruck der theologischen war zu gefährlich! erschien in New-York 1830, also vor 22 Jahren; sie sind aber kaum mehr im Buchhandel zu haben. Nur die doppelte, neuerdings zu Philadelphia veranstaltete deutsche Uebersetzung seiner s ä m m t l i c h e n Werke macht es den Deutschen möglich, den großen Mann kennen und sich an ihm heranbilden zu lernen. Und zur Ehre der Deutschen sei es gesagt, daß Paine's Werke in Tausenden von Exemplaren gekauft wurden!

Doch genug der Abschweifungen, die nicht so willkürlich sind, als es auf den ersten Blick wohl scheinen mag, und zurück zu meinem Ausgangspunkte! Das Fort St. Maria, welches die Stadt und den Hafen von Norden beherrscht, wurde unter Ferdinand VI. im Jahre 1756 in seiner jetzigen Gestalt vollendet. Früher stand an derselben Stelle ein hölzernes Kastell, das Material des jetzigen besteht aus Muschelkalk. Die Amerikaner lassen es aber verfallen und weder Besatzung noch Vorräthe liegen darin. Die Zeiten seiner Bedeutung sind übrigens auch längst vorüber, da es weder Angriffe gegen O g l e t h o r p e aus Georgia, noch Flibustier- und Indianer-Anfälle hier mehr

abzuwehren gilt. Am Fuße des Forts hat die Regierung der Vereinigten Staaten in der neuesten Zeit eine Strandbatterie errichtet, die indessen ihre Geschütze höchstens am 4. Juli, aber noch nie gegen feindliche Schiffe gebraucht hat. St. Augustine liegt jetzt außerhalb der civilisirten Welt, Schätze sind in dem armen Städtchen außer der Gesundheit nicht zu finden und wer diese in seinem wohlthuenden, herrlichen Klima wiedersucht, der kommt im Winter und zieht im Sommer ebenso geräuschlos wieder ab, als er kam. Oft sind an 1000 Badegäste hier versammelt, denn Sie müssen wissen, daß St. Augustine in ganz Amerika, namentlich im Norden, als das amerikanische Nizza berühmt ist. Jetzt liegt über Stadt und Hafen ein gewisser melancholischer Schmelz ausgegossen, der nur durch die Abwesenheit jedes Lebens erzeugt werden kann und mich lebhaft an die sonntägliche Ruhe eines armen Pfarrdorfes erinnert. Es kommt mir vor, als sehne sich der Ort nach seinen regelmäßigen Winterbesuchern, als beneide er die nördlichen Städte, die jünger sind als er, und da, wo noch kurz zuvor Haide oder Wald stand, das geschäftigste Treiben entwickeln. Augenblicklich ist St. Augustine so öde und still wie ein Friedhof. Es würde vielleicht weniger idyllisch und ländlich sein, wenn es unmittelbar am Meere läge; aber es ist von diesem durch die schmale und sterile Insel Anastasia getrennt. Die wenigen Straßen, die mit dem Wasser parallel laufen, sind zwar eng und winkelig, aber immer noch breit genug, um ein zehnfach bewegteres Treiben in sich aufzunehmen. Die Häuser sind klein und unbedeutend, meistens von Holz; das jetzige Gerichtshaus ist allein noch ein Ueberbleibsel aus spanischer Zeit, wie seine Bauart deutlich zeigt. Ihm gegenüber liegt der nach Verleihung der spanischen Constitution so getaufte Constitutionsplatz, in dessen Mitte sich ein geschmackloser Obelisk mit spanischer Inschrift erhebt. Zu seinen beiden Seiten finden sich die beiden Hauptkirchen der Stadt, zur Linken die euphemistisch sogenannte Kathedrale, ein im ärmlichsten Style von den Jesuiten aufgeführtes Bauwerk, zur Rechten ein hölzernes, noch unansehnlicheres Bethaus für die Protestanten. Während dieses den seit Abtretung Florida's hier angesiedelten Amerikanern dient, wird jene hauptsächlich von den Ueberresten der spanischen Bevölkerung benutzt.

Wie hier, so scheiden sich auch im übrigen Leben die Yankees schroff von den Spaniern, die vorzüglich aus den Abkömmlingen einer im vorigen Jahrhundert importirten Emigration von Minorka bestehen. Die Amerikaner nennen sie darum auch kurzweg „Minorcans" und verbinden damit in ihrem dummen Stolze eine Verachtung, die wenigstens jener gegen das „irische Gesindel" und die „verdammten Dutchmen" gleichkommt. Die hiesigen Spanier sind ein kleiner, aber nicht unangenehmer Menschenschlag; die Frauen sogar sehr niedlich und hübsch. Sie haben natürlich tausendmal mehr Form und

Anstand als die Amerikaner, sie sind sehr musikalisch und tanzen ebenso schön und gern, als sie ungern arbeiten. Erwerbsquellen haben sie fast gar keine; sie leben von den Fremden, den Früchten, die in ihrem Garten reichlich wachsen, und den Fischen, die sie in der Bai fangen. Bis zum Jahre 1835 war die Orangenzucht der Haupterwerbszweig für St. Augustine; es führte jährlich zwischen 70—100,000 Dollars an Orangen aus und versah damit den ganzen Norden. Seit aber in jenem Jahre ein Frost und ein schädlicher Wurm alle Orangenpflanzungen zerstörte, hat man nichts mehr für deren Aufblühen gethan, wahrscheinlich weil den trägen Spaniern die sorgfältige Pflege und jahrelange Wattung der neuen Pflanzungen zu unbequem und anstrengend ist.

Unter diesen Verhältnissen vegetirt St. Augustine dahin und wird immer fort vegetiren, da es nicht einmal eine lokale Bedeutung mehr gewinnen kann, die ihm längst durch die jungen, am St. Johns River aufblühenden Orte, namentlich Jacksonville, genommen ist. So steht die Stadt als eine der wenigen Ruinen da, welche die Vereinigten Staaten aufzuweisen haben. Noch wenige Jahre, und das Fort, an welches ich mich lehne, wird in Trümmern daliegen. Vielleicht daß es dann als Reliquie einer romantischen Vergangenheit sich eines zahlreicheren Besuches von jenen Menschen zu erfreuen hat, welche die Zeit seiner Entstehung eine barbarische nennen, obgleich sie selbst noch mitten in dieser Zeit stecken und sie höchstens in einige neue Formen und Kleider gehüllt haben.

Morgen verlasse ich St. Augustine, um mich vorerst in einem mittelalterlichen Wagen durch den Sand nach Pikolata schleppen zu lassen. Dort aber trete ich wieder ins Leben und Treiben der Gegenwart, denn vom St. Johns River aus wird mich der Dampf ans Ziel meiner Reise und zu Ihnen zurückführen. Leben Sie wohl für heute!

Ihr

Fr. K.

Aus Indiana.

Allen County, Indiana, im September 1852.

— — Du forderst mich in Deinem letzten Briefe auf, endlich einmal den Westen zu verlassen und im Osten, den großen Städten New-York und Philadelphia, etwas heimischere, europäischere Luft zu athmen. Ich erkenne das Wohlmeinende Deines Vorschlags, doch, da Du mich so ziemlich genau kennst, kann ich unmöglich glauben, daß es damit ganz ernstlich gemeint und Dein Rath etwas mehr als eine wohlthuende Redensart sein sollte. — Seit ich den Osten verlassen, mag sich daselbst gewiß Vieles zum Vortheil der deutschen gesellschaftlichen Verhältnisse geändert haben, was bei der fabelhaften Einwanderung, Ausdehnung und Bevölkerung dieser beiden großen Städte nicht anders zu erwarten steht. So viel ich aber allen Nachrichten entnehme, erscheinen mir die dortigen Zustände durchaus nicht so anziehend, um wegen derselben meinen Wohnsitz zu wechseln. Im Osten in jeder Beziehung den theilnahmlosen Zuschauer zu machen, bin ich trotz meiner funfzig Jahre noch zu sanguinisch und nächstdem auch zu nationalstolz. Ich müßte befürchten, abermals zwischen Parteizerwürfnisse und deutschen Blödsinn zu gerathen. Obgleich ein großer Freund europäischen Comforts und materieller Genüsse, würde doch im Osten meine Galle unnöthigerweise noch mehr aufgeregt werden; sollte ich auch so glücklich sein, möglichen Argumenten der dort üblichen Freiheit für meinen guten Willen zu entgehen. — Exempla sunt odiosa.

Daher gefällt mir mein zurückgezogenes Leben hier im Urwalde, ein Leben, welches Dir, mein alter Freund, nicht zusagen würde. Bei alledem lebe ich aber doch nicht ganz theilnahmlos und ohne alle Beobachtung. Ein weites Feld bietet mir hier in letzterer Beziehung die ungeschwächte kräftige Natur; denn es ist für den denkenden Menschen sehr lohnend, die nie rastende aus dem Chaos der Wildniß zu einer gemeinnützigen, segenspendenden Thätigkeit theils selbst umzuschaffen, theils im Ueberblick der ganzen Landschaft diese Entwicke-

lung zu verfolgen. Ist mir hier im Westen auch kein so großes Feld der Ueberschauung des Völkertreibens wie Euch in den großen Städten des Ostens geboten, bin ich auch streng, vielleicht etwas zu streng in Beurtheilung unserer Landsleute auf dieser Hemisphäre, so bin ich doch auch nicht blind für die Mißliebigkeiten der dominirenden Race. Die Erfahrungen darüber sind in mancher Hinsicht anderer Art, als die, welche Ihr in dem ungleich civilisirteren Osten zu machen Gelegenheit habt. Bei Euch steht der Yankee im Brennpunkt seiner Indolenz, etwas europäischer Schliff verdeckt nothdürftig die schroffsten Seiten, wie etwa galvanische Vergoldung rohes Metall, er ist busineß- und geldstolz und, da er sich keines ferneren Werthes bewußt, überschäumend dünkelhaft, dabei aber nicht minder unwissend, als sein naturwüchsiger, man kann sagen halbwilder, aber durchaus nicht so unleidlicher Bruder im Westen, und bei alledem sind Verstand und Scharfsinn eigenthümliche Gaben der Yankee's; leider aber besitzen sie einen förmlichen Abscheu vor allem Wissen, was außerhalb ihrer Geschäfte und Geldmacherei liegt. Förmlich geistesträge fügen sie sich duldend in alle biblischen Vorsehungs-Schablonen. Hierin scheinen sie, was das Denken betrifft, wie die Humbugger in Baltimore bezüglich des politischen Fortschreitens ebenfalls finalirt zu haben. Wäre dieses nicht der Fall, so ließe sich schwer begreifen, wie zu Washington unter den Vätern des Vaterlandes die Unwissenheit und sittliche Unverschämtheit so plump vertreten sein könnte; ganz unerklärlich wäre es, wie die Amerikaner, ohne zu erröthen, an ihrem senatorischen Himmel bleiche Sternschnuppen für Sonne und Welterleuchtung anzupreisen wagen. Trotz aller dieser Uebelstände kann ich Dir die Versicherung geben, daß ich noch keinen Entschluß weniger zu bereuen Ursache hatte, als den, hier im Westen von Amerika in Mitte des Waldes mich häuslich niederzulassen, und gleich jedem anderen Hinterwäldler die Mittel meiner Subsistenz der Natur abzuringen. Was hätte man denn hienieden ohne Mühe? Fällt auch mancher Schweißtropfen in Folge ungewohnter Arbeit, so fühle ich mich doch in der wahren Würde eines freien und unabhängigen Mannes.

Die neue Constitution von Indiana, des Staates, in dem ich lebe, ist im Wesentlichen human, und gewährt den Bürgern Selbstständigkeit, wie überhaupt die meisten Constitutionen der jüngeren westlichen und nordwestlichen Staaten wenigstens die Möglichkeit des Fortschrittes verbürgen, ehrlicher, humaner abgefaßt sind, als der ganze Administrations-Humbug der Centralregierung. Die so gepriesene Constitution der Gesammtstaaten, weiland eine zeitgemäße, behäbige und würdige Toga virilis, ist unter der Last von Lumpen und Lappen, mit der sie die politischen Geldmacher behangen, allmälig zu einer Schalksjacke zusammengeschrumpft.

Nach der alten Constitution, mit welcher 1816 Indiana in den Staatenverband gekommen, waren nur Bürger der Vereinigten Staaten stimmberechtigt, jetzt aber haben auch Fremde das Wahlrecht, wenn sie seit einem Jahre in den Vereinigten Staaten und sechs Monate vor irgend einer Wahl in diesem Staate gelebt, sowie eidlich erklärt haben, Bürger desselben zu werden. Daß kein Farbiger in Folge der neuen Constitution in den Staat kommen und sich darin niederlassen soll, mag wohl enragirten Negerfreunden inhuman erscheinen, ist aber, vom praktischen Standpunkte aus beleuchtet, nur eine Wohlthat für Indiana, überdies ist die farbige Race nur wenig in diesem Staate vertreten. Nach meinem Freiheitscodex sollten freilich die Farbigen in gesetzlicher Beziehung durchaus gleichberechtigt sein und der Compromiß mit seinem Sklavenfanggesetz, ein Hohn der Menschheit des 19. Jahrhunderts, konnte sich auch nur in den Hirnkästen amerikanischer Krämerseelen und feiler Politiker mit solcher absoluter Unverschämtheit entwickeln, — ob aber die freie Bevölkerung eines Staates, die sich nie mit der Sklaverei amalgamirt hat, den Sünden der benachbarten Sklavenstaaten Rechnung tragen und sich mit dem entsittlichten Auswurf ihrer Knechtschaft belasten soll, bezweifle ich. Ich möchte wohl wissen, wie lange der Humanismus unserer eifernden Neger-Verehrer Probe halten würde, wollte man sie mit irgend einem heimtückischen, übel duftenden Cato und Brutus Tisch und Bette theilen lassen; denn nicht alle mögen am Ende allzusehr vom abolitionistischen Schnupfen befallen sein. Ist daher auch der Staat Indiana den freien Farbigen verschlossen, so bietet das übrige Amerika nebst anderen Welttheilen denselben noch Raum und Gelegenheit genug, sich zu nähren. Uebrigens suchen in den östlichen Staaten die heuchlerischen Gauche, die Quäker, allenthalben freie Neger für ihre Arbeit zu gewinnen und wollen die übrige Welt glauben machen, es geschähe aus lauter Nächstenliebe zu diesen armen Teufeln, während ihre Businesseelen nur dieselben Beweggründe im Auge haben, wie die Pflanzer des Südens, nämlich die größere Ausdauer der Neger bei angestrengter Arbeit und nächstdem ihre von Jugend auf gewohnte Genügsamkeit bei geringeren und billigeren Nahrungsmitteln. Der freie Schwarze, oft Sklave von Geburt, ist sich auch seines niederen Rechtsanspruches bewußt und in den Händen dieser Duckmäuser ein viel gefügigeres und unter dem milderen östlichen Klima ein ungleich mehr leistendes und wenigeren Krankheiten ausgesetztes menschliches Werkzeug, als der weiße Arbeiter irgend einer Race. Doch um auf Indiana zurückzukommen, ist dieser Staat im Allgemeinen noch sehr waldreich und im Verhältniß zu den meisten jüngeren westlichen Staaten noch schwach bevölkert. Auf seinem Flächenraum von ungefähr 1800 Quadratmeilen zählte man jüngst $1^1/_4$ Millionen Bewohner. Da Grund und Boden hinsichtlich der Ertragsfähigkeit nichts zu

wünschen übrig lassen, die Wälder Ueberfluß an Bau- und Nutzholz aller Art liefern, Ackerbau und namentlich Viehzucht reiche Nahrungsquellen bieten, Klima und Gesundheitszustände sich eben auch nicht nachtheiliger als im angrenzenden Ohio und Kentucky herausstellen, kann ich mir die verhältnißmäßig geringe Zunahme der Bevölkerung nur dadurch erklären, daß meines Wissens von Seiten der hiesigen Landbesitzer kein Humbug getrieben wird, um in den östlichen Häfen durch schamlose Lügen und Verheißung goldener Berge, als ob der Westen von Amerika das Schlaraffenland sei, Einwanderer anzulocken.

Das Township, in welchem ich meine Heimath gefunden, mag ungefähr 150 Seelen zählen. An Naturschönheiten hat diese Gegend nichts Hervorragendes aufzuweisen, überhaupt sind die großen Länderstrecken des Westens, wenigstens die, welche ich bereist habe, arm an besonderen Scenerien. Die Beschaffenheit des Landes ist hügelig und die nach Nordwest hin ausgedehnten Prärien gewähren freien Luftzug und dadurch denen, welche sich an den plötzlichen Temperaturwechsel im Westen gewöhnt haben, einen gesunden Aufenthalt. Den Business-Menschen und Eckenstehern in den größeren Städten, an morastigen Flüssen, Canälen und sumpfigen Seen, die sich gewöhnlich gegen jeden atmosphärischen Einfluß hermetisch verschließen, von der Zehe bis zur Nase in Flanell eingewickelt gehen, mag auch der Thermometer etliche zwanzig Grad Wärme zeigen, und dabei saueres Bier, Brandy und Whisky trinken, diesen räume ich in dieser Beziehung durchaus kein Gutachten ein; den Beweis liefert mir der Gesundheitszustand der Landbewohner. — Der Landmann, der gegen den Witterungswechsel abgehärtete Amerikaner, welcher sein reinliches Baumwollenhemde auf dem bloßen Leibe, seinen selbstgefertigten leichten wollenen Ueberwurf darüber und Beinkleider aus ähnlichem Stoffe trägt, trotzt der empfindlichsten Kälte wie der erschlaffendsten Hitze und befindet sich wohl. Indeß stelle ich nicht in Abrede, daß selbst der gesunde, kräftige Europäer, wenn er sich in diesen Gegenden niederläßt, einige Zeit mit Wechselfiebern zu kämpfen hat, bis sich seine Natur an den empfindlichen Temperaturwechsel gewöhnt hat. Theilen wir auch mit den Bewohnern der Küsten des kaspischen Meeres gleichen Breitengrad, so vereiteln doch die empfindlichen Nordwestwinde hier jede klimatische Aehnlichkeit. Ursache dieses Luftzuges sind wohl die zahllosen kleinen und großen Binnenseen im nordwestlichen Amerika. Schon von Buffalo aus und je weiter man westwärts vordringt, desto schroffer wird auch der Wechsel zwischen den in Cultur genommenen Lichtungen und dem bisweilen noch undurchdringlichen Waldlande. Letzteres gilt namentlich vom westlichen Theile Indiana's, wo ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Einzelne Block- und Framehäuser, mitunter große Flächen mit Welschkorn und Weizen bestanden, verrathen am Saume einer weitausgedehnten Prärie oder

auf Klärungen, wo die Spuren von Pflug und Axt sichtbar sind, die Anwesenheit einer spärlichen Bevölkerung. Es ist Alles so einförmig, so für's nothwendigste Bedürfniß hingestellt, so monoton, wie ein Yankee am Sonntage. Ein Dichter müßte in diesem Lande der kahlsten Prosa verzweifeln und nur Entbehrungen aller Art, vielleicht auch das Zusammentreffen mit einem botanisirenden Bären möchte ihn in die gewünschte Ekstase setzen, wenn er die Schlagadern des Völkerverkehrs, Eisenbahn und Dampfschiff verläßt und, den Compaß in der Tasche, die schmalen Pfade der unendlichen Waldungen und unabsehbaren Prärien betritt.

Die deutschen Ansiedler sind meist arm und in Nahrungssorgen gewöhnlich veramerikanert. Der amerikanische Bewohner hat viel zu wenig Sinn für Alles, was außer dem Bereiche des Geldmachens liegt und die nothdürftigsten, man möchte sagen rohesten Bedürfnisse überschreitet. Als ich es geeignet fand, in einer vom Wohnhause ziemlich entfernten Gartenanlage ein kleines Haus aufzubauen, fragten mich mehrere Nachbarn, das luftige Gartenhaus belächelnd, ob dies ein Vogelhaus werden solle? So sind noch unzählige Gegenstände der amerikanischen Selbstgenügsamkeit so fremd, wie überhaupt irgend eine Abwechselung in ihrer Lebensweise oder in ihren Genüssen. Gebratenes Salzfleisch, Welschkorn und Cakes, eine Art Brod, meist aus Welschkornmehl bereitet, wozu Potasche (Saleratus) verwendet wird (daher das melodische Aufstoßen des Yankee nach genossener Mahlzeit) und dazu ein jämmerlicher Absud von einem Kraut, was Thee sein soll, oder dünner Kaffee, in welchem die gebrochenen Bohnen gleich geschrotenen Erbsen schwimmen, sind inmitten einer Alles gewährenden Natur, sofern man sich nur einige Mühe geben wollte, dieselbe in Anspruch zu nehmen, die unverändert täglichen Genüsse der Amerikaner im Westen. Demnach steht hier auch der Gartenbau, von Gartenkunst kann die Rede nicht sein, noch auf einer sehr niedern Stufe; Gleiches gilt auch von der Obstbaumzucht. Noch ist mir keine Birne, Kirsche oder europäische Pflaume, so lange ich im Westen bin, zu Gesichte gekommen. Unter den Gemüsen kennt man Bohnen, Weißkraut, Gurken und Stoppelrüben. Man baut auch Kartoffeln, aber keineswegs als unmittelbares Lebensbedürfniß, da das Welschkorn dieselben dem Yankee entbehrlich macht, von welchem er im Nothfall allein zu leben weiß. Kartoffeln sind daher erst in neuerer Zeit durch die sich mehrenden Deutschen und Irländer in den Städten ein gesuchter Handelsartikel geworden. Der Amerikaner baut die Kartoffeln gewöhnlich im sumpfigsten humusreichsten Neubruch (junges Land). Je größer die Kartoffel wird, desto besser, denn das Schälen kleiner hindert ihn am schnellen Essen. Selbst der eingewanderte deutsche Unverstand fühlt sich geneigt die höchst unvernünftige Weise, Kartoffeln zu bauen, nachzuahmen. Die

gehaltlose Rohan-Kartoffel, welche wir in Deutschland nicht einmal für das Vieh zuträglich halten, macht demnach hier zu Lande Furore. In diesem Jahre ist es mir zum ersten Male gelungen, meinen Nachbar, einen ganz verständigen und angesehenen Amerikaner, zu vermögen, von diesem schädlichen Kartoffelbau abzulassen und seine Kartoffeln auf ein gesundes hochgelegenes, mit etwas Sand gemischtes Feld zu pflanzen. Ich gab auch demselben Samen von der gelben Kohlrübe mit dem Bemerken, solche nach Johannis zum Wintergebrauch auszupflanzen. Vergebene Mühe! Mit Beginn des Frühjahrs streute er schon den Samen in die Erde und bereits lange benagt in Ermangelung etwas Besseren die ganze Familie die großen gelben Knollen. Kochen, wie der gute Mann diese Rüben auf meinem Tische zubereitet gesehen, sagte er, mache ihm zu viel „Trouble,“ nämlich der Missis, seiner Hausehre; denn die Yankeefrauen sind Feindinnen aller Arbeit. In den schreiendsten Farben prangend, vorzugsweise eine Liebhaberei der Kentuckyerinnen, wiegt sich eine solche Lady oft tagelang gedankenlos im Schaukelstuhle — dabei die Bibel in der Hand — wohl auch ein Baby (Säugling) — oft ein Jahr alt und darüber, flennend an der Brust und die Augen starr himmelwärts gerichtet — darin besteht der Vollgenuß einer Yankeedame des Westens. Nur in einer solchen Situation fühlt sie sich in ihrer ganzen Würde und erkennt den hohen Beruf ihres Daseins, Nichtsthun und Kinder gebären, eine Gewohnheit, die besonders unter den eingewanderten Judenweibern den größten Beifall findet. Von einer Erziehung der Kinder ist bei allgemein unklaren Begriffen von moralischer Freiheit die Rede nicht. — Kann so eine kleine Yankee-Range laufen, adieu Gehorsam! und fühlt sie sich vollends befähigt, durch irgend eine Handleistung Busineß zu machen, so findet häufig trotz aller Bibelfestigkeit ein wahrhaft bestialisches Benehmen gegen die Eltern statt.

Man rühmt im Allgemeinen die Reinlichkeit der Amerikaner sowohl am Körper als in ihrer Häuslichkeit, läßt man aber die Beschäftigung einer Lady die Revue passiren, da die Männer gewöhnlich bei allen häuslichen Beschäftigungen ihren Frauen zur Hand sind, so erstreckt sich ihre Thätigkeit vom Montage bis zum Sonnabend auf wenig mehr, als die Bereitung der täglichen drei Mahlzeiten. Wer diese Breakfasts, Dinners und Suppers kennt, wird mir beipflichten, daß die Bereitung einer solchen Mahlzeit kaum eine Viertelstunde Zeit kostet. Freitags oder Sonnabends wird dann gewöhnlich ein Waschfest angeordnet und dabei gemeiniglich des Mannes oder des Sohnes Hilfe ebenfalls in Anspruch genommen. Bei der Billigkeit der Baumwollenstoffe ist hier zu Lande an kein Ausbessern der Wäsche zu denken. Ein Hemd auf dem Leibe, das andere auf dem Trockenplatze. Eben so verhält es sich auch mit Tischtüchern und Bettdecken, und wer verurtheilt ist, nach mühevoller Tages-

arbeit die Nacht auf einem mit den bewußten buntscheckigen „Quilts“ (Decken) ausstaffirten Yankeebette zuzubringen, hat entweder die Erinnerung oder den Vorgeschmack einer Lattenkammer. Amerikanisch gesprochen macht also diese an und für sich lobenswerthe Reinlichkeit den Yankee-Damen gar nicht viel „Trouble.“ — Nach guter deutscher Weise aber hier in Amerika Küche, Haus und Weißzeug in Ordnung zu halten, ist freilich ungleich beschwerlicher, und nächstdem geht auch die deutsche Hausfrau dem Manne bei so mancher Arbeit zur Hand, was einer echten Yankee-Dame nie beifallen wird; unverzeihlich aber ist es, wenn der zu aller Nachahmung aufgelegte deutsche Unverstand die Trägheit der Yankee-Weiber copirt, ohne dabei die beliebte Reinlichkeit im Auge zu behalten. Doch wir wollen hoffen, daß diese und noch manche andere Schattenseite einer früheren unzurechnungsfähigen Einwanderung unseres Volkes durch das Beispiel eines gebildeteren Volkstheiles, der zur Zeit übersiedelt, ausgeglichen werden möge.

Das matte Licht der Lampe mahnt mich für dieses Mal zu schließen. Es muß Mitternacht sein, der Uhu heult gewaltig draußen im Walde und das ist ein sicheres Zeichen des nahenden Tages. Fast herrscht eine Todtenstille in der weiten unendlichen Natur und Dein Freund ist vielleicht in meilenweitem Umkreise das einzige denkende Wesen, welches wacht und geistesrege nach dem verlassenen Vaterlande, zu seinen Lieben und manchem wackeren Freunde in Gedanken hinüber schweift. — —

Ddkd.

Aus der amerikanischen Presse.

Bericht des Chefs der Polizei in New-York.

Verbrechen in New-York. Halbjähriger Bericht des Polizei-Chefs Matsell. Am Freitag Abend überschickte Stadtmajor Kingsland, dem Stadtrathe den Semesterbericht des Polizei-Chefs Georg W. Matsell. Der Bericht ist von einer solchen Art, daß wir trotz der Länge desselben es nicht unterlassen wollen, unsern Lesern eine Uebersetzung *) dieses gewiß für jeden Bewohner New-Yorks interessanten Documents zu liefern:

A. C. Kingsland, Bürgermeister. —

Sir! Der beiliegende Report zeigt den Zustand und die Operationen des Polizeidepartements vom 1. Januar bis 1. Juli 1852. Aus dem Verzeichnisse über die Arretirungen ersieht man, daß während obiger Zeit 16420 Personen wegen Verbrechen und Vergehen in Verhaft genommen wurden. Von dieser Anzahl waren 2694 Verbrechen von einer schweren Art gegen Personen: 87 Angriffe in der Absicht zu tödten; 2208 Angriffe und Beschädigungen; 89 Angriffe auf Polizeidiener; 7 Nothzuchtversuche; 236 Raufereien in den Straßen; 13 Morde; 11 Nothzuchten; 43 Einbrüche im ersten Grade. Der nämlichen Verbrechen wegen wurden in den vorhergehenden sechs Monaten 3162 Personen arretirt, was eine Verminderung von 468 Fällen zeigt. 4250 Personen wurden wegen unordentlichen Betragens arretirt, während die Arretirungen wegen desselben Vergehens in den vorhergehenden sechs Monaten 9410 betrugen. Die ganze Anzahl der Arretirungen in dem am 31. December 1851 endenden halben Jahre betrugen 18453, sohin um 2033 mehr, als während der in diesem Reporte inbegriffenen Periode.

Vergehen gegen Eigenthum wurden 5146 angemeldet, wovon 1311 (mehr als die Hälfte) kleine Diebstähle waren.

Diesem Reporte werden Eure Ehren Abschriften des Reportes beigelegt finden, welcher bei früheren Gelegenheiten bezüglich der Nothwendigkeit der Errichtung einer Flußpolizei und der Beleuchtung mehrerer Piers der Stadt mit Gas erstattet wurden. Diese Berichte umfassen eine Anzahl Thatsachen von der größten Wichtigkeit für die künftige Wohlfahrt der Stadt, und zeigen mit unfehlbarer Gewißheit auf die Wichtigkeit für wirksamere Beschützung des Lebens und des Eigenthums der Bürger längs der Piers und Slips (Ankerplätze) der Stadt gegen das Ueberhandnehmen der Flußdiebe.

---

*) Leider keine gelungene. Anm. d. Redaktion.

Die verwegene Weise, in welcher einige Plünderer ihre Diebstähle begehen, übersteigt beinahe jeden Glauben, und wäre es nicht wegen der unzweifelhaften Autorität, durch welche diese Thatsachen attestirt werden, so könnte man sie wohl als fabelhafte Einfälle eines fieberhaften Gehirns verwerfen. Auf Farmen in der Nähe der Stadt wird Vieh geschlachtet und ausgezogen und in die Stadt zum Verkaufe geführt, ganze Triebe Schafe werden während der Nachtzeit aus der unmittelbaren Nachbarschaft eines Farmhauses weggetrieben, ohne daß der Eigenthümer alarmirt wird; Schiffe werden bestiegen und kostbare Cabletaue gestohlen; die Cajüten der Schiffe werden zur Nachtzeit eröffnet, und die Truhen der Schlafenden von ihrem Inhalte geleert und andere werthvolle Gegenstände hinweggetragen, ohne daß die Schiffsoffiziere etwas merken, und andere ähnliche Vergehen ereignen sich so häufig, daß sie nicht einmal mehr Erstaunen erregen, wenn man sie erzählt.

Viele neue Thatsachen, welche seitdem vorgekommen sind, könnten in diesem Reporte aufgeführt werden, und die Unmöglichkeit zeigen, mit den gegenwärtig dem Polizeidepartemente zu Gebote stehenden Mitteln jenen Schutz zu bewerkstelligen, welche die vermehrten und sich stets vermehrenden Bedürfnisse unseres Seehafens verlangen, aber zwei oder drei Fälle dieser neuerlichen Ereignisse werden genügen.

Vor einigen Wochen verließ ein respektabler Bürger seinen Geschäftsplatz, um seinem gewöhnlichen Berufe nachzugehen. Die Nacht brach ein, und mit derselben kam ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit. Als Stunden während der Nacht vergingen, wurde die Familie des Mannes wegen seines Ausbleibens beunruhigt. Die Nacht verging, er kehrte noch nicht zurück, und am folgenden Tage suchte man vergeblich nach ihm. Man dachte, er sei unter Mörder gerathen und beraubt worden, da man wußte, er habe eine beträchtliche Summe Geldes bei sich. Keine Spur konnte man von ihm entdecken, bis am folgenden Tage, als man seinen Leichnam im Flusse fand. Kein Zeichen von Gewaltthätigkeit war an ihm sichtbar, und das Geld befand sich noch in seiner Tasche. Das Verdikt der Jury allein bewies, daß der Verstorbene auf dieselbe Weise, wie Tausende vor ihm, ein unzeitiges Ende gefunden hatte. Viel wahrheitsgetreuer würde das Verdikt der Jury gewesen sein, hätte diese besagt, daß der Verstorbene durch Nachlässigkeit von Seite unserer Stadtbehörden zu seinem Tode gekommen sei, welche nicht für geeignete Beleuchtung der Piers und Slips sorgen. (Der Polizeichef erinnert hier an den Tod des deutschen Bäckers Herrn Georg Schwarz).

Kaum einen Monat später kam die Brigg Entreprise, Capitän Draw, in unserm Hafen an, und ankerte außerhalb der Batterie. Durch die schweren Mühen einer langen Seereise waren die Offiziere und das Schiffsvolk so sehr ermüdet, daß, als als sie sich Nachts zur Ruhe legten, sie gesund schliefen und nicht den Flußdieb hörten, der leise an Bord ihres Schiffes schlich und in die Cajüte kam, wo der Capitän und der Steuermann in anscheinlicher Sicherheit schliefen, und hier Sachen im Werthe von 3 bis 4 hundert Dollars stahlen. So gewandt wurde die Räuberei vollführt, daß der Capitän der Brigg fest überzeugt war, daß außerordentliche Mittel angewendet worden und er den narcotischen Wirkungen von Chloroform unterworfen worden war.

In der Nacht vom 21. August 1852 lag das Schiff Thomas Watson am Fuße der Oliverstreet in der vierten Ward, und zu größerer Sicherheit gegen Diebstahl stellte der Capitän einen Schiff-Carver, Namens Charles Barter

an, dessen Pflicht es war, das Schiff zur Nachtzeit zu bewachen, während der Capitän und das Schiffsvolk schlief. In der fraglichen Nacht begab sich Robert Adams, der Steuermann des Schiffes ungefähr um 12 Uhr zur Ruhe. Die Cajütenthüre öffnete sich einwärts, und der Schiffskeeper (Wächter), nachdem er die Thüre geschlossen hatte, legte sich auf dem Verdecke nieder, und zwar gerade über die Thüre, so daß Niemand in die Cajütenthüre hinein konnte, ohne über seinen Körper hinwegzuschreiten.

In derselben Nacht konnte man in einem von einem Deutschen gehaltenen Kegelsalon in Cherrystreet zwei Männer sehen, welche emsig mit dem Kegelspiele beschäftigt waren. Das Spiel endete sich, ein schneller Blick auf die Uhr sagte ihnen, daß es Zeit sei, ihre Pläne in Ausführung zu bringen, und sie eilten sogleich fort. Das Auge des verlässigen Polizeidieners Clahane, welcher auf der Patroulle war, ruhte aber auf ihnen, und bewachte sie wohl. Schnell begaben sie sich auf die andere Seite der Straße, und traten in einen anderen Kegelsalon, wo sie ihre Kameraden trafen, und begannen mit denselben eine ernste Unterredung. Ihre Pläne waren schon früher entworfen worden, und eine kurze Zeit genügte, um dieselben zu vervollständigen, und alle verließen mit einander den Salon.

Drei der Desperados gingen die Rooseveltstreet gegen den Eastriver hinunter, die andern nahmen eine entgegengesetzte Richtung, und verließen Clahanes Patroullbezirk, um auf der andern Seite der Stadt das Resultat der Operationen ihrer Verbündeten abzuwarten. Die drei Desperados eilten zum Fluß hinab, bestiegen einen leichten Kahn mit umwundenen Rudern, fuhren in dem Fluß hinauf und bald darauf hätte man zwei derselben um den Pier am Fuße der Oliverstreet herumschleichen sehen können, von wo aus sie die Person an Bord des Schiffes Thomas Watson bewachten. Sie sahen, wie der Steuermann in seine Cajüte ging, hörten die Thüre schließen und harrten geduldig in ihrem Verstecke aus, bis sie dachten, an Bord des Schiffes sei alles in festen Schlaf versunken. Dann schlichen sie sich heimlich und geräuschlos an die Seite des Schiffes, und einen Augenblick später standen sie auf dem Verdecke. Ein Lichtstrahl aus einer Blendlaterne, welche einer der Spitzbuben in seiner Hand hielt, zeigte ihnen den Schiffskeeper Baxter, welcher vor der Cajütenthüre lag, wo sie ihre Beute zu finden hofften. Ihn aufzuwecken, wäre eine gänzliche Vereitlung aller ihrer Pläne gewesen, und dennoch mußten sie über seinen Körper hinwegschreiten, um diese Pläne in Ausführung zu bringen. Augenblicklich zog einer der Diebe seine Patentlederschuhe aus, nahm eine Pistole in die Hand, um Jeden niederzuschießen, der ihm hinderlich in den Weg komme, lehnte sich über den Körper des bewußtlosen Schiffskeepers, legte seine Hand an die Cajütenthüre, und dann leise gegen sie drückend, hatte er bald die Befriedigung, sie ohne einen Laut geöffnet zu sehen. Leise schlich er sich die Cajütentreppe hinab, während sein Gefährte mit einem Schlagknüttel in der Hand als Schildwache bei dem schlafenden Schiffskeeper zurückblieb.

Sich der Uhr des Steuermanns zu versichern und seine Taschen zu leeren bedurfte nur der Zeit eines Augenblickes, und dann wollte der Flußdieb wieder zu seinem Gefährten auf dem Verdecke des Schiffes zurückkehren; während er aber dieses that, berührte er unversehens den Schiffskeeper mit dem Fuße und weckte ihn auf. Augenblicklich sprang Baxter in die Höhe und faßte den Schurken am Halse; ein verzweifelter Kampf entspann sich; der Dieb wollte entrinnen, und

der Schiffskeeper ihn nicht loslassen — man hörte den Knall einer Pistole — der Schiffskeeper ließ den Kerl los und stürzte unter dem Rufe: „Ich bin geschossen! Ich bin geschossen!“ auf das Schiffsverdeck, während die beiden Diebe auf den Dock hinabsprangen, auf die andere Seite des Piers und über das Verdeck eines Schooners nach dem Platze zuliefen, wo ihre Kameraden mit dem Kahne auf sie warteten, und bald waren sie weit weg von der Scene ihrer mörderischen That, und wie sie glaubten, unerkannt und unverdächtigt.

Sobald er einen Schuß fallen hörte, eilte Policer Colgan von diesem Patroullbezirk auf den Platz, wie auch seine Kameraden von den nächsten Stationen. Trotz sorgfältigen Suchens fanden sie die Mörder nicht mehr vor und ebenso wenig Nachweise dieselben zu verfolgen. In ihrer Hast aber hatten diese die Schuhe vergessen, und ein Policemann hob sie auf und brachte sie aufs Stationshaus des 1. Distrikts, wo sie der Officer Clahane sogleich erkannte und rief: „die gehören dem Mörder, es ist Nikolaus Howland.“ So unbedeutend ein solcher Umstand für Personen sein mag, die mit dem Polizeiwesen nicht vertraut sind, so war er doch für die Officers von solchem Gewicht, daß sie vollkommen gewiß waren, als wären sie Augenzeugen gewesen, daß kein anderer als Howland der Mörder war.

Die drei Desperados ruderten nach ihrer Flucht vom Schooner hastig in den Fluß hinaus, in eine so beträchtliche Entfernung vom Schauplatz ihres Verbrechens, um sicher vor Verfolgung und Entdeckung zu sein und gingen dann an ein neues „Geschäft.“ Sie fuhren von Eastriver hinauf bis zum Slip zwischen Governeur und Jacksonstreet, wo sie die Brigg Islem am Bulkhead liegend entdeckten und darauf ihr Glück von Neuem zu probiren beschlossen. Geräuschlos glitt der Kahn übers Wasser bis er dicht an der Seite der Brigg anlegte und die zwei Flußpiraten ohne irgend Verdacht zu erregen das Deck erstiegen. Die Nacht war tief schwarz, und sie mußten mit größter Vorsicht vorwärts gehen, um nicht durch einen Unfall den Capitän oder die Mannschaft zu wecken.

Der Chef der Diebe stahl sich langsam und bedächtig zur Thür der Cabine und dann hinab; und da alles tief im Schlafe lag, zündete er mit einem Schwefelholz eine vorgefundene Lampe an und begann nach Raub zu suchen. Eine Kiste Cigarren wurde zunächst auf den Boden gestellt, als Beute, aber das Regen eines Schläfers in seinem Bett erschreckte den Dieb, der rasch das Licht löschte und zurück auf das Deck eilte. Das Heulen eines Hundes auf einem Nachbarschiff weckte den Schiffskeeper, und da das Räuberboot sich in einige Entfernung von der Brigg gezogen hatte, so daß die Diebe nicht in dasselbe fliehen konnten, zugleich aber Jemand aus der Cabine kam, so rannten sie beide ins Deckhaus, krochen in eine Coje und spielten die Schlafenden.

Jetzt trat der zweite Mate (Steuermann), Mr. William Wood aufs Deck, stolperte über die Cigarrenkiste und schöpfte Verdacht, besonders als er im Boote unten den Genossen der Diebe sah, der den Mate bat seine beiden Kameraden zu wecken, die auf dem Schiffe eingeschlafen sein müßten. Statt dessen schickte dieser nach Polizei, welche auch die Diebe aus ihrem unschuldvollen Schlafe aufstörte. In der Coje fand sich auch die Lampe des Mate, die der Dieb aus der Cabine mit dorthin genommen, und zugleich das nämliche Pistol vor, mit dem der Schurke kurz zuvor den unglücklichen Baxter erschossen hatte.

In dieser Zeit wußten aber die Policer noch nichts von diesem Vorfall am Bord der Brigg Thomas Watson. Der dritte Gauner, als er begriff, daß seine Kameraden verhaftet waren, ruderte etwas weiter weg und leistete der Aufforderung heranzukommen keine Folge. Ein Schuß, den deshalb der Schiffskeeper eines Verein.-Staaten Steamers abfeuerte, veranlaßte ihn die Ruder mit mehr Energie einzusetzen und bald war er in der tiefen Finsterniß verschwunden.

Die gefangenen Flußpiraten wurden in das Stationshaus der siebenten Ward gebracht, und die Nachricht von der Arretirung zwei solcher Diebe, wie Nikolas Howland alias „Hit me dead“ (Schlagmichtodt) und William Soul wanderte bald von einem Stationshause nach dem andern, bis sie die Polizeimänner des 4. Distriktes erfuhren, und einige derselben nach dem Stationshause des 7. Distriktes eilten, um zu sehen, ob ihr Verdacht rücksichtlich Howlands gegründet sei, und sie fanden, wie sie erwarteten, daß er keine Schuhe an hatte. Die beiden Diebe wurden dann nach dem Stationshause des vierten Distriktes gebracht, wo die Männer, welche sie von der Brigg Thomas Watson hatten entfliehen sehen, dieselben an ihren Kleidern erkannten, und einer derselben positiv den Nikolas Howland alias „Hit me dead“ als einen der Männer erklärte, welche vom Verdecke des Thomas Watson herabgesprungen waren.

Polizeimann Wogan machte sich dann auf, den Diebsgenossen zu verfolgen, welcher in dem Boote entkommen war, und nach dem fleißigsten Nachsuchen gelang es ihm, seine Spur längs des Eastrivers bis nach Blackwells-Island hin auszuforschen, und hier erfuhr er von einem der Aufseher, daß William Johnson, ein berüchtigter Flußdieb, in einem Boote um die Insel herumschlich und als ihn der Aufseher ansprach, dem Letzteren erzählte, zwei seiner Kameraden seien „gerupft“ worden, und er möge jetzt nicht in die Stadt gehen, Polizeimann Wogan verfolgte dann das Boot bis nach „Kips Bay“, wo Johnson selbes festgemacht hatte, und zu Fuß nach der Stadt gegangen war. Der Officer schloß nun, daß Johnson bei seinen Kameraden Zuflucht suchen werde, und eilte sogleich nach Nr. 11 Carlislestreet, wo Johnson logirte, und erfuhr, daß er nicht hier war, und auch die vorige Nacht nicht hier geschlafen hatte.

Er entschloß sich nun, den Dieb strenge zu bewachen, und es dauerte nicht lange, als er ihn schon in das Haus gehen sah, und bald darauf hatte der unermüdliche Officer ihn im sicheren Gewahrsam. Die Aufregung und die verwegene Manier und Sprache des Diebes zeigten zu deutlich, daß er recht gut wußte, warum der Officer des Gesetzes seine gewaltthätige Hand an ihn gelegt hatte. Widerstand, das wußte Johnson, war gänzlich nutzlos, — und so fügte er sich mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, und wurde nach dem Gefängnisse gebracht, und in eine Zelle gesperrt. Während desselben Morgens wurden John Monahan, alias Stuttering John, James Sulivan, alias Yante, John Morrison alias Frenchy, John Mc Langblin alias Shinney und John Mc Cauley, lauter Verbrechensgefährten des bekannten Howland, Soul und Johnson von der Polizei arretirt, und sammt einer Frau, welche in Washingtonstreet ein Haus hält, in dem sie gewöhnlich ihre Berathungen hielten, als Zeugen in das Gefängniß gebracht.

Nach einer sorgfältigen Untersuchung des Falles durch den Coroner (Gerichts-Arzt), dem die überweisende Verknüpfung der Umstände vorgelegt wurde, fällte die Jury das Verdikt, welches jeden der Gefangenen in der Verübung des Diebstahles und

dem Tode Charles Baxter inculpirte. Auf diese Art wurde der kühnste und verwegenste Raub verübt, welcher seit vielen Jahren auf unseren Gewässern verübt worden war, und den Tod eines schätzbaren Bürgers zur Folge hatte, und auf diese Art wurden die Mörder durch den Fleiß und die Intelligenz der Polizeimänner ohne Beihülfe eines der Verbündeten der Erstern und ohne den geringsten Wink, Weisung oder Information von ihren Diebsrivalen empfangen zu haben, ausgespürt.

Es war ein glücklicher Umstand, daß jene verlässigen Polizeidiener des 4. Distrikts die vorgeschriebenen Regeln und Verordnungen des Departements, von jeder verdächtigen Person, welche sie in ihrem Patroullbezirke sehen, besondere Notiz zu nehmen, so strenge befolgt hatten, so daß sie im Stande waren, mit Schnelligkeit und Gewißheit auf den Mörder Baxter's zu weisen. Wäre eine Flußpolizei in Operation gewesen, so würden diese Diebe wahrscheinlich kein so gefahrvolles Unternehmen gewagt haben, und würden, wenn sie es von so vielen vermehrten Schwierigkeiten umgeben, dennoch unternommen hätten, nicht leicht den Officers entkommen sein, um ihre Operation an einem entferntern Punkte erneuern zu können.

Die Nothwendigkeit, die Piers und Slips mit Gas zu beleuchten, ist noch deutlicher hergestellt, denn wären die Piers geeignet beleuchtet gewesen, so würden die Personen, welche die Diebe von dem Schiffe entfliehen sahen, im Stande gewesen sein, sie über allen Zweifel erhaben zu identifiziren.

Es könnten noch viele andere Fälle von ähnlichem Charakter aufgeführt werden, aber es ist nicht nothwendig, da die Erfahrung Eure Ehren durch das Polizeidepartement und als Executivbeamter der Stadtregierung während der vergangenen zwei Jahre hinreichend gewesen sein muß, Sie von der Gerechtigkeit des Verlangens von Seite der Kaufmannschaft für besseren Schutz ihres Eigenthums zu überzeugen. Um eine bleibende Wohlthat zu bezwecken, muß dieses Departement in eine Stellung gebracht werden, daß seine Mitglieder im Stande sind, offensive gegen solche Sicherheitsstörer handeln zu können. Sie müssen in der Ausübung aller rechtmäßigen Autorität, in der Verfolgung und Auskundschaftung der Diebe unterstützt, und mit den Mitteln versorgt werden, dieselben verfolgen zu können, wenn sie sich durch die Flucht den Beamten des Gesetzes entziehen wollen.

Erfahrung hat vollständig bewiesen, daß die Mittel, welche von diesem Departement oder von den Kaufleuten selbst durch Aufstellung von Privatwächtern, gänzlich unzureichend sind, um diese Art von Diebstahl zu verhindern, und die Räuber nach Ausführung ihrer Diebstähle zur Gerechtigkeit zu bringen, und wenn die Stadtbehörden nicht für die Herstellung geeigneter Schutzmittel sorgen, so wird diese Art von Verbrechen ihr schändliches Geschäft stets ungestraft ausüben, und sogar noch mit vermehrtem Erfolge und gesteigerter Kühnheit, bis das Uebel sich so weit über die ganze Communität erstreckt hat, daß dasselbe zu zähmen eine schwierige Sache werden wird, und zur summarischen Züchtigung dieser Schändlichkeiten von Seite der Opfer führen kann.

Seit der Verfassung des letzten Berichtes über diesen Gegenstand haben die Flußdiebstähle beständig zugenommen, und man kann sie wohl um zwanzig Procent höher schätzen als zur oben bemerkten Zeit. In den Bureaus der Capitäne des zweiten, dritten und vierten Distriktes liegen Communicationen, in denen behauptet wird, daß Flußdiebstähle an Zahl und Betrag so sehr zunehmen, daß ganze Kar-

renladungen gestohlener Sachen auf einmal fortgeführt werden, und man die ernstliche Bitte stellt, solche Verbrechen zu verhindern, und die Diebe zu arretiren. Kaufleute und Schiffseigenthümer schicken ihre Klagen haufenweise ein, als ob die Mitglieder dieses Departements bereits die Macht hätten, das Eigenthum derselben zu beschützen, während die Land- und Wasserdiebe jeden hierzu gemachten Versuch verlachen und verspotten.

Die Mittel, welche zur Verhinderung dieser Verbrechen und zur Arretirung der Verbrecher angewendet werden müssen, sind bereits in einem der früher gemachten Reporte angegeben, nämlich die Errichtung einer Flußpolizei, welche in Verbindung mit Beleuchtung der Piers und Slips und der anliegenden Straßen durch Gas sich wahrscheinlich als ein wirksames Mittel erweisen werden, um das in unserm Hafen befindliche Eigenthum und das Leben der Seeleute, Emigranten und anderer Personen, welche zur Nachtzeit über die Piers gehen müssen, zu beschützen.

George W. Matsell, Polizei-Chef.

(New-Yorker Demokrat 11. und 12. Oct. 1852.)

Wir fügen über vorstehenden Bericht folgenden Artikel der New-Yorker Criminalzeitung vom 15. October 1852 bei.

Der Bericht des Herrn Matsell. Der mit dem 1. Juli schließende Bericht des Polizeichefs liegt endlich vor uns, und wir entnehmen demselben die gebräuchlichen statistischen Angaben über die Anzahl der während jener sechs Monate begangenen Verbrechen. Die von Herrn Matsell angeführten Zahlen beweisen, daß im Vergleich mit den früheren sechs Monaten über zweitausend Personen weniger in diesem Jahre verhaftet wurden, doch schließen wir hieraus keineswegs auf einen verbesserten moralischen Zustand der Volksmasse dieser Stadt, sondern vielmehr auf eine größere Unthätigkeit der Polizei. Diejenigen unserer Leser, welche mit dem Polizeiwesen vertraut sind, werden unsere Ansicht theilen.

Ueber Matsell's Fähigkeiten, die Pflichten eines Polizeichefs erfüllen zu können, kann kein Zweifel herrschen. Seit dem Beginn seiner Carriere als solcher, hat er einen guten Willen und eine Energie an den Tag gelegt, welche während mehrerer Wechsel in der Mayoralität ihm sein Amt erhielt, trotzdem er nicht selten ein politischer Gegner des ihn installirenden Stadtoberhauptes war. Es liegt darin ein genüaender Beweis seiner Tüchtigkeit, welche nur einmal — durch sein Auftreten im Astorplatz Aufstand — in Abrede gestellt wurde. Ohne auf diesen so oft besprochenen Gegenstand einzugehen, scheint es uns, daß, falls selbst sein Mangel an Energie in diesem einzelnen Falle bewiesen würde, dies dennoch nicht als Maßstab seiner sonstigen Pflichterfüllung angenommen werden könnte, da er Beispiele genug gegeben, welche jenes völlig aufwiegen. Seine Brauchbarkeit ist also nicht in Abrede zu stellen und die etwas übertriebene Geduld mit einigen seiner Untergebenen, so wie eine Bevorzugung gewisser Polizisten ausgenommen, kann ihm kein Vorwurf gemacht werden. Um so auffallender ist es daher, daß trotz seiner Tüchtigkeit, mit einem Corps von über neunhundert Mann, meistens von äußerst befähigten Capitäns commandirt, er nicht Ruhe und Ordnung in der Stadt erhalten kann. Das Räthsel ist sehr leicht zu lösen, denn der Grund liegt in der einfachen Thatsache, daß von den neunhundert wirklichen Polizisten kaum ein Drittheil aus Männern besteht, welche mit der Absicht ihr Amt angetreten

haben, ihre Pflicht zu thun. Alle Uebrigen nehmen die Stelle an, nur um den Gehalt für möglichst wenig Arbeit zu verdienen und für diese wenigen Dienste noch Extrabezahlung von den Bürgern zu erpressen. Die Zeit, welche ihren Pflichten gewidmet sein sollte, verbringen sie in der Kneipe, und Viele, die der Verantwortlichkeit einer Polizeistelle durchaus nicht gewachsen sind, entfernen sich absichtlich von ihrem Posten, wenn irgend eine Ruhestörung eine Beanspruchung ihrer Dienste zu bringen droht, so daß in manchen Gegenden der Stadt es sich immer bewährt, „daß kein Polizeibeamter zu finden ist, wenn man seiner bedarf."

Der dadurch entstehende Mangel an Schutz des Lebens und Eigenthums ist mithin eine Folge der Verderbtheit des jetzigen Stadtwahlsystems. Die Aldermen bedürfen der Mitwirkung der in ihrer Ward lautesten Schreihälse, unverwüstlichsten Säufer und größten Faullenzer. Für ihre Hülfe belohnen sie diese durch Polizeistellen und entläßt sie der Mayor wegen Nachlässigkeit oder effektiver Weigerung ihre Pflicht zu erfüllen, so sind die Aldermen sogleich bereit mit ähnlichen Subjekten die Vacanzen zu füllen, so daß vielleicht noch erbärmlichere Patrone in das Amt der Entlassenen eintreten. Ein Polizist bedarf also nicht der Qualificationen als Wächter der Sicherheit des Publikums, die im Privatleben Jedem eigen sein müssen, um selbst die mit der wenigsten Verantwortlichkeit verbundene Geschäftsstelle zu vertreten. Er bedarf nicht des Beweises seiner Rechtlichkeit, seiner Intelligenz oder seiner physischen Fähigkeit dem Amte vorzustehen. Sein Einfluß als Winkelpolitiker umgiebt ihn mit einem Nimbus, welcher alle sonstigen Schwächen verdeckt, — kein Wunder also, daß wir wenig gute, mehrere mittelmäßige und viele schlechte Polizisten unter der Schaar, welcher die Hut der allgemeinen Sicherheit anvertraut ist, finden.

Unter einem verbesserten Wahlsystem in Betreff der hiesigen Polizeibeamten könnte ein Corps gebildet werden, welches dem in London und Liverpool gleich, bei verhältnißmäßig leichtem Dienst den Bürgern wirklichen Schutz angedeihen lassen würde. Ohne eine solche Verbesserung kann jedoch der Chef nicht für die Unwirksamkeit der ihm zu Gebote stehenden Macht verantwortlich gehalten werden. Die Kraft eines Ganzen ist auf die jedes Einzelnen gestützt. Sie ist ein leerer Schall, ein Popanz, wenn nicht jedes der Mitglieder so handelt, daß sie die Achtung *erzwinge*, die ihr gebührt, falls diese ihr nicht freiwillig gezollt wird. Ohne diesen Zwang ist der Polizeichef fast machtlos; gelänge es ihm dahingegen nur tüchtige, gewissenhafte Leute angestellt zu erhalten, so könnte und würde er dadurch eine Kraft erringen, deren Anwendung einen bis jetzt ungekannten Segen dem Publikum bringen würde.

Schiebe man daher die Schuld so vieler unbestrafter Gewaltthätigkeiten nicht auf den Polizeichef allein, sondern bedenke man, wie sehr die Ausführung seines unbezweifelt guten Willens durch die oben erwähnten Umstände verhindert wird. Daß er die vielen Erfordernisse einer Verbesserung und Verstärkung des Polizeicorps, welche die täglich wachsende Größe der Weltstadt des Westens erheischt, wohl begreift, beweist seine schon vor zwei Jahren gemachte und im jetzigen Bericht wiederholte Vorstellung um Organisirung einer Fluß-Polizei. Der Mord am Bord des Thomas Watson, dessen Einzelnheiten er in etwas romanhafter Weise beschreibt, zeigt deutlich die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung, selbst wenn die zahllosen Diebstähle am Bord der Schiffe nicht den Mangel jener genugsam

illustrirten. Sechs Boote, gehörig bemannt und während der Nacht die Schiffe bewachend, würden hinreichen, die werthvollen Ladungen zu beschützen und den Dieben das Handwerk zu legen. Unsere Kaufleute und Rheeder sollten Herrn Matsell's Forderung unterstützen. Ihr eigenes Interesse erheischt die Ausführung dieser Idee, deren Kosten von dem Einzelnen nicht gefühlt, und die der Besoldung von selbst angestellten Wächtern bei Weitem nicht erreichen würden. Ein zweiter und eben so zeitgemäßer Vorschlag ist der, die Piers durch Gas erhellen zu lassen. Werthwolle Güter aller Art werden allnächtlich auf denselben gelagert und nicht selten nimmt auch die kleine Habe des armen Einwanderers einen bescheidenen Platz auf denselben ein. Zwar findet man zuweilen Wächter angestellt, um das Eigenthum bis Tagesanbruch zu hüten, doch im Dunkel der Nacht findet der Dieb immer Gelegenheit, seine Beute zu erhaschen. Zu mancher tragischen Scene liefern die Piers den Schauplatz und häufig in der stillen Stunde der Nacht ertönt von ihnen das Hülfegeschrei der Unglücklichen, welche durch die List der mörderischen Banden, dort hinausgelockt, beraubt werden und in den Fluthen des Hudson einen martervollen Tod erleiden.

Minnetanka.

Eine Kette von Seen.

St. Anthony Falls, den 17. August 1852.

Wann ist wohl eine Entdeckung von Wichtigkeit oder vielversprechenden Folgen gemacht worden, ohne daß es Leute gegeben hätte, die mit einem indifferenten Lächeln bemerkten: „O, ich kenne das schon lange! Es ist eine alte Geschichte!“ und dergleichen? So stark ist der Neid in der menschlichen Natur, daß er der Thätigkeit, dem Forschen und dem Genie den verdienten Anspruch auf die Ehre verweigert. Als sich in der Ferne das Gerücht von dem Auffinden eines neuen Sees von erstaunlicher Größe in der Nachbarschaft von St. Paul verbreitete, schüttelten Manche den Kopf mit der Bemerkung, daß sie Leute kennten, die schon einige Jahre vorher den Ort besucht hätten, ja, daß sie selbst oftmals an demselben vorbei passirt seien, ohne etwas besonderes dabei zu denken nnd daß sie ganz familiär darüber mit den frühesten Ansiedlern gesprochen hätten. Dies mag Alles sein und wahrscheinlich ist es auch so. Es ist kaum glaublich, daß eine so große Wassermasse in der Nähe von Fort Snelling existiren und dabei den Händlern, Reisenden und Jägern gänzlich unbekannt oder von ihnen unbesucht geblieben sein könne, besonders, da sie binnen einigen Tagereisen jede wünschenswerthe Auskunft von den Indianern über die bemerkenswerthen Lokalitäten erhalten konnten. Aber es ist unläugbar, daß die meisten Bewohner der Ortschaften und Niederlassungen bis vor wenigen Monaten nichts davon wußten. Die den Indianern gehörende Gegend, die sich für Ansiedler noch nicht eignet, ward nicht besucht und erforscht, und keine Beschreibungen über die Schönheit ihrer Scenerie haben bisher die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Die Ehre ihrer ersten Erforschung gehört Herrn Simon Stevens von St. Anthony, der im Anfang dieses Frühlings in Begleitung des Herrn C. A. Tuttle sich auf den Weg machte, entschlossen, den geheimnißvollen See zu finden, von dem sie durch Indianer und Händler gehört hatten. Nachdem sie sich der Rich-

tung, in der er lag, versichert hatten, folgten sie dem Kompaß und erwarteten eine längere Reise, als sie nachher fanden, denn sie kamen noch an demselben Tage an Ort und Stelle an. Ihr Plan war die Aufsuchung einiger passenden Stellen um Landansprüche darauf zu erheben; denn diese Section, die zu den am Minnesota-Flusse oberhalb Little Rock sich hindehnenden Ländereien gehört, welche durch den vorjährigen Vertrag für die Indianer reservirt wurden, ist jetzt, da die Regierung diesen Theil des Vertrags nicht ratifizirte und es vorzog, den heimathlosen Sioux Geld, statt dieser reichen Domäne zu geben, in den Markt gebracht worden. Herr Stevens wählte eine Stelle an dem Strom, der den Ausfluß dieser Seen bildet und später die Gewässer des Calhoun und Harriet-Sees nach dem Mississippi führt. Etwa zwei Meilen vor dem ersten See errichtete sich Herr Stevens eine Blockhütte zur Wohnung.

Seine Brüder, Oberst Stevens, Herr Franklin Steele und einige andere Herren brachen etwas später ebenfalls auf, um den See in Augenschein zu nehmen, über den jetzt allgemein gesprochen wurde, und der mit allseitiger Zustimmung mit seinem indianischen Namen „Minnetanka" genannt wurde, was „Riesenwasser" bedeutet. Ein mit der Siruxsprache vertrauter Mann versicherte mich, der See werde von den Indianern eigentlich Midetanka genannt, aber die erstere Benennung wurde beibehalten. Diese letztere Gesellschaft nahm ein Boot, Lebensmittel und allerlei für das Feldleben nöthige Gegenstände mit, und wurde in der Wohnung des Herrn Stevens sehr gastfreundlich empfangen, von wo aus sie am anderen Morgen in zwei Booten ihre Entdeckungen so weit fortsetzten, als sie es mit ihren kleinen Fahrzeugen auf dem durch einen starken Wind zu hohen Wellen erregten Wasser für rathsam hielten. Sie erklärten den großen See für den besten Fischereiplatz und das schönste Gewässer in dem Minnesota-Gebiete.

Seit dieser Zeit waren drei andere Gesellschaften auf der Reise, nicht der Erforschung wegen, sondern aus Neugierde und zur Befriedigung ihrer Fischerei- und Jagdliebe. Da es keine gebahnte Straße gab, so hielt man es nicht für zweckmäßig sich der Wagen zu bedienen. Wenn eine oder zwei entschlossene Personen sich einmal ein Unternehmen vorgesetzt haben, so ist es leicht Gehülfen zu finden und dies bewährte sich auch hier. Wir fuhren nach St. Anthony, wo wir eine Gesellschaft sammelten, um andern Morgens mit einer starken Wagenladung aufzubrechen. Drei unserer Genossen waren Engländer von feiner Bildung und gutem Geschmack, die entschlossen waren, die Schönheit der Gegend und den Reiz des Abenteuers vollständig zu genießen. Ein großer Doppelwagen, solid gebaut, um alle Unregelmäßigkeiten selbst auf der rauhesten Straße zu bestehen, war beladen mit einer Kiste Lebensmittel aus der liberalen Speisekammer des St. Charles House, leichtem für uns passenden Gepäck und einem Bündel Fußteppiche, wollener Decken und „Buffons", wie die Büffelhäute hier gewöhnlich genannt werden. Diese Benennung gab Stoff zu vielem Gelächter, indem sie uns ein kürzlich vorgekommenes Mißverständniß ins Gedächtniß rief. Ein Hausbesitzer fragte einen reisenden Engländer, ob er ihm zwei Buffalo's (Büffel — hier Büffelhäute) geben solle oder ob er mit einem genug habe. Der Reisende, in der Meinung, es sei von den Thieren selbst die Rede, antwortete, da er noch nicht gewohnt sei, dieselben zu treiben, so wolle er es vor der Hand mit einem versuchen. Wir überschritten die Fähre und nahmen unsern Weg über die Prärie nach dem Colhoun See, wandten

uns aber bald rechts und schritten über rauhen Boden an dem obern Ende dieses herrlichen Sees hin, in welchem die Morgensonne sich wie in dem reinsten Spiegel betrachtete. Musikalisch plätscherten die klaren Wellen an dem Kieselufer, während sich der Rand des Waldes weithin nach Süden dehnte und einen tiefen Contrast zu dem schönen Blau der Wasserfläche und der schiefen Prärie bildete, die sich an der Ostküste hinzieht.

Wir verließen die einigermaßen wegsame Straße und wählten eine Indianerspur, die mehr die Richtung andeutete, als den Marsch beförderte. Dann kamen wir an einer sumpfigen oder niedern Prärie vorbei, die früher mit Wasser bedeckt war und auf der nun üppiges, hohes Gras wuchs. Etwa dreiviertel Meilen westlich von dem Calhoun See gelangten wir an einen anderen kleinen kreisförmigen See, der gleich klar und schön ist und dem die Indianer einen Namen gaben, der bedeutet „der See der Insel mit den rothen Zedern," welchen Namen er auch behalten wird. Hier fanden wir das Gerüst zu einer kleinen Blockhütte, die wahrscheinlich von einem erbaut wurde, der hier Landansprüche erheben wollte. Das Land war hier mit zwei Arten niederen Eichen, halbverdorrten Bäumen und dichtem Unterholz von zwei oder drei Fuß Höhe bewachsen. Hier und da ragten Gruppen von Ahornbäumen, Birken und größern Eichen hervor, die mit üppigen Grasplätzen und Marschland abwechselten. Letztere waren zweifelsohne früher Seen. Das höher gelegene Land stieg manchmal sehr steil empor und der Rücken desselben war oft so schmal, daß die Passage kaum möglich war. Nun schwand auch die letzte Spur von einem Weg, und wir mußten uns auf den Kompaß verlassen, mit dem übrigens unser Führer, der auch die anderen Gesellschaften leitete, umzugehen verstand. Der Marsch ist hier außerordentlich beschwerlich und gefährlich sogar für die Pferde, aber ich möchte doch allen Reisenden rathen, ihn nur zu Pferde anzutreten. Von diesen Beschwerden abgesehen ist der Anblick des Landes außerordentlich mannichfaltig. Häufig kamen wir an hellen Gewässern vorüber, welche die Ausflüsse der Seen bilden. Dann gelangten wir wieder von Zeit zu Zeit auf einen alten Lagerplatz, wo man noch die Spuren der Feuer sah, die hier brannten und die Pfosten, an denen die Hütten der Sioux gebaut waren. Diese lagen immer auf Grasebenen, denn die Zeit ist vorüber, wo es der dichten Wälder bedurfte, um die Wilden vor ihren weißen Feinden zu schützen. Als wir über eine schöne Prärie passirten, die von Wald begrenzt war und auf der sich hier und da kleine Baumgruppen gleich Inseln erhoben, bot sich uns ein so herrlicher Anblick dar, daß wir unwillkürlich nach Denen schauten, die dieses reiche Feld ernten sollten, und nach einer Wohnung, was freilich vergebens war. Unser Führer deutete nach einer ovalgebildeten Anhöhe von etwa dreihundert Fuß, die eine ausgedehnte Aussicht über das umliegende Land gewährte. Dahin lenkten wir unsere Schritte und verloren den Hügel trotz allen Wendungen und Drehungen nicht mehr aus dem Gesicht. Dann kamen wir in einen dichten Wald von stärkern Bäumen, als wir sie bisher gesehen hatten, die ihre Aeste über uns verschränkten, und das Sonnenlicht abhielten, so daß wir kaum mit unseren Wagen durchkommen konnten, während wir häufig Stöße und Schläge von den Zweigen erhielten, gleichsam als wollte sich der Schutzgeist dieses Platzes unserem Eindringen in seine wilde Einsamkeit widersetzen. Bei der unerträglichen Hitze war uns der Wald ein angenehmer Zufluchtsort und wir gaben deshalb wenig um die steilen Hügel, die wir

häufig in ihm überschreiten mußten. Wir marschirten muthig weiter, bis sich uns der willkommene Anblick eines breiten, stolzen Stromes bot, der rasch hinfloß und uns das Ende unserer Fahrt anzeigte. Wir konnten ihn sehen, wie er durch die Matten hinströmte, während die Gebüsche am Ufer ihre Zweige in seine Fluthen tauchten. „Little Falls Creek" beantwortete der Führer unsere Frage nach dem Namen des Flusses, und wir erkannten denselben herrlichen Strom, den wir auf unserm Wege nach Fort Snelling bewunderten und bei seinem bezaubernden Sprung an den Fällen von Minnehaha. Wir setzten über, erstiegen die Spitze eines Bergrückens, der die Ausflüsse zweier Seen trennte, drangen durch einen Wald von Unterholz und erblickten endlich auf einer großen Wiese — einen Heuhaufen!

Dies war kein angenehmer Anblick für eine Gesellschaft, die sich ängstlich bemühte, alle Anzeichen von Niederlassungen zu vermeiden, aber wir wurden beruhigt durch die Nachricht, daß dies das „Heu des Einsiedlers" sei. Armer Klausner! Wir würden es vorgezogen haben, einen in Felle gekleideten, oder gleich dem Indianer in eine Decke gehüllten Mann zu sehen, der auf den lauten Zuruf unsers Führers antwortete; statt dessen sahen wir einen nach der gewöhnlichen Weise der Farmer gekleideten Mann mit von der Arbeit geröthetem, fröhlichen Gesicht, in dem guter Humor und Zufriedenheit so vorherrschend waren, daß sie auch den bloßen Schatten von Melancholie ausschlossen. Dies war nicht der Einsiedler — der zufällig von Hause abwesend war — sondern Hr. S...., einer seiner Freunde, der ihm gelegentlich bei seinen Arbeiten half. Unser Führer rief nach ihm und ging dann fort, um ihn zu suchen. Inzwischen kam er selbst von der andern Seite und bewillkommnete uns sehr freundlich, indem er sich entschuldigte wegen des ungastlichen Aufenthalts, den er uns nur anzubieten habe. Dabei drückte er verstohlen den Wunsch aus, daß wir unsern Besuch verschoben haben möchten, bis die Dinge ein weniger besser ausschauten, ein Haus gebaut wäre rc. Nachdem unser Führer zurückgekommen war, nahmen wir Abschied, wobei wir versicherten, daß das Wilde der Scene ihr den Hauptwerth in unseren Augen gebe.

Nun kamen wir auf einen so schlechten Weg, als wir noch je einen passirten, und langten nach vielen Mühseligkeiten und nachdem wir manche Strecke doppelt zurückgelegt, bei dem Blockhause an. Dieses lag auf einer großen Halbinsel, die durch eine Biegung des Flusses gebildet wurde, der sich etwas weiter unten von einer bedeutenden Höhe hinabstürzte und außer dem schönen Wasserfall zugleich eine für die Lokalität sehr werthvolle Wassertriebkraft darbot. Auf der andern Seite des Creeks zog sich eine Reihe kegelförmiger Hügel von mäßiger Höhe hin, zur Rechten dehnten sich die Hochlande in einer schiefen Ebene aus, die einen breiten Wiesengrund darbot, auf der sich hier und da Zwergeichen, Weinstöcke und Zedern erhoben, bis der dichtere Wald endlich das Ganze abschloß. Das Haus war eine so unpoetische Zufluchtsstätte, als sich nur eine denken läßt, es war aus rauhen Bretern aufgeführt, zwischen denen sich sehr weite Spalten befanden, sehr niedrig und eng und durch keinen Schatten gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Ein fest getretener Pfad führte von beiden Seiten nach dem Flusse und ein anderer, weniger markirter, nach einer etwas entfernten Quelle.

Die Thür stand gastfreundlich offen und wir blickten in das Innere. Etwa der dritte Theil des Raumes wurde von einem Moskitoflor eingenommen, der über ein auf dem Boden zurecht gemachtes Bett gebreitet war, wenn man eine mit einer

Decke bedeckte Strohlage so nennen kann. In der entgegengesetzten Ecke waren mehrere Breter befestigt, von denen das untere als Anrichtetisch diente und auf denen verschiedene Pfannen, Schüsseln und Zinngeschirre standen, während größere Kochhäfen, ein Waschzuber und mehrere hölzerne Eimer auf den Boden gestellt waren. Die einzigen Toilettegegenstände bildeten ein zinnernes Waschbecken und ein kleiner eingerahmter Spiegel nebst zwei oder drei groben aber reinlichen Handtüchern. Ein schmaler und rauhgezimmerter Tisch stand in der Nähe der Thüre und dabei ein Krug für Trinkwasser. Die Schüsseln und das Kochgeräthe waren reinlich, aber der Boden war ungefegt, so daß wir trotz der Hitze es vorzogen außer der Hütte zu bleiben, bis das Boot bereit wäre. Nachdem wir unser Gepäck auf dem Wagen gelassen und die Pferde angebunden hatten, gingen wir nach dem „Landungsplatz", der sich gerade an der Biegung des Stroms befand und schwammen bald auf seinen tiefen, schnellen Wassern.

Es kostete viele Mühe mit so vielen Personen gegen den Strom zu rudern und durch die schlangenartigen Windungen des Flusses, der tief genug für Dampfboote ist. Die Ufer waren mit Gebüsch und einzelnen Baumgruppen bewachsen, die einen so herrlichen Anblick boten, als ob sie von einem Landschaftsgärtner gepflegt wären. In dem klaren Wasser konnten wir oft bis auf den sandigen Boden blicken und wir sahen eine Masse von Fischen um uns herum, die bis jetzt noch keine Bekanntschaft mit der Angel gemacht zu haben schienen. Weiße und gelbe Wasserlilien erhoben sich zahlreich am Ufer, das theils sumpfig, theils mit Eichen bewachsenes Hochland war. Eine an der Seite aufgesteckte Landmarke zeigte die Spur von Angloamerikanern. Wir fuhren dann zwischen den Wald hinein, wo die Hügel sich zu bedeutender Höhe erhoben und dicht mit Bäumen bewachsen waren. Nachdem wir eine lange Halbinsel umschifft, befanden wir uns auf einem klaren und schönen See, dem ersten in der Kette, in die wir jetzt einfuhren. Derselbe war kreisförmig und hatte eine Meile im Durchmesser. Als wir über seine Fläche hinschossen, fragten wir uns, welchen Namen wir ihm beilegen sollten und indem wir das Recht in Anspruch nahmen, als die ersten weißen Frauen, die ihn befuhren, wählten wir einen zu Ehren des englischen Theils unsers Geschlechts und tauften ihn Lake Browning — nach der großen Dichterin.

Durch eine schmale Straße gelangten wir in den zweiten See und staunten, um eine Ecke biegend, das Gemälde an, das sich uns hier darbot. Eine herrliche Wasserfläche, vollkommen drei Meilen breit und vierthalb Meilen lang, lag da, eingefaßt von hohen, nicht felsigen Ufern, die beinahe perpendikulär emporstiegen von dem Kieselstrand und deren Rücken mit schlanken, dichtgedrängten Bäumen besetzt war. Zwei kühn hervorspringende, hohe Landzungen streckten sich weit in den See und zur Linken erblickten wir eine herrliche Bucht, deren Ufer aus weißem Sand und Kieseln bestand, und die gleichsam zum Fischplatze bestimmt war. Zwei Herren landeten hier vollständig mit Werkzeugen ausgerüstet, um eine Verwüstung unter den befloßten Schaaren anzurichten. Aber zuerst gaben wir, mit gebührender Förmlichkeit und feierlich aufstehend, dem See den Namen, den ich gewählt, nämlich Lake Bryant.

Auf diesem See wurde durch die erste Gesellschaft ein Hirsch mit einer Wurflanze getödtet, als er über das Wasser schwamm. Hirsche und anderes Wild soll es in diesen Wäldern in Masse geben, auch in den hohen Kronen der Zedern nisten

unzählige wilde Vögel. Wir sahen einen stolzen Adler auf einem Ast über unsern Häuptern sitzen, der uns gleich einem Wunder betrachtete. Einer unserer Reisegefährten, der im Frühjahr hier war, erzählte mir, daß er einen Baum erklettert habe, um ein Adlernest zu holen, aber von den Alten heftig angefallen wurde. Am Ufer findet man zahlreiche Achate und Carniole, von denen ich mir einen sehr schönen mitgenommen habe.

Eine außerordentlich schmale Wasserenge verbindet den Lake Bryant mit dem dritten See. Wir landeten und klommen an dem steilen Vorsprung empor, der die beiden Gewässer trennt und den wir wegen der zahlreich auf ihm wachsenden Zedern, Cedar Point nannten. Hier bot sich uns von einer Höhe von sechzig bis siebenzig Fuß eine herrliche Scene dar, die wir wegen ihrer Größe und Erhabenheit mit Gefühlen der Bewunderung und Erhebung betrachteten. Die frische Brise, die auf den andern Seen kein freies Spiel hatte, wühlte die Wellen hier hoch auf und warf sie gleich Meereswogen an das Ufer unter unsern Füßen. So weit das Auge reichte, dehnte sich die blaue, glänzende Wasserfläche aus, in der sich hier und da dicht bewaldete Inseln erhoben, während die Ufer von einem tiefen Dickicht umkränzt waren, dessen Bäume ungleich denen auf dem Hochlande, sehr groß und dick waren. Oberst Stevens theilte uns mit, daß er hier herum Weißeichen gefunden habe, die sechzig Fuß hoch vom Boden bis zu ihren Zweigen gemessen hätten. Vorherrschend in diesen Waldungen sind Eichen und Ulmen, untermischt mit Weißeichen, Zuckerahorn, Pappeln, Hickorybäumen, Cottonbäumen rc. und einigen Immergrünbäumen. Man sieht hier lange und schmale Halbinseln von jeder Küste, steile und hohe Vorgebirge, die meilenweit in den See hinausragen, von denen mehrere nicht breiter als zwanzig Fuß waren, und die schöne Buchten bildeten, in denen sich zahllose Fische befinden sollen. Zwei kleine grüne Inseln liegen gerade vor uns und sechs Meilen von dem Punkte, wo wir stehen, erhebt sich eine sehr große aus den Fluthen. Die größte Breite dieses Sees schätzt man auf fünfzehn Meilen und seine Länge von Cedar Point bis zu dem Punkte, der ihn mit dem vierten See verbindet, auf zwölf Meilen. Ein Zweig dieses Sees dehnt sich nördlich, von dessen westlichster Entfernung bis zu Cedar Point es zehn Meilen weit ist. Dieser Zweigsee, der mit der Kette nicht direct verbunden ist, soll in frühern Zeiten zu der Grenzscheide für die Sioux und Chippewa's gedient haben, wenn sie an seinen beiden Ufern lagernd, sich zum Vernichtungskampfe vorbereiteten. Die Länge des vierten Sees beträgt ebenfalls zwölf Meilen, und seine größte Breite achtzehn oder zwanzig. Dies ist die ausgedehnteste Wasserfläche in der ganzen Kette und hat den Namen Minnetanka, nach welchem auch oft die ganze Reihe genannt wird. Er soll die schönste Scenerie haben, auch von Felsenklippen umschlossen sein, die zu erstaunlicher Höhe emporsteigen; aber um dies zu untersuchen, hätten wir etwa zwanzig Meilen weiter fahren müssen. Derselbe hatte ebenfalls einen nördlichen Nebenzweig, den ich Fieldstone Lake genannt habe. Lake Minnetanka soll zehn Inseln von bedeutendem Umfang haben. Ein schmaler Wasserstreifen verbindet ihn mit einem fünften, viel kleinern See, dem westwärts die übrigen folgen. Oberst Stevens giebt die Zahl in dieser Seenkette auf sechzehn an, wie er durch eigne Erforschung gefunden habe, und der letzte See soll nahe am Minnesotaflusse liegen. Die ganze Kette dehnt sich beinahe ganz gerade von Osten gen Westen aus. Hr. S., der uns begleitete, theilte mir mit, daß er im Anfang dieses Monats mit einem

Freunde in einer Bucht am äußersten Ende des dritten Sees mehrere Kanoes gefunden habe, von der eine stark bezeichnete Indianerspur westwärts geführt habe. Dieser folgten sie, indem sie um sieben Uhr Morgens aufbrachen und nach einem mehrstündigen Marsche langten sie in „Little Six" einem Siouxdorfe am Minnesota an, wo sie zu Mittag aßen und Nachmittags nach dem See zurückkehrten. An dieser Küste des Sees sind bereits Stellen gewählt und Landansprüche geltend gemacht worden für hundert Familien, die im nächsten Jahr hierher ziehen werden. Jeder Anspruch für eine einzelne Person darf sich nicht höher als auf eine Viertelsektion oder 160 Acres Land belaufen.

Das durch den vorjährigen Vertrag den Indianern reservirte Land umfaßt, wie schon gesagt, diese Seenkette. Die Indianer liebten diesen schönen Landstrich mit seinen klaren Gewässern und tiefen Forsten, ihre alten Jagdgründe und die Schauplätze ihrer Kämpfe und Opfer. Es ist wirklich einiger Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß sie jährlich hierher kamen, um ihren Gottheiten zu opfern. Der gemalte Stein, der kürzlich von Cedar Point entfernt wurde, erinnert an den Red Rock am Mississippi, wo die Sioux ihre Opfer bringen. Aber die Raubgier des weißen Mannes verweigert ihnen diese geliebte Zufluchtsstätte, und die Einwanderer dringen bereits in das Land der zurückweichenden Race. Bis jetzt und so lange als die Indianer dem Vorschlage der Regierung noch nicht beigestimmt, gehört es ihnen, aber in einem oder zwei Jahren werden die Kanoes von diesen Gewässern verbannt und die Keime der Ansiedlung überall hingestreut sein. Gerade jetzt wird der Grund zu einem Hotel in der Nähe der Lake Browning gelegt und der Bau der Straße nach St. Anthony begonnen in Erwartung der in nächster Saison aus allen Theilen der Vereinigten Staaten eintreffenden Jagd- und Fischereigesellschaften.

Es war bereits Dämmerung, als wir nach dem Blockhause des Einsiedlers zurückkehrten, zwar etwas müde, aber froh über das, was wir gesehen. Während die Damen das Abendessen bereiteten, zündeten die Herren im Freien Feuer an, um die Moskitos zu vertreiben und die Tafel wurde in der freien Luft aufgestellt. Durch eine sonderbare Nachlässigkeit hatten wir vergessen, ein Zelt mitzunehmen, so daß die Damen in der Hütte und unter dem Moskitonetze schliefen, während die fünf Herren im Freien auf Büffelfellen kampirten. Bei Tagesanbruch gingen Letztere fischen und kehrten mit zwei großen Schnüren von Barschen zurück, von denen ein Frühstück bereitet wurde. Vor diesem erquickte uns aber noch ein Bad an einer von Gebüsch geschützten Stelle des Flusses. Bei unserer Rückkehr nach St. Anthony fanden wir, daß sich der Ruf unserer Excursion bereits weit verbreitet und das Unternehmen bei Vielen Eifersucht und Neid erregt hatte.

(New-York Daily Tribune vom 1. September 1852.)

Entdeckungen jenseits der Sierra Nevada. Der San Joaquin Republican bringt einen sehr interessanten Bericht über den Ausgang der früher in diesem Blatte schon erwähnten Expedition des Lieut. Moore, dem wir folgendes entlehnen: Wenn Lieut. Moore's Streifzug gegen die Yo-semites auch nicht von dem beabsichtigten Erfolge begleitet gewesen ist, diesen Stamm für seine Feindschaft mit den Weißen zu strafen und ihn friedlich zu stimmen, so war doch die Expedition für die Erforschung jener, von keines Weißen Fuß je betretenen „ultra-mon-

tanen" Gegend unseres Staates von außerordentlicher Wichtigkeit. Lieut. Moore erfuhr in den Thälern der Sierra Nevada, daß der verfolgte indianische Häuptling Yo=semite sich von da auf die andere Seite der Berge in das Basin des großen Salt Lake begeben habe. Mit dem ihm eigenthümlichen Muthe beschloß nun Moore, dem Feinde bis in seine neuen Schlupfwinkel nachzujagen, machte sich rasch mit seiner Compagnie dahin auf den Weg, und fand glücklicher Weise auch im Quellgebiete des Meered einen ziemlich bequemen Paß, der seinen Namen, Mona=Paß, von den Mona=Indianern, die die östlichen Abhänge der dortigen Gebirge bewohnen, erhalten. Auf dem beschwerlichen Marsche hatte M. sich mehrmals mit Indianerhaufen zu schlagen. Das jenseitige Thal bot dem Nachforschenden viel Neues und Merkwürdiges. Ungefähr 120 Meilen östlich von Mariposa fanden sie einen gegen 60 Meilen langen und 20 bis 30 Meilen breiten, bisher in keiner Karte bezeichneten See mit alkalischem Wasser (in dem keine Fische leben können), und mit Salpeter und andern Salzen verkrusteten Rändern. In den See ergießen sich fünf bis sechs süße Flüsse, von denen zwei von beträchtlicher Größe. Wasservögel, Gänse und Enten giebt's auf den Flüssen, Hasen und anderes Wild in der Ebene in Menge. Von allen diesen Thieren schoß M. einige und brachte sie nach Fort Miller. Das Land an den Flüssen ist sehr fruchtbar, in der Ebene aber im Allgemeinen dürr und sandig. Eichen und Fichten, ächtes Bauholz, giebt's im Ueberfluß. Am wichtigsten aber ist die Entdeckung, daß sich auch jenseits der Sierra Nevada reichliche Goldlager vorfinden, aus denen M. ein reich mit diesem kostbaren Metall durchzogenes Quarzstück vorzeigte. Der kühne Soldat drang noch gegen 75 Meilen östlich von Mona Lake weiter ins Innere vor und fand überall den Charakter des Landes gleich: hohes starkes Holz, prächtige Ströme, deren Ufer im üppigsten Grün prangten. Mineral=Lager und Mineral=Quellen. Die Berggegend vom östlichen Abhange der Sierra Nevada ist sehr jäh, und deutet offenbar auf vulkanischen Ursprung.

Lieut. Moore machte mit seiner tapfern Mannschaft mehrere Mona=Indianer zu Gefangenen. Die Monas, welche über das Erscheinen der weißen Männer große Furcht verriethen, sind offenbar eine von den übrigen calif. Indianern ganz verschiedene Race, sprechen eine andere Sprache, haben streng markirte römische Gesichtszüge, und sind fast ganz weiß. Schon früher hat man häufig von einer weißen Indianer=Race gehört, wußte jedoch bis zu dieser Entdeckung nichts Gewisses darüber. Die Mannschaft wurde während ihres Aufenthaltes in dem Thale zweimal zur Nachtzeit angegriffen, wobei dem Capitän Crosby ein Pferd von 500 Doll. Werth unter den Beinen weggeschossen wurde. An Grizzly Bären fehlt es dort nicht. Rocky Mountain Schafe und Antilope weiden dort in ungewöhnlichen Heerden. Auf dem Rückmarsch hatte die Expedition noch mehrere Anfälle von Indianer=Horden zu bestehen. Man glaubt, Yo=semite hätte die Monas bewogen, sich mit ihm gegen die Weißen zu verbinden.

Ruinen einer unbekannten Stadt. Capt. Alfred Fischer von Edgartown (Mass.) landete vor 8 Jahren auf einer Wallfischexpedition mit dem Schiffe Amerika von New Bedford auf der zur Ladronengruppe gehörenden Insel Tinian im nördlichen stillen Meer. Bei einer Streiferei fand einer seiner Leute plötzlich eine merkwürdige Ruinenstadt und der Capitän selbst begab sich dahin. Die Häuser zu

beiden Seiten der drei Meilen langen Hauptstraße waren sämmtlich von dunkelfarbigem Stein und trefflicher Bauart. Ungefähr in der Mitte fand er zwölf massive steinerne Säulen, von denen eine umgefallen war und so seinen Messungen diente. Diese Säulen hatten 45 bis 50 Fuß Höhe und Capitäler von ungeheurem Gewicht, am Fuß 10, an der Spitze 3 Fuß Umfang, und mochten etwa 60 bis 70 Tonnen Gewicht haben; ihre Structur und Bearbeitung war ausgezeichnet. Von dieser Hauptstraße liefen noch viele andere geradlinige und mit Steinhäusern besetzte Straßen aus, gänzlich überwuchert von 50 bis 60 Fuß hohen Cocoanußbäumen, und Bruchstücke irdener Gefäße fanden sich vor. Früher gehörte die Insel den Spaniern, von denen noch einige auf ihr lebten. Von diesen erfuhr der Capitän, daß Spanien sie den Knackas abgewann, daß aber auch diese von den Erbauern der Stadt nichts wußten und nur sagten, es müsse vor langen Jahren hier ein mächtiges Volk gewohnt haben. Der Capitän fand auch ungeheure Steinlager vor, von denen einige offenbar bearbeitet worden waren.

(N.-Y. Demokrat 19. Oct. 1852.)

Amerikanische Berichte über dergleichen Alterthümer oder über irgend welche seltsame Dinge sind mit Vorsicht aufzunehmen, wir wollten aber unsern Lesern diese Notiz, welche fast alle hiesigen Zeitungen brachten, nicht vorenthalten. — Wenn Capitän Fischer jene Ruinen schon vor 8 Jahren sah, weshalb machte er seine Entdeckung nicht früher bekannt? — Denn es ist doch anzunehmen, daß er nicht ohne heimzukehren 8 Jahre lang ununterbrochen abwesend war.

Beitrag zur deutsch-amerikanischen Literaturgeschichte.

Wenn einmal die Zeit kommt, in der die Geschichte des „deutschen Elements in Amerika“ geschrieben wird, dann findet sich ohne Zweifel ein Paragraph darin, der von der „deutsch-amerikanischen Literatur“ handelt. Und wie man die große deutsche Literaturgeschichte mit Ulfilas zu beginnen pflegt, so wird man diesen Nebenzweig derselben wohl mit jenen pennsylvanisch-deutschen Stylisten anfangen, deren Sprache mit der deutschen in keiner nähern Verbindung mehr steht, als die des gothischen Bibelübersetzers. Gervinus liebte es, stets auf die eigenthümlichen, schweren und beschränkenden Verhältnisse hinzudeuten, welche die allmälige Entwickelung der deutschen Literatur immer begleiteten, und wenn der einstige Historiker des deutsch-amerikanischen „Elementes“ eine ähnliche Vorliebe hegen sollte, so wird ihm sicherlich nachstehendes Dokument von Interesse sein. Es beleuchtet einigermaßen den Standpunkt deutsch-amerikanischen Zeitungswesens, resp. das Verhältniß der Verleger und Herausgeber zu den Journalisten. Steh', edles Publikum, und wundre dich.

„Boston, 19. Juli 1852. Mr. Victor Wilhelm Frölich, Albany, N.-Y. Geehrter Herr! Sie werden sich noch aus der alten Vorzeit in N.-Y. an den Moritz Hofmann, Schriftsetzer der V. St. Zeitung, erinnern, der bin ich, der Schreiber dieses, seit dem Untergange jenes Blattes habe ich beständig als Buchdrucker hier gearbeitet und seit vier Jahren bin ich Besitzer des Blattes „Merkur“. Aber seit einem Jahre hat sich eine Heinzen'sche überspannte Klique hier erhoben, um das Supremat der Deutschen hier zu haben, und diesen gelang es im Taumel ihrer

Intriguen und Unkenntniß, ein neues Blatt a la Janus, Hochwächter, ächt superklug, zu stiften. Meine Zeitung ist dadurch nicht beeinträchtigt worden, vielmehr seit der Zeit ich tüchtige Schmähartikel, auf Vernunft und Princip gestützt, wider sie schrieb, gestiegen. Da ich Sie als einen ausgezeichneten Federhelden kenne, nun auch gehört habe, daß Sie als Schriftsetzer helfen können, so mache ich Ihnen die Offerte hierher zu kommen, wenn Sie als Schriftsetzer helfen wollen und ungefähr 10,000 m's per Woche setzen wollen. Daß Sie der beste Schreiber in der deutschen Literatur in Amerika sind, davon bin ich überzeugt und habe ich immer eine Hochachtung vor Ihnen gefühlt, obzwar wir uns einmal geprügelt haben. Doch muß ich Ihnen sagen, daß wenn Sie diese Offerte annehmen wollen, ich Ihre Bedingungen zu vernehmen wünsche. Machen Sie sie mir so gnädig als möglich, denn das Publikum und die Revenüen sind klein: indessen sichere ich Ihnen eine Erhöhung zu, wenn, was ich kaum bezweifle, durch Ihre famose Feder das Blatt in Schwung kommt. Ich mache Ihnen eine Offerte, nämlich 5,00 Doll. five Dollars die Woche sure payement mit obiger Bedingung, oder Kost und Logis und Wäsche bei mir und zwei Dollars fixes Geld per Woche. Steigt das Blatt, so steigt Ihr Lohn. Wollen Sie mir gefälligst Ihre Entschliessung oder Meinung darüber mittheilen. Wenn Ihnen Obiges zusagt, kommen Sie sofort. Mit Achtung und Freundschaft. M. Hofmann. Wir werden hier Ruhm und Ehre durch das Schwert des Geistes ernten. Der Obige."

Der auf solche Weise nach Boston Eingeladene veröffentlicht das Schreiben in dem von ihm jetzt redigirten Blatte und weist das Anerbieten zurück. Zum weitern Verständniß für Diejenigen, die mit dem Preßverhältniß nicht vertraut sind, müssen wir noch bemerken, daß ein Setzer durch das in dem Schreiben verlangte Quantum Arbeit etwa 2³/₄ Doll. per Woche verdienen und die eigentliche „Redaktion" also mit dem Rest von 2¹/₄ Doll. bezahlt würde. Wir zweifeln nicht, daß ein großer Theil unserer deutsch-amerikanischen Zeitungsherausgeber dies immer noch als einen anständigen Preis betrachtet und dem Bostoner Kollegen vollkommen Recht giebt.

(Janus 4. Aug. 1852.)

Amerikanisches Geisterwesen.

Nirgends in der Welt ist der Glaube an Geister weiter verbreitet, als in den Vereinigten Staaten. Er findet seine Anhänger nicht nur unter den niederen Classen, sondern auch und sehr zahlreich unter den höheren. — Wo der Geist fehlt, kommen die Geister. — Die Geisterseher und Geistergläubigen werden Spiritualisten genannt. Medium nennt man aber eine Person, durch welche sich körperlose Geister dem Menschen kund geben, die gewissermaßen besessen ist. Mehrere Zeitungen englischer Zunge behandeln diesen Geisterglauben ganz ernsthaft und füllen lange Spalten mit Berichten über Geistererscheinungen und Offenbarungen; die deutschen Zeitungen dagegen erwähnen dieselben als Narrheiten, wenigstens ist uns noch keine deutsche Zeitung zu Gesichte gekommen, welche den Geisterglauben vertreten hätte. Charlatanerie, Leichtgläubigkeit und Unwissenheit greifen bei diesen Geistergeschichten in einander. Neulich haben in Worcester die

Geisterseher eine Sitzung gehalten. Wir lassen folgende Artikel des New-Yorker Demokraten vom 1. und 2. October 1852. darüber folgen.

Zu Worcester (Massachusetts) hielten am 24. September die Geisterseher und Geisterhörer eine Convention. Drei bis vierhundert solche „Spiritualisten" waren anwesend. Ein Geistlicher Namens J. M. Spaar sagte, es scheine, er habe die Macht erhalten, Kranke zu curiren. Seine Hand bewege sich ohne seinen Willen nach dem Platze, wo die Krankheit einer Person ruht, und diese werde dann augenblicklich gesund. Die Geister schickten ihn öfters auf auswärtige Missionen und sagten ihm, er würde seine Auslagen bezahlt bekommen, und es sei stets so geschehen. Er denke, daß der Welt aus dieser Gabe, die er empfangen habe, eine große Wohlthat zu Theil werden wird, vorausgesetzt, daß er Zeit und Gelegenheit zur Entwickelung dieser Gabe bekomme.

Am Nachmittage waren ungefähr achthundert Personen anwesend. Die Geschäfts-Committee raportirte Beschlüsse, worin sie die Abhaltung von vierteljährigen Massenversammlungen, die Formirung harmonischer Brüderschaften und spiritueller Cirkel anempfiehlt.

Hr. Bingham von Boston sagte, es seien nach dem Modelle der Harmonie des menschlichen Körpers harmonische Brüderschaften geformt. Der Präsident einer solchen Association wird das „Gehirn" genannt, die Vice-Präsidenten Nasen und Mund, die Sekretäre Augen und Ohren, und andere Mitglieder Hände und Füße 2c.

Ueber einen solchen Unsinn kann man nichts anderes schreiben, als: Fortschritt in der Narrheit.

Zweiter Tag der Geisterseher-Convention. Der zweite Tag der Spiritualisten-Convention zu Worcester war wo möglich noch merkwürdiger, (das heißt in Rücksicht auf grenzenlose Narrheit) als der erste. Es ist wirklich kein Wunder, daß der Congreß der Vereinigten Staaten den Irren-Fond mit zehn Millionen Acker Land verstärken will.

Die Convention versammelte sich Mittags 11 Uhr in City Hall. Ein Geistlicher, Adin Ballau, fungirte als Vorsitzer. Nach Eröffnung der Versammlung wurde der Convention ein Geisterseher, Namens Andrew Jackson Davis vorgestellt. Derselbe verlas einen, wie er sagte, ganz wahren und authentischen Bericht über Erscheinungen, die er gesehen, und Mittheilungen, die er von den Bewohnern der Geistersphären empfangen hatte. In diesem Berichte war ein Geister-Congreß beschrieben, den Davis mit seinen geistigen Augen gesehen hatte. Sein Engel hatte ihm ein aus Hagelsteinen gemachtes Kreuz gezeigt, das in der Luft aufgehängt war, so wie große Gefilde von schweren elektrischen Elementen und Meteorsteinen, und ihm gesagt, daß man auf der Erde die Gesetze der Schwerkraft nicht wohl verstehe. Der Geist zeigte ihm dieses, um ihn zu überzeugen, daß Körper der Geister als eine spiritualisirte Masse sich bewegen und in den obern Sphären aufhalten könnten, ohne die Naturgesetze zu verletzen. Der Geist befahl ihm dann, die Menschen zur Buße und Besserung zu berufen, denn das Reich des Himmels sei nahe.

Der Geisterseher Hewitt verlas eine Communikation, welche der Geist des John Hancock (Präsident des ersten amerikanischen Congresses) geschrieben, und welche von den Geistern des George Washington, Patrick Henry, Roger Sherman und Benjamin Franklin bestätigt worden war. In derselben war angekündigt, daß

John Spean, welcher sich gestern für einen Geisterdoctor ausgab, noch ein Weltwunder werden wird; er werde die Kranken heilen und andere staunenswerthe Dinge verrichten.

Diese Communikation war aber in einem solchen erbärmlichen Style und so unrichtig geschrieben, daß John Hancock und die anderen Väter der amerikanischen Republik in der Geisterwelt ihre frühern Kenntnisse ganz vergessen haben müssen, und wenn sie das Unglück haben sollten, einmal wieder auf die Erde herabzukommen, ihnen nichts anderes übrig bleiben würde, als noch einmal die Schule zu besuchen. Das Ganze war eine armselige Production.

Ein Frauenzimmer auf der Gallerie begann plötzlich nach Schackermanier zu zittern und rief: „Ach! daß ich alle Dinge rütteln könnte, die noch gerüttelt werden müssen! Ach, daß ich meine Erfahrungen erzählen könnte, seitdem ich zwölf Jahre alt war! (Könnte vielleicht nichts Uebles zum Vorschein kommen.) Ach, bereut, meine Freunde — kommt herbei, denn der Tag bricht an!

Ein Schottländer, Namens Davidson, welcher aussah, wie der Hexenmeister in Campbell's Gedicht „Lochiel's Warnung" stand auf, und sagte, der Geist John Hancock's habe ihm gerade gesagt, daß in Hewitt's Communikation gewisse Worte gebraucht seien, welche er nicht billige.

Ein Frauenzimmer verlas eine Mittheilung von einem Geiste in Ohio. Derselbe forderte die Spiritualisten auf, ganz voll Liebe zu sein.

Nunmehr vertagte sich die Geister-Convention, um leibliche Nahrung zu nehmen, und versammelte sich wieder um zwei Uhr.

Ein Schacker erhob sich, und erklärte, seine Glaubensgenossen seien Spiritualisten. Die Ehe sei die Wurzel von allem Uebel, von aller Dummheit und allen Leiden in der Welt und die Basis aller Selbstsucht. Wenn man nicht den Begriff Ehe und Familie entferne, könne die Welt nicht regenerirt werden.

Eine fette Irländerin mit rothem Gesichte, die sich vermuthlich unter Mittag begeistert hatte, sprach etwas, das kein Mensch verstand.

Während dieses unverständlichen Sermons stand ein junger Mann hinter ihr, der beständig seinen Kopf schüttelte, die Arme bald windmühlenartig um sich herumschlug, bald mit den Händen klatschte und dann einem nahesitzenden Manne seinen Hut entriß, ein Papier hervorzog, es auf den Hut legte und mit einem Bleistifte zu schreiben begann.

Ungefähr vier Ellen von diesem Narren entfernt saßen zwei andere. Einer derselben war ein langer Kerl, mit einem cadaverartigen Gesichte und schwarzem Barte, der auf seine Füße sprang, wie ein Kreisel sich herumdrehte, mit den Händen klatschte und unverständliche Worte brummte. Endlich machte er einen Stoß mit der Hand nach dem andern Narrenexemplar, das wie ein von Opium betrunkener Mensch gesticulirte.

Ein Mitglied der Versammlung, Hr. Bingham äußerte sich gegen derartige Demonstrationen, sogleich sprang jedoch ein anderes Mitglied ganz erhitzt auf und verlangte, man solle die Geister sprechen lassen.

Ein großer, fetter Mann, der durchaus nicht geisterartig aussah, und auf der Plattform saß, rief laut: „Gehorcht Gott mehr, als den Menschen. Laßt die Geister sprechen. Amen! Amen!"

Die Scene übertraf das Innere eines wirklichen Irrenhauses. Der Präsident der Versammlung ereiferte sich vergebens gegen diese Tollheiten. Wenn dieses Mittheilungen von überirdischen Geistern wären, so würde er die Mittheilungen vorziehen, die man von den Geistern lebender Menschen bekommen könne; er wollte sich durch solche unvernünftige Demonstrationen nicht zum Besten halten lassen. Der Präsident ist anscheinlich ein ganz vernünftiger Mann, wie er unter ein solches Gesindel kam, ist schwer zu begreifen.

Die Convention vertagte sich auf 3 Monate und wird dann an einem anderen Orte im Staate Massachusetts wieder zusammenkommen.

Seit dem Mai 1852 erscheint in New-York eine dem Geisterwesen gewidmete Wochenschrift, der „Spiritual-Telegraph." Wir geben eine Probe daraus in folgendem Artikel der New-York Daily Tribune vom 23. October 1852.

Der Spiritual-Telegraph dieser Woche enthält ein Schreiben von Reverend J. B. Wolff, einem methodistischen (oder exmethodistischen) Geistlichen, datirt Whealing in Virginien, den 13. October, aus dem wir nachstehenden Auszug mittheilen:

Die Sache macht Fortschritte in Whealing. In einem Hause ward in einem Koffer geschrieben, während er doch verschlossen war und der Eigenthümer den Schlüssel in der Tasche hatte. Dies geschah zwanzigmal an einem Orte zwanzig Meilen westlich von dieser Stadt. Tische bewegen sich, ohne daß sie berührt werden, von selbst. Die Leute sind natürlich darüber voller Erstaunen und werden noch mehr erstaunen. Vor einem Jahre sagte man, die Juden seien bei dergleichen Erscheinungen im Spiele. Man macht sich darüber lustig und doch grübelt man darüber nach. Vor drei Monaten schrieb ein Medium: „Neue und überzeugende Beweise werden kommen." — Sie sind nun da. Ein Medium spricht und schreibt in Sprachen, die es niemals gelernt hatte.

Es giebt eine Hellseherin hier, welche die Namen von Personen angiebt, die schon viele Jahre todt sind; allein sie ist unbrauchbar als Medium, weil sie unter dem Einfluß von Sectirerei steht. Alexander Campbell hat letzthin in Washington in Pennsylvanien vor Studenten und Bürgern eine vier und dreißig Seiten lange Rede gehalten gegen Phrenologie, Mesmerismus, Psychologie, Klopfgeister und dergleichen. Sie ist auch in dem „Harbinger" veröffentlicht.

Ein Mädchen aus diesem Orte, die nun ein Medium ist, wagte es, die Offenbarungen mittelst eines anderen Mediums zu verlachen. Sie ward auf der Stelle von Krämpfen befallen, ihr Gesicht verzerrte sich und ihre Glieder verrenkten sich; nur mit Mühe gelang es, sie vor der Selbstzerstörung zu bewahren. Aehnliche Erfolge ergeben sich immer, sobald ein gewisser Geist sich offenbart. Letzte Nacht sah ich ein kleines Beispiel von dieser Art von Kundgebungen; indeß die Rechtgläubigkeit behält immer die Oberhand. Manche sind damit nicht einverstanden. Sie meinen, die Geister müßten unfehlbar sein oder die ganze Sache sei ein Possenspiel. Dieser opponirende Geist wird durch Bibellesen ausgetrieben.

Miscellen.

Raub- und Mordanfall. — Der erst kürzlich ins Land gekommene Deutsche, Weingärtner mit Namen, ging an der Grandstreet Ferry am 25. Sept. Nachmittags nach Williamsburg, um sich nach Beschäftigung umzusehen. Auf dem Boote fragte derselbe drei Männer, die Deutsch und Englisch sprachen, ob sie ihm keinen Ausweis über Beschäftigung geben könnten. Die Angeredeten antworteten, daß sie außerhalb Williamsburg eine Farm besäßen, auf der er Arbeit bekommen könne. Die vier Personen gingen zusammen bis nach dem „Johnson Gehölze" (wie vermuthet wird), als Weingärtner ergriffen und niedergeschlagen ward. Einer der Mordbuben zog ein Messer und brachte dem Ueberfallenen eine vier Zoll lange Halswunde bei, offenbar in der Absicht, ihm die Gurgel abzuschneiden. Glücklicherweise wurden weder die Luftröhre noch die Arterien verletzt. Eine fast gleich große Schnittwunde erhielt Weingärtner in den linken Arm; einen Zoll höher würde nach des Arztes Aussage der Schnitt tödtlich gewesen sein. Darauf streiften die Mörder dem Manne den größten Theil seiner Kleidungsstücke ab und nahmen ihm seine Baarschaft von circa 14 Schillingen ab. Anscheinend todt und halbnackt blieb Weingärtner in der kalten und regnerischen Nacht liegen. Als er am Morgen zur Besinnung kam, hatte er noch so viel Kräfte, um sich nach Williamsburg zu schleppen. Er ward im Stationshause verbunden und in einem Wagen nach dem New-York Hospitale gebracht. Die Raubmörder werden verfolgt.

Am Sonntag, den 26. Sept. Nachts, fand man einen Mann, Namens John Moore, der sehr betrunken war und aus mehreren Stichwunden heftig blutete. Es ist kein Zweifel, daß der Mann von Loafers (Tagediebe) mißhandelt ward. Wo aber, muß man mit Entrüstung fragen, ist und bleibt bei solchen Vorfällen unsere Polizei? Man muß wahrlich zu der Meinung kommen, daß unsere Polizei dem Loaferthum durch die Finger sieht, sonst würde sie bei solchen Fällen nicht immer zu spät erscheinen oder nur dann einschreiten, wenn die Loafer den Kürzeren ziehen. Capitain B. Covett von der britischen Barke Volande von Neu-Schottland, welche gegenwärtig am Pier Nr. 37, Nordriver liegt, wäre am Sonnabend, den 25. Sept., beinahe erschossen worden. Einige Personen machten sich das Vergnügen, an dem Werfte Ratten zu schießen; ein übel gezielter Schuß brachte aber eine Kugel auf das besagte Schiff und traf den Capitain an den Kopf. Die Wunde ist nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft.

Eine andere Schießaffaire ereignete sich am 25. Nachmittags um 4 Uhr in der Nähe von Williamsburg. Neben der Hochstraße zwischen Buchwick und Williamsburg schossen zwei junge Leute nach dem Ziele, und als die Williamsburger Stage (Personenwagen) heranfuhr, machte sich einer derselben das Vergnügen, einen Schuß auf dieselbe abzufeuern. Die Stage war voll Personen, und die Kugel, welche durch ein Fenster eindrang, streifte zuerst eine Dame an den Kleidern, kam dann mit einem derselben gegenübersitzenden Herren, dem Polizeisergeanten Gideon Rice von Williamsburg in Berührung, dem sie an eine stählerne Tabacksdose schlug, die er in der Hosentasche trug, prallte von hier ab, nahm noch etwas Fleisch von seiner rechten Hand mit, berührte dann ganz leise die Schulter einer neben ihm sitzenden Dame und blieb dann zwischen den beiden genannten ehrenwerthen Personen auf dem Sitzkissen liegen. Der Polizeisergeant arretirte zwar nicht den Thäter, denn dieser war bereits entlaufen, sondern die Kugel, vermuthlich aus Aerger, weil ihm dieselbe seine Tabacksdose unbrauchbar gemacht hat.

(N. Y. Demokrat 28. Sept. 1852.)

Samuel Blonk und dessen Mutter Eliza Blonk in New-York, Beide aus Connecticut, waren dem Trunke ergeben. Am 13. Sept. kam Samuel Blonk betrunken nach Hause und schlug seine Mutter dergestalt, daß sie die Besinnung verlor. Sie ward in das Bellevue-Hospital gebracht und starb am 23. Sept. in Folge der Mißhandlungen, welche sie von ihrem Sohne erlitten, wie auch das Verdict der Jury lautete. Samuel Blonk war verhaftet worden, ward aber, da sich sein Arbeitsgeber für das Erscheinen vor Gericht verbürgte, wieder entlassen und zwar, wie die angeführte Zeitung beifügt, auf sein Ehrenwort.

(New York Daily Times 24. Sept. 1852.)

Irische Sonntagsfeier. An der Ecke der 26. Straße und 10. Avenue fand am Sonntag den 12. Sept. Abends um 6 Uhr eine große Schlägerei statt. Der Streit entstand durch eine religiöse Meinungsverschiedenheit, aus der sich heftiger Disput und zuletzt eine ernste Prügelei entwickelte. 30—40 Personen waren an dem Kampfe betheiligt und wohl 1000 Menschen standen als Zuschauer dabei, um zu sehen, wie sich die religiösen Fanatiker ihre Hirnschädel zerschlugen. Als die Nachricht von dem Skandal auf das nächste Stationshaus kam, sandte Capitain Hannigan eine bedeutende Polizeimannschaft ab, um die Ruhe herzustellen. Mehrere Polizisten wurden aber von den Kämpfenden mit Slung Shots angefallen und verwundet und einige der verhafteten Personen wurden von ihren Freunden wieder aus den Händen der Polizei befreit. Zuletzt gelang es dennoch der Polizei, die Ruhe herzustellen und mehrere der Streitenden zu arretiren.

(N. Y. Demokrat 14. Sept. 1852.)

Ueber das Liquorgesetz, auch Maine Law oder Temperenzgesetz genannt, wollen wir nur vorläufig bemerken, daß es ein Gesetz ist, wonach der Verkauf im Großen und Einzelnen von Wein, Bier, Branntwein und Spirituosen überhaupt verboten ist und dergleichen ohne Weiteres confiscirt und verschüttet werden. Es gilt in Maine, Massachusetts und noch einigen Staaten. Im verflossenen Frühjahr

wurden starke Anstrengungen gemacht, dieses Gesetz auch in New-York einzuführen, desgleichen in Philadelphia und Pennsylvanien. Eine starke Partei in der Gesetzgebung war diesen Bestrebungen geneigt, welche auch von mehreren Journalen unterstützt wurden. — In einer Nummer des oben angeführten Blattes vom 14. September finden wir folgenden Artikel, der aus dem Anzeiger des Westens entnommen ist.

Von allen Punkten der Union hören wir Klagen, daß das Muckerthum, der Temperenz-Humbug und der intolerante religiöse Fanatismus immer übermüthiger und herausfordernder auftreten, — überall die Herrschaft der Kirche auf den Staat zu übertragen und die individuelle Freiheit der Bürger zu beschränken suchen. (Hierauf wird angeführt, daß der Stadtrath von Peoria in Illinois unterm 13. August eine Verordnung erlassen, wonach die Gewerbesteuer erhöht und die Polizeistunde auf 10 Uhr Abends festgesetzt wird.)

Der erste Punkt dieser Verordnung setzt den Preis einer Licenz (Concession) für ein Bierhaus auf 25 Dollars per Jahr fest, was für eine kleine Stadt wie Peoria eine unverhältnißmäßig hohe Besteuerung eines Geschäfts ist, in welchem das Geld nur fünf Centsweise eingeht. Der zweite Punkt verbietet, die Bierhäuser am Sonntag offen zu halten, befiehlt aber auch zugleich, daß an den Wochentagen kein Bierhaus länger als bis 10 Uhr Abends offen sein dürfe, wobei auf jede Uebertretung eine Strafe von 10—25 Dollars festgesetzt und die Licenz obendrein verwirkt ist. — —

Ein gewisser Richter Johnson wird heute (22. Sept.) in hiesiger Stadt (Wheeling in Virginien) erwartet, um eine abolitionistische Rede zu halten. Wie gefährlich ein solches Unternehmen hier im Süden ist, zeigen die folgenden Auszüge aus dem revidirten Gesetzbuche von Virginien, Capitel 198:

„22. Abschnitt. Wenn eine freie Person durch Sprache oder Schrift behauptet, daß Sklavenhalter kein Eigenthumsrecht auf ihre Sklaven haben, so soll er mit Gefängnißstrafe nicht über ein Jahr, und mit Geldstrafe nicht über 500 Dollars belegt werden. Irgend eine weiße Person kann ihn festnehmen und den Gerichten überliefern."

„23. Abschnitt. Wenn eine freie weiße Person irgend ein Buch oder eine Schrift druckt oder schreibt, oder drucken oder schreiben läßt, in der Absicht, die Neger in diesem Staate zum Aufruhr aufzureizen, oder sie zum Widerstande gegen ihre Herren aufzufordern; und wenn er wissentlich ein solches Buch oder solche Schrift in Umlauf setzt, so soll er mit Zuchthausstrafe nicht unter fünf Jahren belegt werden."

(Virginische Staatszeitung vom 22. Sept. 1852.)

Wenn wir das in den Vereinigten Staaten so große und lange Thema der Sklaverei berühren, werden uns noch andere Gesetze dieser Art begegnen. Ueber die Stellung der freien Farbigen machte ein deutscher Farbiger vor Kurzem sehr unerwartete Erfahrungen. Er war der Enkel eines Negers, der als „Mohr" einem deutschen Fürsten gedient hatte, war in Deutschland erzogen, sprach nur Deutsch und hatte das Gürtlerhandwerk erlernt. Ohne Kenntniß amerikanischer Zustände gerieth er auf den Gedanken, in Amerika sein Glück zu versuchen und kam im Sommer 1852 nach New-York. Die erste Nacht schlief er auf dem Schiffe und

trieb sich am Tage seiner Ankunft ganz vergnügt mit einigen deutschen Reisegefährten umher. Als er aber am zweiten Tage gegen Abend eine Wohnung in der Stadt suchen wollte, ward er als Farbiger auch in mehreren deutschen Gasthäusern abgewiesen. Nach verschiedenen vergeblichen Bemühungen kam er tief in der Nacht in das Hotel Constanz, eins der ersten deutschen Hotels, 218 Williamsstreet, dessen Besitzer, nicht in den amerikanischen Vorurtheilen befangen, dem farbigen Landsmann ein Unterkommen gewährte. Später hatte der Letztere große Schwierigkeit, Arbeit zu finden, denn weiße Arbeiter wollen nicht mit farbigen arbeiten. Es ist schwer zu sagen, zu welcher Art von Menschen dieser deutsche Farbige gehört, denn die Weißen werden nichts mit ihm zu thun haben wollen, und die Farbigen, mit denen er auch nicht sprechen kann, werden ihn nicht als den Ihrigen anerkennen, auch möchten ihm ihre Sitten etwas fremdartig vorkommen.

Die zur Prüfung der Militär-Akademie zu West-Point abgeschickte Commission trug in ihrem Berichte darauf an, aus den Unterrichtsgegenständen die Logik zu entfernen und an deren Stelle evidences of christianity (Unterricht über die Beweise der Wahrheit des Christenthums) zu setzen.

(Janus 6. Oct. 1852.)

Während der Wahlbewegung benutzte man den Humbug der Geisterseherei zu Parteizwecken. In dieser Hinsicht las man in der New-Yorker Staatszeitung vom 3. September 1852:

Der „Spiritual Telegraph", das Organ der Geisterpocher, hat von Thomas Jefferson eine Botschaft erhalten. Dieselbe lautet: „Haltet fest an der Union! Laßt lieber ein Uebel bestehen, als alles Gute vernichten."

Die Geister scheinen sich also auf die Seite der Sklavenhalter zu neigen. — Dies bezieht sich auf den Compromiß und das Gesetz über die Auslieferung der flüchtigen Sklaven, worüber spätere Artikel handeln werden.

Newyorker Krystallpalast für die Gewerbe-Ausstellung aller Nationen.

Dieses aus Eisen und Glas construirte Gebäude hat die unterm 11. Mai d. J. mittelst Akts der Legislatur des Staates Newyork als Körperschaft begründete Gesellschaft für die Gewerbe-Ausstellung aller Nationen auf dem Reservoir-Square der Stadt Newyork errichtet. Das ganze Unternehmen ist so großartig, daß wir glauben, nicht frühzeitig genug die Aufmerksamkeit der europäischen, namentlich der deutschen Gewerbswelt darauf hinleiten zu können. Denn diese nach so ausgedehntem Maßstabe eingeleitete Ausstellung möchte in jeder Beziehung wichtiger und epochemachender werden, als die Londoner. Es wird sich hier die Industrie der alten Welt gleichsam im vollen Rund den Augen der neuen ausstellen, und wir brauchen nicht erst hervorzuheben, von welcher Bedeutung für den Weltverkehr es sein muß, wenn dergestalt beiderseits Bedürfniß, Fleiß, Scharfsinn und Erfindung (bei einem Verhältniß, wo noch eine unermeßliche Urproduktion und eine unermeßliche Gewerbs-Entwickelung sich gegenseitig eher zu ergänzen und zu durchdringen, als im Wettstreit zu überholen streben) sich also zu erkennen, zu würdigen und zu erheben Gelegenheit erhalten und benutzen. Die Verwaltung

der „Gesellschaft zur Industrie-Ausstellung aller Nationen" hat unterm 11. October d. J. eine mit einer Abbildung des im Bau begriffenen Krystallpalastes zu Newyork geschmückte Ankündigung und Beschreibung ihres Riesenwerkes herausgegeben, welcher wir die nachstehenden Notizen entnehmen.

„Der erstaunliche Erfolg der Londoner Ausstellung hatte die Gedanken der Gewerbswelt auf die Angemessenheit und Zweckdienlichkeit von Wiederholungen derselben in verschiedenen Theilen von Europa gebracht. So hat eine schon in Oesterreich stattgefunden; eine andere in Irland; zu Paris wird eine nach sehr ausgedehntem Maßstabe für 1854 vorbereitet.

„Es war ganz natürlich, daß diejenigen Bürger der Vereinigten Staaten, die im Sommer von 1848 zu London des Anblicks und Bewußtseins der Triumphe, welche das amerikanische Volk während jenes Jahres erlangte, theilhaft wurden, auch den besonders populären Charakter solcher Ausstellungen und deren heilsamen Einfluß in Betreff der arbeitenden Klassen wahrnehmen konnten, — bei Zeiten den Gedanken einer Wiederholung der Ausstellung „auch auf dieser Seite des Wassers" faßten. Es wurden deshalb bald nach dem Schluß der Londoner Ausstellung Schritte zu diesem Behufe gethan. Die Form des politischen Systems der Union und die ihrer Staats- und Bundes-Wirksamkeit aufgelegten konstitutionellen Beschränkungen machten es jedoch unmöglich, daß die Sache hier wie in England von der Regierung in die Hand genommen und durchgeführt werde; man mußte sich also auf privatliche Unternehmung und Thätigkeit verlassen.

„Natürlich wurde Newyork, die kommerzielle Hauptstadt der Union, zum Boden des Werkes erlesen. Am 3. Jan. d. J. bewilligten schon die Stadtbehörden, in Betracht des unabsehbaren Nutzens, welchen eine solche Unternehmung, wohlgeleitet, nicht blos für Handel und Wohlstand der Stadt, sondern auch für Volksbildung und heilsame Unterhaltung haben würde, eine Verleihung des Reservoir-Square zu diesem Zwecke. Darauf wendete man sich an die Legislatur, welche unterm 11. März der Gesellschaft für die Gewerbe-Ausstellung aller Nationen eine Körperschafts-Akte gewährte, deren wesentlichste Bestimmungen die folgenden sind:

„Die Gesellschaft begründet sich mit einem Kapital von 200,000 Dollars und mit der Befugniß dasselbe auf 300,000 Doll. zu steigern. Dieselbe ist ermächtigt, jederlei Art von Grundstücken zu besitzen, zu ihrem Zwecke Gebäude darauf zu errichten, Preise auszusetzen und überhaupt alles zu thun, was zur Ausführung ihres Vorhabens erforderlich ist.

„Am 17. März wurde Herr Theodor Sedgwick zum Präsidenten, Herr William Whatten zum Sekretair gewählt.

„Der nächste wichtige Schritt mußte dahin gehen, sich der Mitwirkung und Stütze der Bundesregierung zu versichern. Um von den europäischen Fabrikanten reichlich beschickt zu werden, mußte man die zollfreie Zulassung ihrer Sendungen auswirken. Die betreffende Behörde der Regierung der Vereinigten Staaten behandelte den Gegenstand mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Am 24. Mai zeigte der Hafen-Steuer-Einnehmer von Newyork, Herr Maxwell, dem Präsidenten der Gesellschaft schriftlich an, daß das zu errichtende Gebäude als geschlossene Niederlage (bonded warehouse) werde behandelt werden, so daß also dasselbe, so lange die Ausstellung dauert, Güter zollfrei aufnehmen könne.

„Hierauf handelte es sich darum, das auswärtige Departement der Unternehmung zu organisiren. Da es nun, der bessern Ordnung wegen sehr darauf ankam, daß die Geschäfte der Gesellschaft in Europa von einem recht zuständigen Agenten geleitet werden, so wurde zu diesem Behufe Herr Karl Buscheck zu London gewählt, dessen große Erfahrung als Commissar für die Oesterreichische Abtheilung der Londoner Ausstellung von 1851, sein trefflicher Charakter und seine hohe soziale Stellung ihn dazu als ganz vorzüglich geeignet bezeichneten; es wurde daher eine Uebereinkunft getroffen, mittelst welcher Herr Buscheck ermächtigt war, die Mitwirkung der europäischen Manufakturisten zu sichern. Herr Buscheck wurde unterm 25. Juni bestellt. Bald darauf wurde Herr C. E. Detmold zum Ober-Architekten und Ingenieur, Herr Horatio Allen zum berathenden Ingenieur und Herr Edmund Hurry zum berathenden Architekten bestellt.

„Demnächst war es nunmehr um den Plan des Gebäudes zu thun. Sir Joseph Paxton hatte mit großer Bereitwilligkeit einen von besonderer Schönheit geliefert, dessen Ausführung jedoch die besondere Beschaffenheit des Bodens unthunlich machte. Der leider seitdem verstorbene Herr Dorming — ein Amerika theurer Name — bot einen andern von schlagender Sinnigkeit an, der jedoch eben wohl durch die Bedingungen der städtischen Bewilligung ausgeschlossen war, wonach das Gebäude durchaus von Eisen und Glas sein mußte. Es wurden noch viele Plane eingereicht, von großer Schönheit und Originalität, unter welchen die Direktion nach vieler Berathung am 26. August einen auswählte.

„Die Maurer-Arbeits-Verträge wurden am 4. September unterzeichnet; am 25. desselben Monats wurde über den Granttheil des Eisenwerks abgeschlossen. Zufolge der Maurer-Verträge mußte am 21. October das Fundament hergestellt sein; nach den Verträgen über die Eisenarbeit mußte gleichzeitig die Lieferung der Gußstäbe ihren Anfang nehmen."

Reservoir-Square, der Platz, auf welchem das Gebäude errichtet ist, liegt am nördlichen Ende der Stadt Newyork, westlich vom Croton-Distributing-Reservoir, und zwischen dieser mächtigen Steinmasse und der sechsten Avenue. Die genaue Entfernung des Reservoirs von der sechsten Avenue ist 445 Fuß und die Brücke, von Norden nach Süden, zwischen der 40. und 42. Straße, 455 Fuß. Der Platz ist also fast quadrat. Diese Gestalt ist architektonischen Zwecken nicht günstig. In andern Rücksichten konnte jedoch kein besserer Platz gefunden werden. Die Eisenbahn der sechsten Avenue geht dicht daran her; die der vierten Avenue führt in die Nähe; ganz nahe sind auch die vierte, fünfte und sechste Avenue, die Hauptdurchgänge dieses Theils der Stadt.

Die Architekten und Zeichner, deren Plan von der Direktion angenommen wurde, sind die Herren Carstensen und Gildemeister. „Letzterer — heißt es weiter, — hat sich seit einiger Zeit unter uns niedergelassen und ist nicht blos ein Architekt, sondern ein Künstler. Herr Carstensen ist der Zeichner des Tivoli und Casino zu Kopenhagen, der vornehmlichsten öffentlichen Gebäude dieser Stadt und hat seit Kurzem seine Heimath unter dem breiten Schutzdach der Republik aufgeschlagen."

Folgendes sind nun die Hauptzüge des Gebäudes. Mit Ausnahme der Bodenflur ist es durchaus von Eisen und Glas erbaut. Die Grundidee desselben ist ein griechisches Kreuz, dessen Vierung mit einer Kuppel überdeckt ist. Jeder

Durchmesser des Kreuzes hat 365 Fuß 5 Zoll. Es hat drei gleichartige Eingangs-Hallen; eine an der sechsten Avenue; eine in der 40., eine in der 42. Straße. Jede Eingangs-Halle ist 47 Fuß breit; zu der in der sechsten Avenue steigt man auf einer Terrasse von 8 Stufen hinan; über jeder Front ist ein großes halbkreisförmiges Fenster von 41 Fuß Breite und 21 Fuß Höhe, der Wölbung des Schiffes entsprechend. Jeder Arm des Kreuzes hat auf der Grundfläche 149 Fuß Breite; dieser Raum ist zwischen einem Mittelschiff und zwei Flügeln getheilt, jenes 41, jeder von diesen 54 Fuß breit. Das Mittelschiff erhebt sich zu 67 Fuß Höhe und wird von einem 41 Fuß im Durchmesser zählenden halbkreisförmigen Bogen überspannt. Es sind also in der That zwei gewölbte Mittelschiffe, welche sich im rechten Winkel durchschneiden, 41 Fuß breit, 67 Fuß bis zur Bogenkrone hoch, und 365 Fuß lang sind, und auf jeder Seite dieser Schiffe ein Flügel 54 Fuß breit und 45 Fuß hoch. Jeder Flügel trägt eine Gallerie von derselben Breite und 24 Fuß Höhe vom Boden ab. Der Mittel-Dom hat 100 Fuß im Durchmesser, inwendig 68 Fuß vom Boden bis an die Wölbung und 118 Fuß bis an die Krone; auswendig mit der Laterne 149 Fuß. Die Außenwinkel des Gebäudes sind sinnreich mit triangulärem Anbau, 24 Fuß hoch, ausgefüllt, wodurch der Grundplan die achteckige Gestalt, jede Façade 149 Fuß erhält. An jedem Winkel wieder ein achteckiger Thurm von 8 Fuß Durchmesser und 75 Fuß Höhe.

Vier große Treppen und acht Wendeltreppen verbinden die Hauptflur mit der Gallerie, welche auf die drei über den Eingangshallen liegenden Balcons ausläuft und reichlichen Raum für Blumen-Decorationen, Statuen, Vasen darbietet. Die vier Haupttreppen sind doppelarmig, jede mit zwei Potesten; die acht Wendeltreppen befinden sich in den achteckigen Thürmen, und führen ebenfalls zu kleinen Balcons an der Spitze der Thürme und auf die Bedachung des Gebäudes.

Das Gebäude enthält auf der Grundfläche 111,000 Quadratfuß Raum und in den Gallerien, welche 54 Fuß breit sind, noch weitere 62,000 Fuß, in Allem ein Areal von 173,000 Quadratfuß zu den Zwecken der Ausstellung. Also auf der Grundfläche $2^1/_2$ Acker, oder genau $2^{52}/_{100}$; in den Gallerien $1^{44}/_{100}$ Acker; in Allem mit einem unerheblichen Bruchtheil vier Acker.

Auf der Grundfläche stehen 190 achteckige gußeiserne Säulen, 21 Fuß hoch, 8 Zoll im Durchmesser, hohl gegossen von verschiedener Dicke von $^1/_2$ bis zu 1 Zoll. Dieselben tragen die gleichfalls gußeisernen Balken, $26^1/_3$ Fuß lang und 3 Fuß hoch, welche wieder die Gallerien und die schmiedeeiserne Dachconstruktion tragen und den ganzen Bau in jeder Richtung stützen. Diese Balken sowohl als die Säulen des zweiten Stocks sind an die Säulen des ersten Stocks durch Verbindungsstücke von gleicher achteckiger Form wie die Säulen befestigt, welche 3 Fuß 4 Zoll hoch und mit eigenen Schrauben und Klammern versehen sind, um alle Stücke durch Riegelwerk fest zu verbinden. Der untern Flurbalken sind 252, ohne 12 schmiedeeiserne Balken oder Bänder von gleicher Höhe und 41 Fuß Spannung über einem Theil des Schiffs. Das zweite Stockwerk enthält 148 Säulen von gleicher Form als die untern und von 17 Fuß 7 Zoll Höhe. Diese tragen eine weitere Balkenreihe, 160 an der Zahl, zur Stütze der Flügelbedachung, indem jedes Schiff mit 16 gußeisernen halbkreisförmigen Bogen gedeckt ist, deren jeder aus vier Stücken besteht. Die Kuppel tragen 24 Säulen, welche über den 2. Stock hinaus zur Höhe von 62 Fuß über den Boden aufsteigen und eine Kombination

von schmiedeeisernen Bogen und Balken tragen, auf welcher eine gußeiserne eingesenkte Platte ruht, welche so eingerichtet ist, um die 32 Rippen der Kuppel zu tragen. Das Licht fällt durch die Laterne und von den Seiten durch 32 Schildluken von farbigem Glas ein, welche die Wappen der Union und der verschiedenen Staaten derselben, sowie Sinnbilder mehrerer Nationen darstellen und einen Theil der Decoration bilden.

Die Quantität des für das Gebäude zu verbrauchenden Eisens wird sich auf etwa 1250 Tonnen belaufen. Das Dach wird eine Fläche von 144,000 Quadratfuß decken. Der Glasbedarf des Gebäudes wird sich auf 39,000 Quadratfuß belaufen, in 9027 Scheiben von 16 zu 34 und 38 Zoll.

Beim Eintritt in dieses Gebäude wird das Auge des Beschauers also den Anblick eines Bogengangs von 41 Fuß Breite, 67 Fuß Höhe und 365 Fuß Länge haben und wenn er in die Mitte gelangt, sich unter einem Dom von 100 Fuß Durchmesser und 118 Fuß Höhe befinden. Das Gebäude wird also ohne Zweifel größer und sein innerer Anblick imposanter sein als der von irgend einem Bauwerke des Landes. Er wird verschieden sein von dem des Londoner Krystallpalastes. Die Form des Gebäudes gestattet eine Mannigfaltigkeit architektonischer Zierden, welche jede Monotonie ausschließt und doch eine zweckmäßige Verwendung des Bodenraums gewährt. Die hohe Kuppel, abgesehen von ihrem Nutzen für die innere Construction des Ganzen, verleiht demselben Größe und Majestät. Erstrebt haben die Architekten 1) die Gewinnung des größtmöglichen Grundflächenraums; 2) vollkommene Sicherheit und Zierlichkeit der Construktion; 3) wohlberechneten und gefälligen Zugang des Lichts; 4) Mannigfaltigkeit des innern Anblicks.

Die amtliche Beschreibung des Office of the Administration nimmt keinen Anstand, zu versichern, es werde dieses das größte und schönste Bauwerk des Landes, dieses aber in der That dessen geringstes Verdienst sein; seine reelle Bedeutung ruhe in dem Zwecke, zu welchem dasselbe bestimmt ist. Hier nämlich wird dem europäischen wie dem einheimischen Produzenten eine unvergleichliche Gelegenheit geboten, die Werke seines Kunstfleißes, ohne irgend eine Belastung von der Zeit ihrer Einbringung bis zu ihrer Wiederausführung, auszustellen. Der Zweck der Gesellschaft beschränkt sich auf die alleinige Ausstellung; sie hat weder irgend ein indirektes, noch direktes Interesse bei der weitern Verfügung über die ausgestellten Gegenstände. Sie wird daher in keiner Weise mit irgend einem Zweige regelmäßiger Industrie collidiren. „Es werden hier die erlesensten Erzeugnisse des Luxus der alten Welt und die raffinirtesten Erfindungen des Genius der neuen zusammengestellt sein." Die Interessen des Handels, der Gewerbe und der Künste werden Anregung und Schutz in diesen Mauern finden „und die Aufrechthaltung des Friedens eine neue Gewähr erhalten." Es werden hier zahlreiche Massen aller Nationen sich sammeln; der große und krönende Zug der Unternehmung aber wird sein, daß sie den arbeitenden Klassen eine Unterhaltung und Erholung gewähren wird, wie sie selbige nirgend anderswo finden können. Es wird ein Palast für das Volk sein. Die Eröffnung der Ausstellung ist auf den 2. Mai 1853 angekündigt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Die

politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Auswärtige Journalisten und Politiker nehmen in der Regel an, daß das hiesige öffentliche Leben von zwei streng gesonderten Parteien beherrscht werde, von Whigs und Demokraten. Jene halten sie gewöhnlich für die Rückschritts-, diese für die Fortschrittsmänner. So las ich noch Ende 1850 in einem Artikel, welchen die Berliner Nationalzeitung über die erste Präsidentenbotschaft des Hern Fillmore brachte, daß dieser als Whig der conservativen Partei des Landes angehöre. Wenn die National-Zeitung gesagt hätte, daß die Gothaer Biedermänner die revolutionäre Partei' Deutschlands bildeten, so hätte sie kaum einen ärgern Verstoß begehen können. Es gestatten aber, selbst abgesehen von der äußern Staatsform, weder Whigs noch Demokraten die leiseste Analogie mit den Europäischen Reactionären und Revolutionären; überhaupt sind hier die beiden officiellen Parteien gar nicht so schroff von einander geschieden als in Europa. Trugen sie früher durch einen mehr persönlichen als principiellen Kampf das Ihrige zum Entwickelungsproceß des Volkes bei, so bilden sie jetzt gar keinen Gegensatz mehr, weil sie in ihrer alten unvermischten Reinheit kaum mehr existiren und beide gemeinschaftlich ihrer Auflösung entgegen eilen. Die neuen Partei-Ansätze aber fangen erst an sich zu bilden, und, so unklar sie auch noch in ihrem Wollen sind, doch in einzelnen Fragen, namentlich in ihrem Verhältniß zur Sklaverei, ein bestimmtes Programm aufzustellen.

Dies ist der Uebergang, in welchem sich die Vereinigten Staaten gegenwärtig befinden: ein interessanter und lehrreicher Proceß, dessen Entstehung bis in den Anfang der Union zurückgreift und dessen Instruction und Entscheidung täglich mehr aus der anfänglichen Verwirrung hervortritt. Er läßt sich hier

6

natürlich nur in seinen Hauptstadien verfolgen, denn eine bloße chronologische Aufzählung seiner einzelnen Momente würde die Grenze dieser Skizze bei Weitem überschreiten. Die Vergangenheit tritt deshalb auch nur so weit in den Kreis unserer Aufgabe, als sie zum Verständniß der Gegenwart unentbehrlich ist. Einen besondern Nachdruck aber lege ich auf den Einfluß, den die Sklaverei auf die Geschicke dieses Landes ausgeübt hat und noch ausübt, weniger weil ich dieselbe, wie viele hiesige Politiker, für das innere Zersetzungs-Element der alten Parteien hielte, sondern vielmehr deshalb, weil in der Sklavenfrage deren Abgelebtheit und Unfähigkeit zur äußern Erscheinung kommt.

Die Parteien der Whigs und Demokraten existiren zwar in ihrer jetzigen Benennung erst seit der zweiten Wahl Jackson's (1832), allein unter anderem Namen treten sie gleich mit der Souveränität der Vereinigten Staaten ins Leben. Als die 13 Colonieen im Begriffe standen, sich von England loszureißen, hießen die Anhänger des englischen Systems Tories, und ihre Gegner, die Väter der Unabhängigkeits-Erklärung, nannte man Whigs. Nach Erringung der äußern Selbständigkeit kam es vor Allem darauf an, einen neuen Staat zu bilden und die in der Unabhängigkeits-Erklärung ausgesprochenen Grundsätze zu verwirklichen. Diejenigen waren fortan Föderalisten, welche nur die englische Constitution als Vorbild vor Augen hatten und mehr deren bewährten Vorzügen als einer noch nicht bewährten demokratischen Republik, mehr der Zweckmäßigkeit der alten Autoritäten als der Reife und Bildung des Volkes für die neue Staatsform vertrauten, während ihre Opponenten, die Anhänger Jefferson's und die Vertheidiger der Republik, in blos negativem Gegensatz zu ihnen die Antiföderalisten waren. Nachdem die Verfassung von 1787 angenommen war, wurde die Partei-Taktik auch eine andere. Es kam jetzt vor Allem darauf an, die Constitution auszuführen und zu bewahren. Die Föderalisten, welche immer noch an ihren monarchischen Traditionen und Erinnerungen festhielten und sich dem republikanischen Princip der Volkssouveränität nicht fügen mochten und konnten, suchten die vorzugsweise durch ihren Einfluß geschaffene Verfassung in ihrem Sinne auszulegen und zu handhaben. Die früheren Antiföderalisten aber, welche bis zur Annahme der Constitution nur eine theoretische Opposition zu führen im Stande waren, traten nunmehr unter einer ihnen weit günstigeren Parteibezeichnung, als Republikaner gegen sie auf, indem sie jetzt ihre republikanischen Grundsätze gegenüber den aristokratischen Gelüsten ihrer Gegner in der Praxis des Staatslebens geltend machen konnten und zu verwirklichen strebten. Die Föderalisten behielten zwölf Jahre lang unter der Präsidentschaft Washington's und John Adam's das Uebergewicht. Durch die Wahl Jefferson's zu deren Nachfolger in der Minorität gelassen, befanden sie sich in beständigem Widerspruch gegen die Verwaltung die-

ses Präsidenten und seines Nachfolgers Madison, sanken aber mehr und mehr zur Unbedeutsamkeit herab und beendigten ihre Existenz als nationale Partei gleich nach dem Friedensschluß mit England im Jahre 1815. Einige Staaten hielten zwar den Namen der Föderalisten noch eine kurze Zeit hindurch aufrecht, und als James Monroe 1816 mit einer großen Majorität von der republikanischen Partei zum Präsidenten erwählt wurde, erhielt Rufus King, der Candidat der Föderalisten, noch 34 Stimmen; aber nach einigen schwachen Versuchen wurde diese Partei so unpopulär, daß sie sich unter Monroe's Verwaltung vollends auflöste. Unter diesem Präsidenten gab es keine eigentlichen Parteiunterschiede, deshalb wurde er auch zum zweiten Male einstimmig wiedererwählt und deshalb heißt diese Periode der Amerikanischen Geschichte das Zeitalter des guten Einverständnisses („the era of good feelings").

Wie dies nach Sprengung einer politischen Partei immer der Fall ist, so zerfiel auch die Föderalpartei nach ihrer Auflösung in verschiedene kleine Parteien, die kleine Zwecke und Pläne verfolgten. So bildete sich in den mittleren und östlichen Staaten gegen die vermeintlichen Gefahren der Freimaurerei eine Antifreimaurerpartei und im Süden eine Partei der südlichen Rechte gegen die angeblichen Uebergriffe des Nordens. So gestalteten sich die bereits unter dem ältern Adams aufgetauchten Bestrebungen der Eingebornen (Natives) durch Verstärkungen aus dem Lager der ehemaligen Föderalisten zu einer Native-Partei, welche nur die Eingeborenen zu politischen Rechten und Würden zulassen und durch verschiedene Prohibitiv-Gesetze, wie Erschwerung und eingeschränkte Ertheilung des Bürgerrechtes, den Einfluß der Fremden von sich abzuhalten suchten. Diese Partei oder vielmehr Clique besteht noch bis auf den heutigen Tag, ja sie hat sogar vor der letzten Präsidentenwahl einen Candidaten aufgestellt, auf dessen Haupt jedoch nur 8000 Stimmen vereinigt wurden.

Als Jackson zum zweiten Mal erwählt werden sollte, traten zuerst die Zeichen einer neuen National-Partei hervor. In den Jahren 1833 und 1834 vereinigten sich die von Jackson aus den Staatsämtern entlassenen Unzufriedenen mit den zersplitterten Zweigen der alten Föderalisten und denjenigen Freunden Jackson's, in Georgia, Tenessee und andern Staaten, welche van Buren nicht zur Präsidentschaft gelangen lassen wollten, und bildeten gemeinschaftlich mit den 1834 und 1835 unter Henry Clay gegen Jackson's Verwaltung auftretenden Republikanern die Partei der Nationalrepublikaner, welche im Winter 1836 die Benennung Whigs annahmen. Der Republikaner Clay war die Seele dieser neuen Partei, welche im Laufe der nächsten Jahre die Elemente der alten föderalistischen Partei in sich aufnahm. Es waren also von Anfang an nicht die feindlichen Grundsätze, sondern nur die Gesichtspunkte der äußeren Zweckmäßigkeit, wie in der Bankfrage, oder persönliche Motive, wie

Abneigung gegen Jackson, welche die „National-Republikaner“ von den „Republikanern“ schied. Diese nannten sich jetzt Demokraten, wurden aber von jenen Locofoco's genannt, welchen Spottnamen sie später selbst mit Stolz auf sich anwandten.

Die Bezeichnung Locofoco bezieht sich auf einen Vorfall in Tammany Hall, dem Hauptquartier der Demokraten von New-York. Als nämlich gegen Ende der Jacksonschen Verwaltung der jüngere Zweig der Demokraten, die sog. Equal rights men, (Männer der gleichen Rechte) welche einen erbitterten Kampf gegen alle Monopole, namentlich der Bank, führten, eigene Candidaten für die bevorstehenden Staatswahlen aufstellten, und die älteren, die sog. Tammany-Demokraten sich durch diese Maßregel in der Durchsetzung ihrer eigenen Candidaten bedroht sahen, verschlossen diese letzteren in der entscheidenden Verhandlung vom 29. October 1835 die Gasröhren, um durch die plötzlich eintretende Finsterniß ihre Gegner von der Fortsetzung ihrer Debatten abzuhalten. Diese aber waren auf einen solchen Staatsstreich vorbereitet, steckten ihre Streichzündhölzer (locofocomatches) an und führten jubelnd ihre Vorbereitungen zur Wahl aus. Dieser Vorfall veranlaßte für die Equal rights men die Bezeichnung als Locofoco's, welche sich nach ihrer Wiedervereinigung mit den alten Demokraten auf die ganze demokratische Partei ausdehnte.

Die beiden großen Parteien, welche noch jetzt Demokraten und Whigs heißen, unterscheiden sich, nachdem die letztern schon unter ihren Vorgängern, den Föderalisten, sich dem republikanischen Princip als der leitenden Staatsidee untergeordnet hatten, jetzt nicht mehr durch entgegengesetzte Principien, sondern höchstens durch entgegengesetzte Maßregeln und enthalten in sich die unzufriedensten Elemente von Freiheit und Unfreiheit, von Fortschritt und Rückschritt. Sie bilden darum auch nicht gegeneinander, sondern höchstens in sich selber die schreiendsten Gegensätze. Man kann daher nicht sagen, die Demokraten seien die fortschreitende und die Whigs die zurückhaltende, jene die unbedingt demokratische, und diese die unbedingt aristokratische Partei. Die eine ist so gut republikanisch als die andere; aber jene hat einen mehr radikalen Charakter und eine populärere Methode des Fortschritts für sich, weil die demokratischen Ideen besser mit dem Instinkte und dem unbestimmten Fortschrittsdrange der Massen harmoniren, während die Whigs mehr Nachdruck auf die Thatsachen der Wirklichkeit und die positiven Verhältnisse legen und darum weniger eine populäre Bedeutung im Volksleben gewinnen können. Die Demokraten nehmen das Volk, wie es sein sollte — die Whigs, wie es ist, jene stehen mit ihren Idealen im Widerspruch, weil sie — Jefferson einzig ausgenommen — bisher weder einen mächtigen Staatsorganismus zu schaffen, noch überhaupt, wenn sie am Ruder waren, ihre Versprechungen und abstracten Grund-

säße zu erfüllen wußten; diese gerathen mit der Theorie in Collision, weil sie ihren die Praxis beherrschenden Einfluß nicht anerkennen können oder wollen.

Während die Demokraten als ihren ersten Grundsatz die Souveränität des Volkes aufstellen, während sie aus gleichen Rechten gleiche Pflichten folgern und die freie Zustimmung der Regierten für die einzig rechtliche Grundlage jeder Regierung erklären, stützen sich die Whigs darauf, daß diese Theorie nirgends mit der Praxis stimmt, daß Naturanlage, Erziehung und äußere Verhältnisse von jeher einen solchen Unterschied unter den Menschen begründet haben, daß sie in Leistungen und Ansprüchen weit auseinander gehen. „Alle Menschen sind gleich," sagt Jefferson, der Vater der sog. demokratischen Partei, — das Volk hat keinen ärgern Feind, als sich selbst, erklärt Alexander Hamilton, der Gründer der Whigs. Wenn also die Demokraten jenen Grundsätzen gemäß aus der freien Wahl des ganzen Volkes ihre Regierung hervorgehen lassen, so wollen die Whigs, daß die aus den Weisesten und Besten des Volkes zu Erwählenden auch seine Gesetzgebung und Leitung übernehmen. Die Whigs suchen folgerichtig im Congresse ihre Stärke. Sie sandten ihm stets die bedeutendsten Talente zu und stärkten, wo sich nur die Gelegenheit dazu bot, die Macht der Executive. Die Demokraten dagegen gründeten ihre Macht außerhalb des Congresses, beschränkten wo es nur ging die Befugnisse des Präsidenten und gewannen dafür im Volke ihren Gegnern immer mehr Boden ab. Sie schlossen sich eng den Massen an, suchten diese durch Volksunterricht und einen ausgebreiteten Journalismus zu heben und zu bilden, erkämpften ihnen neue Rechte und eröffneten ihnen eine größere Arena für das politische Handeln. Sie hoben und vermehrten die Masse wirklicher Landbebauer und der kleineren Grundbesitzer dadurch, daß sie große und werthvolle neue Gebiete erwarben, den Preis der öffentlichen Ländereien herab- und den Verkauf kleiner Parzellen bis 40 Acres durchsetzten. Die Demokraten huldigten überall mehr dem Individualismus, der sich im Staatsleben als Selbstregierung und im Handel als freie Concurrenz ausprägt; sie sind darum auch dagegen, daß die Union die Schulden der Einzelstaaten übernehme, für die Verbesserung der Häfen und Flüsse im Innern des Landes sorge, und daß eine National-Bank oder gar Schutzzölle den Handel und Verkehr von Oben herab reguliren. Die Whigs dagegen, deren Kern aus den Neu-England und östlichen Staaten stammte, suchen ihrem Ursprunge gemäß vom Standpunkte des Mercantilsystems aus nicht direct durch das Volk, sondern durch den Congreß eine bedeutende Kriegsflotte zu schaffen, innere Verbesserungen in's Leben zu rufen, inländischen Handel und Industrie durch eine National-Bank und hohe Zölle zu heben. Gegen das Ausland halten sie streng am Neutralitätsprincip, um die Union nicht in Kriege zu verwickeln, welche für den Handel und Verkehr nachtheilig werden könnten;

sie sind darum auch gegen jede weitere von den Demokraten erstrebte Ausdehnung des Gebietes der Vereinigten Staaten. Künste und Wissenschaften erfreuen sich auch als den höheren Kreisen des Lebens angehörend bei den Whigs einer besseren Pflege, einer liebevolleren Beförderung als bei den Demokraten, welche in dieser Beziehung naturwüchsiger und uncultivirter sind und vielfach aus diesem Grunde ihre Gegner Aristokraten nennen.

Dies ungefähr sind die keineswegs principiellen Gegensätze, in denen Demokraten und Whigs zu einander stehen. Es würde schwer sein, den erbitterten Kampf der beiden Parteien zu begreifen, wenn das hiesige politische Leben von noch anderen als rein persönlichen Zwecken und Motiven beherrscht würde, und wenn seit dem Anfang die Geschichte dieses Landes außer der politischen Unabhängigkeit und äußeren Freiheit noch sonst eine ethische Frage ihrer Lösung harrte. Das Volk kennt aber bis jetzt nur noch äußere und keine inneren Kämpfe, keine Conflicte und keine Triumphe des Geistes; es wähnt mit der bloßen Königslosigkeit und republikanischen Form am Ziel alles menschlichen Strebens angekommen zu sein. Aus diesem Grunde bilden die Demokraten ein förmliches System des republikanischen Legitimismus aus, der sich auf das Dogma der Constitution und das heilige Oel der indirecten Wahl stützt; aus diesem Grunde fügen sie sich blindlings der Knechtschaft ihrer Parteizucht, der Autorität ihrer selbstgeschaffenen Götzen. Man sollte wahrhaftig auf diesem Continent an der Autonomie und dem Selbstbewußtsein des menschlichen Geistes verzweifeln, wenn nicht hie und da ein ketzerischer Whig — zur Ehre der „New-Yorker Tribune" (ein gutes Whigblatt) sei es gesagt! — dieser schnöden weißen Sclaverei einen wohlverdienten Fußtritt gäbe und „auf die Plattform (Partei-Programm) seiner eigenen Partei spuckte."

Uebrigens werden die aus inneren Conflicten erzeugten Kämpfe nicht lange mehr auf sich warten lassen; ihr Vorgeschmack zeigt sich schon in der Sklavenfrage.

In ihrer Stellung zur Sklaverei bilden Demokraten und Whigs so wenig als ehemals Föderalisten und Republikaner einen Gegensatz. Die Gründer der Union sahen sehr wohl ein, daß dieses Institut mit der Freiheit unverträglich ist, aber sie konnten es als eine alle Verhältnisse durchdringende Thatsache nicht ignoriren und suchten sie deshalb so viel als möglich zu umgehen, oder auch, wo es anging, zu beschränken. Um die für die Gründung und Aufrechterhaltung der Republik unerläßliche Einheit unter den ehemaligen nördlichen und südlichen Colonieen nicht zu stören, durfte kein wesentliches Interesse der Einzelstaaten verletzt werden. Das Hauptvermögen der südlichen Mitglieder der neu gebildeten Union bestand aber in Sklaven-Eigenthum und Arbeit. Nur hierdurch ist es zu erklären, daß Jefferson, Madison und Andere

mit ihrem rein republikanischen Enthusiasmus nicht sofort auf Vernichtung dieses Uebels drangen. Sie hofften es mit der Zeit zu beseitigen; allein Alles, was sie später erreichen konnten, waren die sog. Ordonnanzen von 1787, welche die Einführung der Sklaverei in die westlich von Ohio gelegenen Gebiete gesetzlich verboten und der Beschluß, welcher mit dem Jahre 1808 anfangend, jede weitere Neger-Einfuhr aus Afrika untersagt. Die Constitution, die bekanntlich in einer für die junge Republik höchst schwierigen Lage entworfen wurde, mußte vor Allem darauf bedacht sein, das gegen ihre Lebensfähigkeit erregte Mißtrauen zu beseitigen. Im Interesse ihrer eigenen Existenz erwähnt sie gar nicht das Wort Sklaverei, sondern spricht bloß von Personen, die in Folge der Gesetze eines Staates zu Arbeit und Dienst verpflichtet sind, und wenn sie nach einem anderen Staate entfliehen, auf Verlangen der Partei ausgeliefert werden sollen, der sie Dienst und Arbeit schulden.

Uebrigens konnte damals auch die Sklaverei nicht so gefährlich erscheinen, als sie sich später für die Ruhe und den Frieden des Landes zeigte. Einmal waren mehrere nördliche Staaten selbst noch Sklavenstaaten und dann waren sie fast alle vorzugsweise ackerbautreibende. Die Baumwolle bildete kaum noch einen Moment in der Amerikanischen Production, geschweige denn den einen ganzen großartigen Handel beherrschenden Factor. Daher fand auch die republikanische Partei des Repräsentantenhauses im damaligen Congresse gar kein Bedenken darin, 1793 ohne alle Debatte ein Gesetz durchgehen zu lassen, welches zur Verwirklichung der oben angeführten Bestimmung der Constitution die Auslieferung der in freie Staaten entflohenen Sklaven gebietet, weil sie arbeitspflichtige Personen, (als wenn es für einen Sklaven Rechte und Pflichten gäbe!) Die meisten freien Staaten freilich machten dies Gesetz dadurch zu einem todten Buchstaben, daß sie auf Grund einer Entscheidung des obersten Ver. Staaten Gerichtshofes dem Congreß die Macht absprachen, ihren Beamten Gesetze vorzuschreiben, und daß sie ihnen daher auf's Strengste verboten, Theil an der Ausführung dieses Gesetzes zu nehmen. Der Widerspruch war also nur ein formeller; den wesentlichen Bestimmungen des Gesetzes widersetzte sich Niemand, weil man die Angelegenheit für zu unbedeutend hielt und ihre Consequenzen, wie sie 1850 zu Tage traten, gar nicht ahnte.

In dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts erwarb und bildete die Union ihre neuen Staaten fast ausschließlich im Süden, während der Nordwesten erst im folgenden Viertel des Jahrhunderts in ihr Bereich gezogen wurde. Wie in neuester Zeit nach Texas, so zogen zu Anfang des Jahrhunderts und später die Bewohner der alten Sklavenstaaten nach dem Westen, um dort unter günstigeren Bedingungen Wohlstand und Reichthum zu erwerben. Diese Ansiedler brachten natürlich ihre Sklaven mit in die neuen Gebiete und setzten bei deren

Zulassung als Territorien oder Staaten durch, daß ihr Sklaven-Eigenthum anerkannt und die Sklaverei als „pekuliäres Institut" eingeführt wurde. Die Folge davon war, daß sich in jener Periode die Sklaverei unverhältnißmäßig ausdehnte und in Kentucky, Tenessee, Mississippi, Alabama, Florida, Arkansas und Missouri festen Fuß faßte, während der freie Norden in dem entsprechenden Zeitraum sein Gebiet nur durch Ohio, Vermont und Maine erweiterte.

Welch enormen Fortschritt die Sklavenstaaten innerhalb kaum mehr als zwei Jahrzehnten von einer kaum geduldeten zu einer herrschenden Macht errungen hatten, zeigte sich am deutlichsten im Jahre 1820, als Missouri mit seiner die Sklaverei gestattenden Constitution Aufnahme in die Union erlangte. Der Norden, welcher bisher die ihm drohende Gefahr nicht bemerkt hatte oder nicht hatte bemerken wollen, kam jetzt zur Ueberzeugung, daß ihm die Sklavenstaaten bereits über den Kopf gewachsen. Um ihr ferneres Wachsthum zu verhindern, wies er Missouri mit seiner Constitution zurück und verlangte, daß den Jeffersonschen Ordonnanzen gemäß von nun an kein neuer Sklavenstaat in die Union aufgenommen werden sollte. Es blieb aber im Norden bei diesem blos momentanen Widerstand, denn als einzelne Südländer drohten, sich von der Union zu trennen — darum Secessionisten genannt — opferte er für den lieben Frieden seine eigenen Principien und Interessen auf. Der Süden, welcher besser wußte, was er wollte und sollte, gab scheinbar nach, aber im Wesentlichen setzte er im sog. Missouri-Compromiß, August 1821, doch durch, was er verlangt hatte. Durch dies erste Compromiß wurde Missouri mit der Sklaverei als Staat zugelassen und bestimmt, daß alles südlich vom 36, 30° der Breite gelegene Gebiet der Sklaverei offen, das von ihm nördlich und westlich gelegene aber der Sklaverei verschlossen bleiben solle. Factisch war diese Bestimmung ohne Folgen, denn einer Seits wurde das westlich von Missouri sich ausdehnende Land den aus den östlichen Staaten vertriebenen Indianern als Wohnplatz eingeräumt und dadurch für mehrere Jahrzehnte der Ansiedlung der Weißen entzogen, anderer Seits setzte die Sklavenhalterpartei zur „Aufrechterhaltung des Gleichgewichts" durch, daß fortan nur ein freier und ein Sklavenstaat zugleich in die Union aufgenommen werden sollte. Diese klug ersonnene Maßregel kam zur Anwendung bei Wisconsin, welches auf Texas und bei Iowa, welches auf Florida warten mußte, um als Staat zugelassen zu werden.

Bei diesem Compromiß, dessen Vater Henry Clay war, behielt es bis nach dem Mexikanischen Kriege sein Bewenden. War anfangs auch die Bevölkerung einzelner der nördlichen Staaten darüber erbittert, daß ihre Abgeordneten im Congreß gegen ihre ausdrückliche Instruction für die Vereinbarung gestimmt hatten, entzog sie ihnen auch für die Folgezeit ihre Stimmen für die

Gesetzgebung, so stand doch die vollendete Thatsache für die spätern Abgeordneten einmal fest und ihre Macht wirkte für die Einen zu günstig, für die Anderen zu entnervend und einschläfernd, als daß man fortan nicht auf alle Weise den künstlich hergestellten Frieden zu erhalten gesucht hätte. Die Sklaverei, wie sie durch das Missouri-Compromiß geregelt war, behauptete von nun an ihren Platz in den Partei-Programmen (Plattformen) sowohl der Whigs als der Demokraten. Die Doctrinäre des Nordens gaben nach, indem sie sich zu ihrer Entschuldigung auf die Gründe der Constitution beriefen, als wenn die Verhältnisse damals und jetzt dieselben gewesen wären, als wenn sie wie Jefferson und Madison erst noch den Beweis für die Lebensfähigkeit der Republik hätten führen müssen! Der Süden aber behauptete sein Recht als Sieger, und gar bald galt es in beiden Parteien für die größte Ehre, in der Sklavenfrage „gesund" (sound) zu sein.

Erst der mexikanische Friedensschluß brachte dieses Thema wieder zur Discussion. Es handelte sich nämlich darum, ob der Congreß in Uebereinstimmung mit dem Wilmot Proviso von dem neuerworbenen großen Gebiete von vornherein die Sklaverei ausschließen sollte oder nicht? Das Wilmot Proviso suchte auf alle Territorien die erwähnten sog. Jeffersonschen Ordonnanzen von 1787 auszudehnen. Die Bejahung jener Frage setzte ein für alle Mal der Sklaverei eine Grenze, während ihre Verneinung ganz natürlich die weiteren Ansprüche und consequenten Forderungen des Südens zu Gunsten des „göttlichen Instituts" hervorrufen mußte. Obgleich in den von Mexiko eroberten Ländermassen vorher die Sklaverei nicht existirt hatte, also nicht, wie früher in Missouri, eine Präcedenz für das sog. Recht der Sklavenmacht vorlag, so wurde das Wilmot Proviso dennoch vom 29. Congresse verworfen und hiermit nur das Signal zu einer ganzen Reihenfolge von Niederlagen für die Partei der Freiheit gegeben.

Mit der Präsidentenwahl von 1848 begann der Kampf außerhalb des Congresses. Die Demokraten nominirten L. Caß, einen Mann, der auch in Europa als Gesandter bei Louis Philipp und als dessen enthusiastischer Lobredner bekannt geworden war und der in seinem Vaterlande sich wegen seiner „gesunden" Ansichten über die Sklavenfrage der vollen Zustimmung des Südens erfreute. Die Whigs, deren nördliche Fraction anfangs für Webster war, weil dieser sich gerühmt hatte, das Wilmotproviso schon im Jahre 1838 erfunden zu haben, die Whigs dagegen nominirten den General Z. Taylor, der wegen seiner mexikanischen Siege gerade im Glanzpunkte seiner Popularität stand, im Uebrigen aber eine politische Null war, mit welcher die Parteihäupter am besten operiren konnten. Taylor war aus einem Sklavenstaate und selbst Sklavenhalter; um nun die nördlichen Parteigenossen mit dieser Taktik zu versöh-

nen, nominirten sie zum Vicepräsidenten Millard Fillmore, weil dieser sich stets als ein Gegner der Sklaverei gezeigt hatte. Mit dieser Maßregel nicht zufrieden gestellt, vereinigten sich die Massachusets Whigs in Worcester, um wirksame Schritte gegen die ihnen drohende Gefahr und gegen die weitere Ausdehnung der Sklaverei zu berathen, und von dieser am 28. Juni 1848 abgehaltenen Convention datirt die Freesoil- (Freiboden) Partei von Massachusets.

Im Einklang mit jener Fraction traten demokratischer Seits die sogenannten Barnburner (wörtlich übersetzt mit Scheuerverbrenner, d. h. Radikale, im Gegensatz zu den conservativen Demokraten, den sog. Oldhunkers) am 9. August 1848 in Buffalo durch die Delegaten von 17—18 Staaten zusammen, um dem weiteren Umsichgreifen der Sklaverei entgegenzuwirken. „Unzufrieden mit der Usurpation, welche die Sklavenhalter ausübten," ernannten sie Martin van Buren aus New-York und Ch. Fr. Adams aus Massachusets zu ihrem Präsidentschafts- und Vicepräsidentschafts-Candidaten, stellten das Willmot-Proviso an die Spitze ihrer Grundsätze, verlangten die unentgeldliche Bewilligung von Land an alle wirklichen Ansiedler, wollten die Sklaverei von allen Gebieten vertreiben, über die der Congreß ein constitutionelles Recht habe, sprachen sich für die Regulirung schiffbarer Flüsse und Verbesserung der Häfen auf Staatskosten aus und gründeten so die bekannte, namentlich in neuester Zeit fast täglich erwähnte Buffalo-Plattform. Die „regulären" Demokraten suchten zwar diese junge, von ihnen sich trennende Partei als unbedeutend und schwach darzustellen, indessen mußten sie sich nur zu bald überzeugen, daß bei der Präsidentenwahl von 1848 die auf Martin van Buren abgegebenen Stimmen die Niederlage des „regulären" und „gesunden" L. Caß bewirkten.

Die erste Session des 30. Congresses vertagte sich am 14. August 1848, nachdem sie, eingeschüchtert durch die entschiedene Haltung der Freesoiler noch die Oregon-Bill passirt und in diesem Gebiete auf Grund der Jeffersonschen Ordonnanzen die Sklaverei ausgeschlossen hatte. Die Aufnahme von Californien, Utah und Neu-Mexiko blieb der zweiten Session dieses Congresses überlassen, welche sich indessen am 4. März 1849 vertagte, ohne nach langen und fruchtlosen Verhandlungen dieserhalb einen Beschluß gefaßt zu haben.

An demselben Tage trat der neugewählte Präsident Taylor sein Amt an der nur ein glücklicher Soldat war und weder den Scharfblick noch die Energie besaß, um die wahre Bedeutung des Kampfes der Sklavenhalter zur Vergrößerung ihrer Macht zu erkennen, geschweige denn ihnen mit der ihm zu Gebote stehenden Gewalt entgegenzutreten. Aber Taylor war ein ehrlicher Mann und forderte sogar Californien auf, selbst seine Staatsverfassung zu entwerfen und darin über die Sklaverei zu entscheiden. Auch sein Kabinet dachte mit ihm

über diese wichtige Frage ganz gleich; wenigstens beförderte es nicht wissentlich die Absichten der Sklavenhalter.

Noch ehe der 31. Congreß unterm 3. December 1849 zusammentrat, hatte Californien aus eigener Machtvollkommenheit seine Constitution angenommen und darin die Sklaverei einstimmig ausgeschlossen, ein Triumph für die Partei der Freiheit und eine wohlverstandene Aufforderung für die Sklavenhalter, ihre Interessen mit unerbittlicher Consequenz zu vertheidigen und gegen jede Einschränkung des Sklavereigebietes zu agitiren. Wenn sie mit dieser Politik siegreich aus dem Kampfe des 31. Congresses hervorgingen, so lag der Grund ihres Sieges in der Bestimmtheit ihres Angriffes, in der klaren Formulirung ihrer Forderungen, und in der kühnen Logik ihres Anführers John Calhoun und in der Unentschiedenheit, Schwachheit, ja Feigheit ihrer Gegner, deren viele sich sogar gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Wähler mit den Sklavenhaltern vereinigten, um mit ihnen die Beute (the spoils) des Sieges zu theilen. Die alten Parteiunterschiede hörten in diesem Kampfe ganz auf. Die sklavenhaltenden Demokraten verbanden sich mit den sklavenhaltenden Whigs, und ihnen schlossen sich eben jene beutelustigen Schaaren der alten nördlichen Demokraten und Whigs an; von jenen namentlich Caß, Buchanan und Douglas, von diesen Webster, Fillmore. Der Verrath wurde unter der Firma der Aufrechterhaltung der Union vollzogen.

Henry Clay, der Vater des Missouri Compromisses, suchte auch dies Mal wieder, nicht aus persönlichem Interesse, aber aus falsch verstandener Vaterlandsretterei alle obschwebenden Fragen durch ein Compromiß zu erledigen. Ueber seine am 29. Januar 1850 eingebrachten Anträge erhoben sich monatlange Verhandlungen, in deren Laufe der Präsident Taylor am 9. Juli 1850 starb. Sein gesetzlicher Nachfolger, Millard Fillmore, bisher Vice-Präsident, hatte nie vorher eine große Bedeutung gehabt und verdankte, wie bereits bemerkt, seine Wahl nur der Concession der alten gegen die jungen Whigs, weil er irrthümlich für jene auf „hohem Antisklaverei-Boden“ stand.

Waren unter Taylor wenigstens die offenen Anmaßungen der Sklavenhalter verstummt, so traten sie unter Fillmore mit verdoppelter Keckheit wieder auf, nachdem er denselben compromißseligen Daniel Webster zu seinem Staatssecretär ernannt hatte, der sich noch zwei Jahr früher rühmte, das Wilmotproviso ersonnen zu haben. Die Folge des von Herrn und Diener mit der Sklavereipartei eingegangenen Bündnisses, der Käuflichkeit mehrerer der nördlichen Demokraten und der gesetzwidrigen Geschäfts-Verletzung des Congresses war das Compromiß vom September 1850. Charakteristisch für den Geist der herrschenden, der Unionsrettungs-, d. h. Sklavenhälter und Sklavenfreunde Partei setzt es fest: 1. Aufnahme Californiens in die Union und zwar ohne

Sklaverei; 2. die Bewilligung von 20 Millionen Ver. Staaten Gelder an Texas, weil es auf einen Gebietsanspruch an New-Mexiko Verzicht geleistet habe; 3. die Einführung von Territorialregierungen für New-Mexiko und Utah ohne Berücksichtigung des Wilmot-Proviso; 4. die Abschaffung des Sklavenmarktes im Distrikt Columbia und 5. das Auslieferungsgesetz gegen flüchtige Sklaven. In wie weit diese Omnibusbill, wie der alte Benton höhnisch und charakteristisch Clay's verschiedenartige Anträge getauft hat, den Namen eines Compromisses verdient, ist mir nicht recht klar, denn die Sklavenhalter machen nirgends ein wesentliches Zugeständniß, indem die Sklaverei von Californien bereits gesetzlich ausgeschlossen und die Unterdrückung des Sklavenmarktes in Washington nur eine Form, eine reine Aeußerlichkeit war; ihre Gegner aber räumten fast Alles ein, was man von ihnen verlangt hatte.

Die wichtigste und folgenreichste Bestimmung dieses sog. Compromisses ist die letzte, das „flüchtige Sklavenjagdgesetz," wie die meisten hiesigen gegen Grammatik und Logik gleich unbarmherzigen Deutschen Zeitungen es anzuführen pflegten. Der Inhalt des Gesetzes ist kurz der, daß jeder Sklavenbesitzer, sobald er nur die auf Grund zweier Zeugenaussagen amtlich constatirte Flucht eines Sklaven beweist, diesen im ganzen freien Norden jagen und vor den Commissionär schleppen kann, der dann auch auf die oberflächlichsten Beweise hin und bei der nur halbwegs stimmenden Identität der Person den Ergriffenen in die Sklaverei zurückschickt. Also nicht die gesetzliche Jury, sondern ein abhängiger, von dem entsprechenden Gerichtshofe (circuit oder supreme court) zu ernennender Beamter, der Commissionär, entscheidet über die vom angeblichen Eigenthümer des Schwarzen vor ihn gebrachten Thatsachen über die Freiheit oder Knechtschaft des Mannes. Der Ver. Staaten Marschall, der die Verhaftsbefehle des Commissionärs zu vollziehen sich weigert, hat 1000 Dollars Strafe zu zahlen, die der verfolgende Eigenthümer erhält, alle guten Bürger sind verpflichtet, zu schleuniger und wirksamer Ausführung dieses Gesetzes behülflich zu sein. Dabeistehende können zur Hülfe aufgefordert werden und verfallen in Strafe, wenn sie nicht helfen; ja wer einen Flüchtling in seinem Entrinnen aus der Gewalt des Agenten unterstützt oder wer ihn beherbergt oder verbirgt, so daß seine Entdeckung und Verhaftuug verhindert wird, verfällt einer Geldstrafe bis zu 1000 Dollars oder einer Einsperrung bis zu sechs Monaten, und hat außerdem noch 1000 Dollars Entschädigung an den seines Eigenthums beraubten Eigenthümer zu zahlen. Die Leute, welche die Sklaven einfangen, bekommen 5 Dollars und mehr, je nach Verdienst und Arbeit. Ueberweist der Commissionär den Sklaven an seinen Besitzer, so erhält er 10 Dollars; thut oder kann er es nicht, so bekommt er nur 5 Dollars. In dieser 8. Section des Gesetzes liegt seine direct corrumpirende Absicht und Wirkung,

um so mehr, als das Zeugniß eines angeblich flüchtigen Sklaven nichts gelten soll und als in Section 6 ferner bestimmt wird, daß selbst der Commissionär, wenn ein Sklavenbesitzer oder dessen Agent einen Flüchtling ohne Proceß verhaftet oder ergreift, nur in summarischer Weise den Fall zu entscheiden brauche, und daß er, wenn er die ihm vorgeführte Person mit der Beschreibung des entlaufenen Sklaven für identisch hält, den Flüchtigen nöthigenfalls mit Anwendung von Gewalt nach dem Süden zu schleppen habe. Die aus diesem Transporte erwachsenden Kosten, die erforderliche Bedeckung des Verurtheilten mit Ver. Staaten-Beamten werden aus dem Schatze der Bundes-Regierung gezahlt. Die Sklaverei ist also eine nationale Angelegenheit!

Gleich die ersten Anwendungen des Gesetzes waren wenig geeignet, die ob seiner Annahme laut gewordenen Befürchtungen zu beschwichtigen. Es entfaltete sich über das ganze Land eine terreur noire, welche die Heldenthaten der terreur blanche, der weiland Demagogenriechereien und Europäischen Hochverraths-Processe weit hinter sich läßt. Während die südlichen Häscher nur theilweise in den Ver. Staatenbeamten willfährige Werkzeuge fanden und während sie bei ihren Arretirungen mit wenigen servilen Ausnahmen fast überall auf den bewaffneten Widerstand des Volkes stießen, suchte die Regierung das von ihr geschaffene Gesetz mit den äußersten Mitteln und mit unmenschlicher Strenge durchzuführen. Freie Schwarze, die schon seit Jahrzehnten unbehelligt im Norden gelebt hatten, wurden auf die nichtssagendsten Indicien hin den sich für solche ausgebenden Eigenthümern ausgeliefert und mit Gewalt in den Süden zurückgeschleppt; Männer, die den Ver. Staaten Commissären trotz deren Aufforderung keine Hülfe bei Arrestation der Schwarzen leisten wollten, wurden für diese bloße Unterlassungssünde als Hochverräther vor ein Gericht gestellt, und auf Grund des hier als Landesgesetz geltenden mittelalterlichen Englischen Königsgesetzes inquirirt. Jeder Freisprechung antwortete die Executive mit einer neuen Verfolgung, als wenn ihr die über die ganzen Ver. Staaten ausgestreute Zwietracht und Corruption nicht genügt hätte.

Unter diesen Umständen konnte es nicht befremden, daß der Senator Foote in der letzten Sitzung des 30. Congresses darauf anzutragen wagte, man solle das Compromiß für eine Finalität erklären, d. h. festsetzen, daß es eine über dem Rechte aller Majoritäten und Minoritäten erhabenes, endgültiges und unangreifbares Dogma, daß es unverletzlich wie die Republik oder die Constitution selbst und die von ihr garantirte Preßfreiheit, Versammlungs- und Petitions-Recht sei. Daß dieser Antrag nicht durchging, hatte nicht etwa seinen Grund in der Freisinnigkeit des Congresses, sondern vielmehr in dem entschiedenen Widerspruch der südlichen, der Trennungs (Secessionisten) Partei, welche

das Compromiß als eine halbe Maßregel nicht zufrieden gestellt hatte. Herr Foote ist der charakteristische Repräsentant der sogenannten Unions-Rettungs-Partei, die sich schon im Winter 1850—51 bildete und jeden als einen Verräther, als einen Zerstörer der Union ausschrie, der nicht laut in's Compromißhorn stieß. Als diese Unionsmänner einsahen, daß ihre Bestrebungen noch kein Gesetz des Landes werden könnten, organisirten sie ein vollständiges Polizei- und Denunciationssystem, forderten unter Führung des New-Yorker Herald's und Expreß' die südlichen Jobber und Kaufleute auf, bei verschiedenen namhaft gemachten Firmen New-Yorks wegen ihrer der Sklaverei feindlichen Absichten fortan keine Einkäufe mehr zu machen, verläumdeten die großen Handelsplätze des Nordens als Sitze des Abolitionismus und schürten überall das Feuer der Erbitterung und des Fanatismus gegen diejenigen, welche in der Sklavenfrage „ungesund" waren, d. h. dem Süden nicht nachgeben wollten.

Man hat seiner Zeit viel über die Constitutionalität des Compromisses hin und her debattirt. Dieser Streit war so müßig wie etwa die Controverspredigten der Amerikanischen Priester, die mit Bibelsprüchen für und gegen die Göttlichkeit der Sklaverei kämpfen. Mag die Constitution immerhin das Wort Sklaverei mit keiner Sylbe erwähnen, mag sie immerhin dem Congreß nicht das Recht einräumen, in die inneren Angelegenheiten der Staaten sich zu mischen, so hat sie doch so gut wie jedes andere Gesetz eine wächserne Nase und läßt sich ebensowohl zum Beweise für als gegen ausdehnen. Es scheint mir aber weniger darauf anzukommen, einen Rechtsboden zu begründen, als vielmehr darauf, die Annehmbarkeit oder Verwerflichkeit eines Gesetzes durch die Interessen des Volkes zu motiviren. Ich habe nie zu jenen Politikern gehört, welche bei Allem, was nicht in ihren Moral- und Begriffs-Codex paßt, an die Affekte und guten oder schlechten Leidenschaften der Massen, an Ehre oder Schande, an Ruhm und Freiheit appelliren. So lange nicht das Gefühl und die Schwäche, sondern der Verstand und die Energie, Politik und Geschichte machen, ist und bleibt, namentlich hier zu Lande, der fast ausschließliche Hebel des Vollbringens und zu Vollbringenden das Interesse, das Interesse eben das an und für sich weder Ehre noch Schande, weder Ruhm noch Freiheit kennt und sich höchstens bei feierlichen Gelegenheiten mit dem Mantel des Pathos und Idealismus verhüllt. Das Jagdgesetz gegen die flüchtigen Sklaven ist eben deshalb schlecht, weil es im Interesse einer kleinen, kaum 100,000 Köpfe zählenden Minorität des Volkes erlassen ist und weil es außer dem Sklavenhalter-Interesse alle übrigen Interessen verletzt. Der freie Norden hat kein Interesse daran, daß sein Grund und Boden ein Jagdgebiet wird, daß ihm durch die Jagden der Südländer, deren Kosten er mit tragen soll, tüchtige Arbeitskräfte

entzogen werden; er hat kein Interesse daran, daß die Sklaverei sich erhalte und ausbreite, weil sie sich thatsächlich dem Aufblühen der Staaten hinderlich erweist, weil sie die massenhafte Einwanderung von sich abhält; er hat kein Interesse daran, daß die durch Sklavenarbeit erzeugte Baumwolle des Südens den Freihandel verlangt, während seine eigne, kaum aufblühende Industrie ohne Schutz nicht eristiren kann. Die Sklavenfangbill macht die Sklaverei zu einer nationalen Angelegenheit; der Norden aber will sie höchstens noch als eine territoriale und partikulare dulden. Während er also consequenter Weise von ihrer Beschränkung auf ihre allmälige Vernichtung hinarbeiten muß, sucht der Süden sie ebenso consequent zu einem unabänderlichen Glaubensartikel zu erheben.

Vor diesem aus dem Widerstreite natürlicher Interessen erzeugten Gegensätze können sich die innerlich hohlen und zersetzten alten Parteien nicht mehr halten; sie gehen daher auch äußerlich an der Sklavenfrage zu Grunde und lassen es bis jetzt zweifelhaft, ob eine neue lebensfähige Partei sich aus ihren aufgelösten Atomen zu entwickeln im Stande ist.

Die Präsidenten-Wahl von 1852 — —; doch darüber und über die mit ihr verbundenen Bündnisse, Kämpfe, Siege und Aussichten in einem zweiten Artikel.

Fr. K.

Ueber einige Zweige der Kunst in Amerika.

Soll ich mich über die Kunst in Amerika äußern, so kann ich nur negativ verfahren oder das zu schildern versuchen, was in Amerika die Stelle einnimmt, die bei andern cultivirten Völkern von der Kunst ausgefüllt wird, denn Kunst im eigentlichen Sinne gibt es in Amerika nicht.

Vielleicht halten Sie diese Behauptung für übertrieben und denken an den ungeheueren Erfolg der Jenny Lind, der wenigstens Sinn für Musik vorauszusetzen scheint. — Aber es scheint eben nur so. Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Amerikaner wie andere Menschen liebliche und anregende Töne von häßlichen und abschreckenden zu unterscheiden weiß. Gewiß haben für ihn die Töne der Glasharmonika denselben Reiz, wie für den Europäer oder den

Neger und einen noch größeren Eindruck machen auf ihn die große Trommel und die Querpfeife, besonders wenn der hessische Bärentanz, der Yankee Doodle, damit aufgespielt wird.

Das Geschrei, was über Jenny Lind von einem Ende der Union bis zum anderen erhoben ward, ist leicht zu erklären, wenn man eine Vorstellung von der Macht des großen Phineas T. Barnum hat. — Warum sollte dieser Napoleon des Humbugs, wie er hier oft genannt wird, nicht im Stande sein, einer Sängerin den Namen der Nachtigall zu verschaffen? — besonders da man dieses Thier hier nur aus Gedichten kennt. Was Barnum will, schreit er durch tausend Organe der Nation in die Ohren und das Publikum schreit es nach. Das Publikum fühlt, daß es in Sachen des Geschmackes durchaus kein Urtheil hat. Daher übt der europäische Ruf eine despotische Herrschaft, aus, während man sich andererseits dem inländischen Humbug blindlings unterwirft.

Barnum's Erfolg mit Jenny Lind war deshalb so ungeheuer, weil Humbug und europäischer Ruf zusammentrafen. Jetzt haben wir an Madame Sontag eine andere Erscheinung und sehen, was der europäische Ruf ohne den Humbug vermag. Madame Sontag erklärte, daß sie vom Humbug nichts wissen wolle. — Statt des Geschreis der Vergötterung, mit dem Jenny Lind empfangen ward, insultirte der Janhagel von New-York die deutsche Sängerin am Tage ihrer Ankunft auf eine schamlose Weise. Sänger und Musiker fanden sich vor dem Hotel ein, wo Madame Sontag abgestiegen war, um ihr ein Ständchen zu bringen. Da fielen Rotten jener Krawaller und Herumtreiber, die unter dem Namen der Rowdies die Straßen unsicher machen, über die Musiker und Umstehenden her, zertrümmerten die Instrumente und mißhandelten mehrere Leute. Madame Sontag trat daher acht Tage später auf, als ursprünglich angezeigt war.

Als die deutsche Sängerin endlich ihre Concerte gab, hatte sie ein gefülltes Haus, aber die Theilnahme an ihren Leistungen unterschied sich wesentlich von dem amerikanischen Lärm, welcher das Auftreten der Jenny Lind begleitete. Man sah in ihren Concerten sehr viele europäische Gesichter, Franzosen, Deutsche und Italiener. Die Amerikaner wurden blos von dem europäischen Ruf angezogen, welcher allerdings nicht so viel Geräusch machen kann, als Mr. Barnum's Lärmposaune. Einige Journale suchten Madame Sontag herabzusetzen, die meisten aber sprachen vortheilhaft von ihr. — Ob und in wie weit Mr. Barnum gegen Madame Sontag manövrirte, ist zwar hier viel besprochen worden, es liegen mir aber zu wenig beglaubigte Thatsachen vor, um mich darüber auszulassen.

Madame Sontag hat also ihre Erfolge auf dieser Seite des Wassers nicht dem Kunstsinn der Amerikaner, sondern lediglich ihrem europäischen Ruf zu verdanken. Sie hat aber die Genugthuung nicht wie Jenny Lind — mit dem General Tom Thumb, der Wassernixe, der Amme des Generals Washington, der hölzernen Mumie und anderen Curiositäten auf gleichem Boden zu stehen, durch welche Barnum die Geldsäcke der Amerikaner auszubeuten wußte.

Zum Troste europäischer Celebritäten, welche in dieses Land kommen, um Triumphe zu ernten oder „Geld zu machen", mag also gesagt sein, daß der totale Mangel des Verständnisses der Kunst den Virtuosen nicht eben viel schadet. Jeder europäische Ruf ist sicher, hier ein lautes Echo zu finden, auch ohne Barnum's Hilfe und selbst gegen dessen Willen. Indeß kann es immer gut sein, wenn dergleichen Virtuosen vor Ueberschiffung des Oceans die Thatsache ihres Rufes diesseits gehörig ausbreiten lassen. Die hierauf verwendeten Auslagen werden sich später tausendfach ersetzen. Es ist nothwendig, die Ohren des Yankee an irgend einen Namen zu gewöhnen, wenn er auf die Leistungen des Virtuosen, der ihn trägt, etwas geben soll. Die reine ungeschminkte Kunst würde hier einer Rose gleichen, die man mitten in ein Schneefeld setzt. Etwas Humbug ist immer nothwendig und wäre es auch nur, daß man recht laut sagte, wie sehr man den Humbug verachte.

Das Verständniß eines Virtuosen beschränkt sich in Amerika blos auf dessen natürliche Eigenschaften. Man gibt hier so gut wie in Europa einem klangreichen Organ den Vorzug vor einer unreinen Stimme. Ueber die höhere Ausbildung hat man hier kein Urtheil und noch weniger über den Werth der vorgetragenen Compositionen.

Im Ganzen findet man in Amerika wohl Sinn für den Takt in der Musik, für Höhe und Tiefe der Töne, überhaupt für Melodie, aber nicht für Harmonie; ja die Disharmonie, wenn sie in gewissen Schranken bleibt, wird hier mehr Eindruck machen, als die vollendete Harmonie. Ein gemäßigtes Durcheinander steht in weit näherer Verwandtschaft zu Land und Wesen der Amerikaner, als strenger Einklang.

Ist man in Amerika noch nicht zu activer Kunstthätigkeit gelangt, so hat sich doch durch den Besuch tüchtiger europäischer Künstler die Fähigkeit, Kunstwerke zu genießen, ein wenig über den rohen Naturzustand erhoben. Diese Genußfähigkeit oder das bereits gewonnene Kunsturtheil bezieht sich aber nur auf die künstlerische Technik und zwar nur insofern die Kunst unmittelbar durch die Technik zu den Sinnen, nicht aber wie sie durch die Sinne zum Geiste oder Gemüthe spricht. Im Allgemeinen versteht man also in Amerika wenig mehr als Tanz- und Militärmusik. Dies ist Thatsache und wenn man dagegen zuweilen einwendet, daß Gungl hier schlechte Geschäfte gemacht, so liegt gewiß

der Grund davon nicht in seiner Musik an sich, sondern es müssen andere Ursachen ihm ungünstig gewesen sein, denn in Amerika kommt allenthalben viel darauf an, wie der geschäftliche Theil der Sache angegriffen wird.

Außerdem gibt es noch einen anderen, bisher wenig beachteten Grund, wodurch das Verständniß der Musik in Amerika erschwert wird. Die höhere Musik, welche man hier executirt, ist europäischen Ursprungs. Sie wendet sich daher zur Gefühlswelt der Europäer, welche mit ihrer Geschichte, mit ihren Traditionen und Zuständen zusammenhängt. In den Amerikanern haben sich aber verschiedentlich andere Ideen und Vorstellungen und eine andere Gefühlsweise entwickelt. Diese lassen sich durch jene europäischen Compositionen nicht anregen. Der Amerikaner kann die letzteren daher nur von der technischen und sinnlichen Seite würdigen. Nicht die europäische Kunst, sondern europäische Virtuosität wird also hier geschätzt und bezahlt.

Zur Zeit ihrer Revolution hatten die Amerikaner, wie es scheint, noch dieselbe Anschauungs- und Gefühlsweise wie die Europäer. Die großen Männer jener Zeit reden und handeln ganz im Geiste der damaligen europäischen Cultur und sind uns durchaus verständlich. Jetzt ist das anders geworden. Der Amerikaner der Gegenwart baut auf die äußeren Erscheinungen in Natur- und Menschenleben ganz andere Schlüsse und begleitet sie mit ganz anderer Handlungsweise, als wir es gewohnt sind. Er ist uns also unverständlich geworden. Wie viele Tausende von Briefen werden jährlich aus Amerika nach Europa geschrieben und dennoch begreift auch nicht Einer das Leben hier, wie es wirklich ist, bis er es mitgemacht hat. Es sind hier eine Menge äußerer Erscheinungen den europäischen ähnlich, aber die Consequenzen, welche daraus hervorgehen, sind wesentlich verschieden. Wenn der Einwanderer diese Küsten betritt, so fällt ihm jene Aehnlichkeit der äußeren Dinge mit den europäischen in die Augen und er pflegt dann ohne weiteres dieselben Folgerungen daraus zu ziehen, wie in Europa, aber er fällt gar bald aus seinem Himmel, wenn er sie zur That werden läßt. Die ersten Schlüsse und Bewegungen des Einwanderers beziehen sich gemeinhin auf den Geldpunkt. Man hört in dieser Hinsicht oft sagen, daß der eingewanderte Europäer alles mitgebrachte Vermögen verlieren müsse, bis in Amerika etwas aus ihm werden könne, d. h. bis er seine europäische Anschauungsweise ablege. Eine der gewöhnlichsten Folgerungen, welche die Fremden aus ihren ersten Erfahrungen ziehen, ist der Schluß, daß die Nation der Amerikaner so ziemlich aus Schuften bestehe. Diese feinen Beobachter haben oft nichts Eiligeres zu thun, als sich nach ihrer Art zu amerikanisiren und alle Ehre und Sittlichkeit als europäischen Plunder über Bord zu werfen. Sie sehen die Technik des täglichen Lebens, aber sie

begreifen den Geist nicht. Aus derselben Quelle, aus der der Amerikaner seine kleinen Eigenschaften schöpft, schöpft er auch wahrhaft große, die jene mehr als neutralisiren. Der Fremde faßt aber gewöhnlich nur die kleinen auf und wird ein Gegenstand der häufig gerechten Verachtung der Eingeborenen.

Die Mehrzahl der Deutschen, die in den Städten leben, pflegen oft jahrelang das amerikanische Wesen mit Schimpf und Schmutz zu belegen, wenn aber einer ihrer Freunde neu aus Europa kommt, so rathen sie ihm gewöhnlich, nur von den Amerikanern etwas zu erwarten, nichts von der Engherzigkeit seiner Landsleute. Leute, die sogleich auf's Land gehen und Ackerbau treiben, treten damit in zu natürliche und einfache Verhältnisse, als daß von ihnen hier die Rede sein könnte. — So geht es dem Europäer in der Kunst des Lebens diesseits gerade so, wie dem Eingeborenen dieses Landes den künstlerischen Compositionen Europa's gegenüber. Nur einen Unterschied möchte ich noch bemerken, nämlich daß sich der Europäer gewöhnlich nicht bewußt ist, daß er das Stück nicht versteht, während der Amerikaner im anderen Falle allerdings sich dessen bewußt ist.

Die Amerikaner wissen, daß etwas existirt, was man Kunst nennt, daß dieses etwas Hohes und Großes sei und daß sie es nicht begreifen. Man kann hier oft Aeußerungen in dieser Richtung hören. Vor Kurzem sah ich in dem Hause eines gebildeten Amerikaners die Wände von zwei großen Salons dicht mit Gemälden behängt. Der Mann führte mich herum und sagte mir, er könne sich wohl denken, daß die Mehrzahl dieser Gemälde nicht viel werth sei; ich möge ihm doch die besseren darunter bezeichnen. Als ich ihm meine Ansicht mittheilte, wollte er die Gründe wissen und legte großes Interesse dafür an den Tag, obgleich ich wohl bemerkte, daß ihm meine Gründe nicht recht in den Kopf wollten. Er fand zwischen Bildern, die man in hiesigen Läden mit fünf bis sechs Dollars kauft und anderen, wofür er Hunderte bezahlt hatte, nur einen technischen Unterschied. Endlich sagte er, daß es für die Kunst hier das Wichtigste sei, den Leuten begreiflich zu machen, worin dieselbe eigentlich bestehe, wenigstens ihnen nur soviel beizubringen, daß sie ein gutes Bild von einem schlechten unterscheiden könnten und sich der Gründe des Urtheils bewußt wären. Könnte man es zu diesem Verständniß bringen, so würden gewiß in der Mehrzahl der Parlors bald nur gute Bilder hängen; schon die Eitelkeit würde die Gesellschaft dazu zwingen und Niemand würde die größeren Kosten scheuen.

Es ist wahr: kann man dem Amerikaner die Ueberzeugung beibringen, daß ein Werk wirklich ein Kunstwerk und kein auf seine Unkenntniß berechneter Humbug ist, so scheut er die Kosten nicht und interessirt sich dafür wie für einen

Schatz, dessen Werth er zwar nicht begreift, aber von dem er weiß, daß er einer ist. Solche Ueberzeugung ist ihm indeß schwer beizubringen, denn er ist in dieser Hinsicht sehr mißtrauisch, da man ihn oft betrogen hat. Derselbe Mann, der in Europa, wenn er dort reist, ohne Bedenken große Summen zum Ankauf von Kunstwerken ausgibt, indem er sicher zu sein glaubt, allemal ein gutes Stück zu erhalten, ist Werken gegenüber, die sich ihm hier präsentiren, durchaus nicht geneigt, viel Geld zu riskiren. Diese Thatsache wirft ein scharfes Licht auf das Verhältniß des hiesigen Publikums zur Kunst.

Was nun nicht die Kunst, sondern das Geschäft der Musikmacherei betrifft, so ist derselben hier ein weites Erntefeld eröffnet. Eine Unzahl von Personen leben davon, meist Deutsche. Ein Theil derselben nährt sich auf gute Art durch Unterricht. Für die Stunde wird in der Regel ein Dollar oder auch, der gewöhnlichen Rechnung nach, für das Vierteljahr mit wöchentlich zwei Stunden 25 Dollars gezahlt.

Um in diesem Fache Erfolg zu haben, kommt es nicht darauf an, daß der Lehrer gerade viel verstehe. Ein „smart fellow“ zu sein und einige Stückchen fingerfest eingeübt zu haben, ist hinreichend. Ein anderer Theil spielt bei öffentlichen Aufzügen der zahl- und namenreichen Logengesellschaften, bei Begräbnissen, bei der Miliz u. s. w. und wird viel gebraucht. Es ist nichts Seltenes, ein Musikcorps zu sehen, welches gerade so stark ist, als die hinter ihm marschirenden Milizen, und nur selten übersteigen letztere jenes um das Vierfache. Eine charakteristische musikalische Erscheinung sind auch die sogenannten Minstrels. Als Neger angemalte Weiße, meist wieder Deutsche, karrikiren die Manieren der Schwarzen und tragen entsprechende humoristische Gesänge vor. Zu den Musikmachern gehören auch noch die Orgeldreher, deren Deutschland sich von Zeit zu Zeit an die hiesigen Küsten entleert. Wenn ein Schiff mit dergleichen Künstlern gelandet ist, wird man davon sehr bald durch das ewige Gedudel unterrichtet, welches so lange dauert, bis die Orgeldreher genug verdient haben und sich über das Land verbreiten. Selten kommen solche Leute einzeln herüber, gewöhnlich sind sie in Rudeln beisammen. Im Herbst 1851 landete ein Schiff, welches einige vierzig Orgeln mit entsprechender Begleitung von Tamburins am Bord gehabt haben soll. Zu dieser Kategorie von Musikanten gehören auch die Neger, welche man zuweilen in den Wirthshäusern umherziehen und, mit einer Art Guitarre und Kastagnetten bewaffnet, ihre wunderlichen musikalischen Luftsprünge machen sieht. Sie begleiten ihre Gesänge stets mit einer affenartigen Bewegung des ganzen Körpers, trampeln den Takt sehr laut dazu, verdrehen die weißen Augen in dem schwarzen Gesichte und reißen das dicke Maul von einem Ohre bis zum andern auf. Beide Künstlersorten haben ihr Feld nur in den zahlreichen Kneipen der Deutschen,

Franzosen und Italiener, in den Wirthshäusern der Amerikaner werden sie nicht geduldet.

In der Architektur finden Sie wie in Europa eine Musterkarte von Baustylen aller Zeiten und Nationen. Der einzige Unterschied zwischen dort und hier mag darin bestehen, daß die Baustyle hier noch bunter durcheinander gewürfelt sind als drüben. Man hat zwar in diesem Lande wie in Europa Bauten, welche durchaus von allen früheren Baustylen abweichen, besonders Wohnhäuser; allein ihre Besonderheit besteht nur darin, daß sie eben keinen Styl haben, d. h. nicht der Kunst, sondern dem Handwerk angehören.

Wenn Jemand ein Prachthaus bauen will, so sucht er herum unter den vorhandenen Formen. Der eine möchte den römischen, der andere den griechischen und der dritte den gothischen oder gar den ägyptischen Styl wählen; der vierte aber möchte am liebsten alle zusammen, bei und durcheinander haben. Die endliche Wahl ist dann nicht das Product einer inneren Nöthigung oder einer Uebereinstimmung seines Geistes mit den gewählten Formen, sondern das Product einer Caprice, die eben rein zufällig und äußerlich ist. Auf solche Weise können natürlich keine Kunstwerke entstehen.

Zwar läßt sich hier sowohl wie in Europa von jetzt lebenden Baukünstlern sprechen, wenn man darunter Leute versteht, welche die Kunstwerke vergangener Perioden hinreichend studirt haben, um sie zu reproduciren. Es ist aber hier so wenig wie in Europa von einer lebenden Baukunst etwas zu sagen. Man kann also auch nicht von Bauwerken sprechen, in welchen der Geist der heutigen Culturperiode, der doch so wesentlich verschieden von dem Geiste früherer Zeiten ist, irgend eine künstlerische Form zur Darstellung gebracht hätte.

Die Architektur als Kunst existirt also in Amerika nicht. Selbst wenn man die Reproductionen alter Formen zu derselben zählen wollte, würde man doch nicht viel Stoff finden. Wie rein äußerlich der Amerikaner oft jene Formen erfaßt, davon giebt ein schlagendes Beispiel eine Kirche am Union Place, einem der Hauptplätze New-Yorks, welche einen ganzen und einen halben Thurm hat. Einer der Bauherren mag in Europa Kirchen mit anderthalb Thürmen gesehen haben und diese Unvollkommenheit hat man hier nachgeahmt. Ich habe für bestimmt gehört, daß diese abgeschmackte Kirche mit ihren ungeschickten Thürmen ganz nach dem Risse des Architekten ausgebaut ward und ihren Zustand keineswegs dem Zufall oder dem Mangel an Geld verdankt, wie das bei den europäischen Originalen der Fall ist. Kaum hat die kirchlichste Stadt der alten Welt so viele Kirchen aufzuweisen als New-York, aber diese Kirchlichkeit ist in architektonischer Beziehung gleich Null. Man begegnet hier in gleicher Fronte mit der Straße liegend, zuweilen etwas zurückgezogen, mitunter Gebäuden, welche nicht die stereotypen drei Fenster haben, wodurch sich

das Wohnhaus des Amerikaners markirt, und die an den gothischen, byzantinischen Geschmack, wohl auch an die Burgen des Mittelalters erinnern. In einigen dieser Gebäude sind Räume für Bildergallerien, in anderen sind Kegelbahnen und in den meisten sind elegante Sperrsitze, in denen die Leute ihren Sonntag zubringen.

Tief im Westen des Landes steht das Blockhaus. Bei seinem Anblick schweigt man von Kunst und Afterkunst. Dieses kunstlose Product des Bedürfnisses leitet unseren Blick in die Zukunft.

Da wo die Wildniß überwunden ist, tritt das Framehaus auf. Aus dünnen Balken gezimmertes Fachwerk wird mit Bretern übernagelt: vor die Thüre werden ein Paar Säulen hingestellt, die ein kleines Dach tragen. Die Fenster werden fertig beim Krämer gekauft und eingesetzt. Endlich wird das Haus mit weißer Farbe überstrichen. Alsbald muß ein Zimmer eingerichtet werden, auf dessen Boden ein Teppich so nothwendig gehört, wie das Dach auf das Haus. Außer dem Teppich muß ein Schaukelstuhl in dem Zimmer sein, denn dieses Zimmer ist zum amerikanischen Cultus der Weiber bestimmt.

In amerikanischen Landstädten findet man oft neben diesen Framehäusern noch ein einzelnes Prachthaus, Prachthaus aber nur deshalb, weil es aus edlerem Material erbaut ist. In ihm wird die weibliche Jugend der Umgegend erzogen, denn gewöhnlich ist es eine Privatschule, ein Institut für junge Damen.

Die Stadt New-York ist ganz umgeben von solchen Framehäusern, welche fast alle aussehen, als seien sie erst seit Kurzem aus der Hand der Werkleute hervorgegangen. Bei den meisten ist das auch wirklich der Fall, denn fast Jedermann, der sich ein Paar hundert Dollars erspart hat, kauft sich alsbald einen Bauplatz und baut sich ein Haus. Für einige hundert bis tausend Dollars bekommt er es nagelneu und spart damit sehr viel im Vergleich zu der theuren Miethe in der Stadt, ohne in seinem Geschäft, das vielleicht im Mittelpunkt derselben liegt, wesentlich genirt zu sein; denn Eisenbahnen und Omnibus bringen ihn rasch und billig aus allen Seiten der Umgegend zu jedem Punkte der Stadt.

Die älteren Häuser erhalten ihren Schein der Neuheit durch häufigen Anstrich. Daher ist „House and Sign Painter“ oder „House and Sign Painting“ eine Firma, der man gar nicht ausweichen kann. Ich glaube, daß hier verhältnißmäßig wenigstens zehnmal so viel Farbe consumirt wird, als in Europa. Die steinernen Häuser in den Städten haben gewöhnlich eine dunkelrothe Farbe, was auf den neuen Ankömmling einen etwas düsteren Eindruck macht, der allerdings durch die vielen Bäume, welche die nicht unmittelbar an

den Geschäftstheilen der Stadt liegenden Straßen alleenartig einfassen, bedeutend gemildert wird.

Da wo der factisch bereits an- oder ausgebaute Theil der Stadt New-York aufhört, hat man Gelegenheit, eine Architektur des Elends und der Noth zu sehen. Dort reiht sich in buntem Durcheinander Hütte an Hütte, aus allerlei altem Holzwerk zusammengebaut. In diesen Hütten hausen Söhne und Töchter des grünen Irland und haben in der Regel, eigenhändig in der Architektur dilettirend, jene Bauten zu Stande gebracht. Dergleichen Lager der Irländer könnten sich in einem Bilde vielleicht malerisch ausnehmen, auf die unpoetischen Leute, welche sich bei Schmutz und Verfall nichts Anderes denken können, als eben Schmutz und Verfall, machen sie einen schlechten Eindruck. Indeß haben sie einen Charakterzug, der sie der Betrachtung werth macht, da er bis vor Kurzem, nur weniger sichtbar, der gesammten amerikanischen Architektur zu Grunde lag. Derselbe besteht darin, daß man es den Gebäuden ansieht, daß sie nur provisorisch hingestellt sind. — Der arme Sohn Irlands begiebt sich hinaus und schaut sich um nach einem Bauplatz, von dem er denkt oder weiß, daß der Eigenthümer ihn noch nicht sobald zum Anbau verwenden wird. Ohne viel zu fragen baut er sich dort eine jener Hütten, zum einstweiligen Gebrauch bis er so viel verdient hat, um eine bessere Wohnung zu beziehen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß das Provisorische der hauptsächliche Charakterzug fast sämmtlicher Gebäude in den Städten war und großentheils noch ist. Selbst die zweite Hauptstraße von New-York, die Bowery besteht großentheils aus solchen Gebäuden, denen man es ansehen kann, daß sie nur einem Provisorium dienen. Fünf oder höchstens zehn Jahre sollen sie nach der Berechnung des Bauherrn stehen. Es ist daher natürlich, daß er allen kostspieligen Ueberfluß vermeidet. Die Kunst gehört zu solchem Ueberfluß. Früher haben nur öffentliche Gebäude den Stempel einiger Dauer getragen und erst in neuester Zeit beginnt man in den Hauptstraßen und in einigen Quartieren der reichen Leute auch Privathäusern Festigkeit zu geben.

Bei den neuesten Bauten legt man sehr tiefe und feste Fundamente. Freilich ist der Baugrund sehr theuer und man muß ihn möglichst auszubeuten suchen. Ein kleines Haus würde diesen Zweck nicht mehr erreichen und ein großes würde einstürzen, wenn es nicht fest ist. Zwei oder gar drei Keller unter einander werden in die Erde hinein gewühlt. Diese Häuser tragen eine bedeutende Miethe und nebenbei erreicht man durch jenen tiefen Keller noch einen anderen Zweck. Jeder muß nämlich sein Haus stützen während der Nachbar daneben baut und etwa tief hinunter einen Keller gräbt, und dieses Bauen und Ausgraben kommt hier weit öfter vor, als in Europa. Dies ver-

ursacht große Kosten und oft wird doch das Haus dadurch ruinirt. Um solches zu vermeiden, sucht in neuester Zeit Jeder gleich so tief zu bauen, daß es nicht wahrscheinlich ist, der Nachbar werde noch tiefer graben.

Wunderlich ist in diesem Lande die Gleichförmigkeit. Man kann Hunderte von Meilen reisen und die Formen der Landschaft sind immer dieselben, lauter einander sehr ähnliche Variationen einer und derselben Melodie. Betrachtet man das Gesicht des Amerikaners in New-York und reist dann tausend Meilen weiter, so hat man immer wieder dasselbe Gesicht; man hat dieselben Speisen, dieselbe Art der Zubereitung, dieselbe Sitte — Alles einerlei. Wie es an einem Orte ist, so ist es in der ganzen Union. So eintönig sind auch die Häuser und deren Zubehör. In Texas, neben den Jagdgründen der Comanches, hat das Haus des Farmers Fenster, welche genau das Zollmaß der Fenster in New-York haben.

Was soll ich Ihnen von der Malerei sagen? Wenn der Europäer den Broadway entlang geht und die vielen Schaufenster der Kunsthandlungen betrachtet, könnte er meinen, daß es mit dieser Kunst hier eine andere Bewandtniß habe, als mit Musik und Architektur. Weiß er aber, daß alle diese Kunsthandlungen hauptsächlich Spiegel- und Goldrahmenhandlungen sind, so wird er vielleicht schließen, daß das hiesige Publikum durch den Ankauf von Gemälden kein anderes Verlangen zu befriedigen sucht, als durch den Ankauf von goldenen Rahmen und großen Spiegeln. Man will also nur Putz und Schmuck und die Malerei spricht hier noch nicht zum Geiste, sondern nur ganz äußerlich zu den Augen. Man verlangt von den Gemälden hier nur dasselbe, als von den Tapeten, nämlich, daß sie *decoriren*. Daher legt man auch beim Ankauf von Bildern denselben Maßstab der Beurtheilung an wie bei Tapeten, nämlich den des *Glanzes*. Das bunteste Bild ist also das beste. Da aber selbst das bunteste Bild an Glanz noch immer den Goldleisten nachsteht, so kann man annehmen, daß das Gemälde überhaupt in den meisten Fällen nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet wird und daß man es nicht kaufen würde, wenn man einen leeren Goldrahmen aufhängen könnte. Wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen und so sind die Leute gezwungen, Bilder zu kaufen, weil es zum Ausputz eines Zimmers gehört, daß einige Goldrahmen an den Wänden glänzen.

Es ist hier eine gewöhnliche Erscheinung, daß reiche Leute dem Möbelhändler ihr leeres Haus übergeben, um es fix und fertig für eine bestimmte Summe zu decoriren. *Zu dieser in Accord gegebenen Decoration gehören auch die Gemälde.* — *Der Möbelhändler und nicht der Bewohner des Hauses wählt also die Gemälde aus.* — Kann die

Stellung der bildenden Kunst schlagender charakterisirt werden, als durch diesen stumpfsinnigen Ankauf von Bildern?

Vielleicht halten Sie es für voreilig, aus den angeführten Thatsachen Schlüsse auf die Stellung der Kunst in Amerika abzuleiten, da es doch weit und breit bekannt ist, daß es hier eine Malerakademie und eine „Art Union" (Kunstverein) giebt, welche eine würdigere Basis für dergleichen Schlüsse abgeben sollten. Aber gerade im gewöhnlichen Kunsthandel spricht sich der Geist des Publikums und die Stellung der Kunst im Großen und Ganzen am deutlichsten aus. Ausnahmen, eben wenn sie welche sind, können die Regel nur um so fester stellen. Jene beiden Kunstanstalten sind aber gar nicht einmal solche Ausnahmen.

Vor Allem muß man sich unter der „Akademie" nichts dem Aehnliches vorstellen, was man in Deutschland mit diesem Namen bezeichnet. Es ist eben eine Gesellschaft von Malern, die ein Haus mit einem großen Saale und einem Atelier gebaut und das Ganze „Akademie" genannt haben. Alljährlich veranstalten sie eine Ausstellung, durch deren Einnahme sie die Kosten des Institutes decken und im Winter können dort einige junge Leute für wenig Geld nach Gyps und auch zu Zeiten nach dem Leben zeichnen. Hierbei soll nicht geleugnet werden, daß diese Anstalt früher einem Streben nach höherer Kunst ihren Ursprung verdankte. Der Erfolg hat aber diesem Plane nicht entsprochen und die Wirksamkeit dieser sogenannten Akademie kann nicht höher angeschlagen werden, als die einer ordinären Zeichnenschule.

Die „Art Union" ist weniger aus einem Streben nach Kunst, als aus dem Streben „Geld zu machen", entstanden, welches in Amerika an der Tagesordnung ist. Dennoch hat sie eine nicht unbedeutende Wirksamkeit ausgeübt. Sie war fast das einzige Institut, welches ausgeführtere, mehr Zeit und Mühe und deshalb mehr Geld kostende Arbeiten hiesiger Maler dem Publikum vermittelte. Das Publikum lernte dadurch feine und grobe Malerei unterscheiden. Ich gebrauche absichtlich die Worte f e i n und g r o b, um an die Industrie zu erinnern, denn eine darüber hinausgehende, eine ästhetische Bildung hat die „Art Union" schwerlich befördert. — Weder das Publikum, noch die Officianten der „Art Union" stellten an die dort ausgestellten Gemälde Forderungen, die sich dem Wesen nach von den Forderungen unterschieden hätten, die man an die Bilder des gewöhnlichen Handels stellt. Man verlangte nicht von ihnen, daß sie zum Geiste des Beschauers sprächen, sondern nur, daß sie durch einen gewissen Effect im Stande seien, einen Parlor zu schmücken. Nur feiner und theurer sollte der Schmuck sein, das war Alles. Daher war natürlich bei Beurtheilung eines Bildes der Hauptwerth auf die glänzende Farbe gelegt. Für Zeichnung hat man kein Auge und von Composition keinen Begriff, denn

diese beiden Elemente der Kunst decoriren weniger als die Farbe. Wenige von denen, die alljährlich ihre fünf Dollars für die Kunst beisteuerten, haben dafür sonderliche Ansprüche an dieselbe gemacht. Addirten sich auch durch die vielen Theilnehmer diese fünf Dollars zu einer großen Summe, so addirten sich doch keineswegs mit derselben auch die ästhetischen Ansprüche. Diese blieben im Allgemeinen auf dem Fünfdollar-Niveau zurück.

Einige Jahre hindurch hat der Kunstverein nahe an hundert tausend Dollars jährlich zur Verfügung gehabt. Davon sind aber höchstens dreißig bis vierzig tausend für Bilder ausgegeben worden, das Uebrige ist für Austern und Champagner aufgegangen oder auch direct in gewisse Taschen geflossen. Wie sich denken läßt, haben die Maler zuweilen dagegen geeifert, aber natürlich ohne Erfolg. Endlich nahm sich der „New-York-Herald" der Sache an und brachte die „Art Union" auf Grund eines Gesetzes, welches jedes Lotteriespiel, folglich auch das mit Bildern verbietet, zur Auflösung. Auch an anderen Orten der Vereinigten Staaten haben die Vereine ihre Thätigkeit eingestellt.

In Europa, oder wenigstens in Deutschland, betrachtet man das Fach der Malerei noch von einer anderen Seite, als von der eines bloßen Geschäfts, womit man sich sein Brod erwirbt oder etwas mehr. Hier aber wird die Malerei durchaus nur als ein Geschäft behandelt. Keiner der hiesigen Künstler würde sich sträuben, etwas zu machen, was allen Forderungen der Kunst seinem eigenen Bewußtsein nach Hohn spräche, wenn es ihm nur gut bezahlt würde. Ideelle Anforderungen an die Kunst kennt man nicht. Originalität kennt man eben so wenig. Man schätzt eine dem Original gleiche Copie gerade so hoch, als das Original selbst, auch kommen in Figurenbildern fast keine Originalcompositionen amerikanischer Künstler zum Vorschein. Was dafür ausgegeben wird, ist fast durchweg aus Kupferstichen und Lithographien, meist deutschen und englichen Ursprungs, zusammengesetzt und gestohlen. Die trauernden Juden von Bendemann z. B. sind hier, wenn ich nicht irre, als „letzte Mohikaner" und Lessing's Hussitenpredigt als „Predigt der Pilgrimme" wieder auferstanden. Da die Kunst hier wie ein Geschäft ist, so wird von Seiten der Künstler viel Nachdruck auf die Dauer der Zeit gelegt, die sie auf ein Bild verwendet haben. Die Arbeit muß möglichst schnell gehen.

Durch jene Spiegel- und Goldrahmenhändler wird eine ungeheure Masse Bilder unter das Publikum gebracht. Mehrere dieser Leute veranstalten wöchentlich zwei Auctionen. Sie bezahlen für ihre Bilder, die sie dutzendweise bestellen, von zwei bis zu acht oder zehn Dollars, in einzelnen Fällen auch bis zwanzig Dollars und geben sie auch in den Auctionen häufig und sogar meistentheils zu diesen Preisen. Ihr Verdienst liegt eben im Verkauf ihrer Goldrahmen. Wem es Vergnügen macht, der kann ziemlich jeden Abend eine

Bilderauction besuchen, auch werden diese Abendauctionen von den Amerikanern als Zeitvertreib betrachtet, etwa wie Theater und andere Vergnügungen. Zu diesem Handel liefert Paris eine große Quantität enorm billiger und zuweilen mit großer Virtuosität gemalter Bilder. Um hier Glück zu machen, müssen die Bilder möglichst hell gemalt und muß recht Vielerlei in voller Sichtbarkeit dargestellt sein. Tiefe Schattenmassen liebt der Amerikaner durchaus nicht und die Poesie, welche durch diese, sowie dadurch erzeugt wird, daß man viele Gegenstände blos andeutet und ahnen läßt, ist ihm durchaus fremd und unzugänglich. Er muß Alles klar und deutlich sehen, was darüber hinaus geht, ist für ihn nicht da; auch das, was man in einem Bilde die Stimmung nennt, bleibt für ihn unsichtbar. Um den Beifall der Amerikaner zu gewinnen, muß ein Bild etwas unruhig gehalten sein, denn eine volle Harmonie der Farben macht keine Wirkung auf ihre Augen. — Der Wein muß nothwendig etwas kratzen, um amerikanische Geschmacksnerven zu erregen, denn wenn der Wein gut ist, so schmeckt er den Amerikanern, wie soll ich sagen — zu natürlich. — Wenn der Amerikaner Wein trinkt oder Bilder besieht, so will er das Gefühl haben, etwas Absonderliches zu genießen. Daher muß auch in jeder Landschaft ein großer Theil der Bäume purpurroth oder citronengelb gehalten sein, denn grüne Bäume giebt es genug in der Natur; um die zu sehen, braucht man keine Kunst. Nothwendig muß auch ein Wasser mit Schiffen, ein Haus mit einigen Nebensachen und wo möglich auch eine Brücke, worauf etwas fährt oder läuft, auf dem Bilde zu sehen sein.

Sehr wichtig ist hier für die Verkäuflichkeit der Bilder deren Größe. Der Maler kann nicht, wie in Deutschland eine Größe oder ein Format nehmen, wie es ihm behagt, oder wie es vielleicht zu der Idee seines Werkes paßt. Er muß sich an die gegebenen Größen halten. Die gewöhnlichste und gangbarste Größe ist 25 zu 30 Zoll oder 27 zu 35 u. s. w. Will der Maler in einem abweichenden Format arbeiten und statt 25 zu 30 einmal 26 zu 32 Zoll nehmen, so hat er tausend Scheereteien. Er muß erst einen armen Tischler suchen, der sich herbeiläßt, ein einzelnes Stück von jener Größe zu machen. Wenn er es thut, so wird es sehr theuer sein, denn er muß sein Holz, welches für die anderen Größen berechnet ist, zerschneiden. Hat der Maler endlich den Blendrahmen, so wird es schwer halten bis er passende Leinwand findet, und endlich, wenn das Bild fertig ist, wird der Goldrahmen-Fabrikant die Hände über den Kopf zusammenschlagen, denn zu dem Bilde muß er erst einen besonderen Rahmen machen und er wird es sicherlich nicht kaufen, wenn der Maler etwa darauf gerechnet hat.

Man hat zuweilen die Meinung, im Süden sei mehr Kunstsinn, als im Norden. In Beziehung auf die Vereinigten Staaten ist dies durchaus unrich-

tig. In New-York haben die Leute durch die große Bewegung des Platzes, die ihnen immer etwas Neues vor Augen führt, doch wenigstens so viel Urtheil gewonnen, daß sie ein schlechtes Bild von einem ganz schlechten, wenn auch nicht ein gutes von einem schlechten zu unterscheiden wissen; im Süden aber, wenigstens wenn man Charleston und New-Orleans als maßgebend betrachten darf, existirt kein Maßstab, durch welchen die Amerikaner jene drei Sorten auseinanderhalten. Die dortigen Kunsthändler sind meist bloße Agenten der New-Yorker Rahmenmacher und die dort auf den Markt gebrachten Bilder sind der Schund und der Bodensatz der New-Yorker Bilderfabriken. Auch in Cuba, dieser spanischen Provinz, von der die Sage geht, daß die Kunst dort eine Heimath finde, ist nichts weniger als dieses der Fall. Mit Ausnahme einer vortrefflichen Militärmusik habe ich nichts von Kunst und Kunstsinn auf dieser schönen Insel wahrgenommen, wohl aber eine barbarische Unkenntniß der Kunst. Ich traf in Havana einen französischen Maler, welcher mehrere Jahre in Mexiko gelebt hatte. Er sagte mir, daß dort ein Porträtmaler ganz gutes Geld verdienen könne, obgleich man in Mexiko noch viel geringere Ansprüche an die Kunst stelle, als in Havana.

Seit einigen Jahren wird von den New-Yorker Goldleisten-Fabrikanten der Süden der Vereinigten Staaten mit Bildern versorgt, die dort in verschiedenen Städten in Auctionen losgeschlagen werden. Auch nach Californien sind große Sendungen von Bildern gegangen und die Ausfuhr wird sich auch bald über die Länder spanischer Zunge ausdehnen, sowie die Einfuhr der Goldleisten erleichtert wird.

Bis vor wenigen Jahren ist die Bilderfabrikation von Eingewanderten betrieben worden, welche in ihrer Heimath in der Malerei Dilettanten waren. Allmählig haben auch Maler von Fach mitgearbeitet und jetzt nehmen sehr tüchtige Künstler, durch die Noth gezwungen, Theil daran. Letztere, obgleich sie dergleichen Bilder noch weit schneller machen — oft zwei Landschaften täglich — geben ihnen doch ein ganz anderes Gepräge. Diese veredelte Production hat einen wohlthätigen Einfluß auf das Publikum ausgeübt und Dilettanten können daher in der Bilderfabrikation keine sonderlichen Geschäfte mehr machen.

Auf dem Broadway in New-York liegen die zwei Haupt-Spiegel- oder Kunsthandlungen einander gegenüber. Der Kunsthandel dehnt sich augenscheinlich aus und wird vielleicht in wenigen Jahren den Handel mit Spiegeln und Rahmen überflügeln. Jene beiden großen Handlungen verkaufen ihre Bilder nicht in Auctionen, sondern mehr aus dem Laden. Sie halten auf eine bessere Sorte von Geschäftsbildern und zahlen für Landschaften von 30—40 Zoll schon 18 und 20, in einzelnen Fällen selbst 30 Dollars. Hier kaufen alle Amerikaner, die es lieben, in ihren Zimmern kostbare Möbeln zu haben.

Nebenbei nimmt jede Spiegelhandlung auch Bilder gern in Commission und versieht sie mit Rahmen; beim Verkauf nimmt sie zehn Procent für sich. Auch Leute, die mit Quincailleriewaaren handeln, haben in neuerer Zeit Bilder mit zu ihren Artikeln gezählt und an ihren Schaufenstern ausgestellt. Diese Bilder sind gewöhnlich importirt und der Dosenmanier ähnlich, wie sie ehemals in Braunschweig florirte.

Für bessere Arbeiten ist seit dem Schluß der Kunstvereine durchaus kein Markt vorhanden und wenn der Künstler nicht viel persönliche Bekanntschaften unter reichen amerikanischen Familien hat, so hat er keine Aussicht, ein solches Bild zu verkaufen. Man kann sicher annehmen, daß der Kunstwerth eines Bildes allein und sei er auch noch so groß, niemals hinreichend ist, dasselbe verkäuflich zu machen, wenigstens nicht, wenn der Preis den gewöhnlichen Ladenpreis der Geschäftsbilder übersteigt.

Vielleicht glauben Sie, daß es diesseits doch eine hinreichende Anzahl wohlhabender Europäer gebe, welche auch ohne Beihilfe der Amerikaner die Kunst nicht wenig fördern könnten. Sie vergessen aber, daß von den in Amerika zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangten Europäern neun Zehntheile oder vielmehr neun und neunzig Hunderttheile weit gröbere Materialisten sind, als die Yankee's. Bei weitem der größere Theil der reichen Europäer und besonders der Deutschen, welche die Mehrzahl bilden, sind reine Barbaren in jeder Beziehung, die außer dem Kreise des Geldmachens liegt. Manche wissen indeß über verschiedene Geistesrichtungen und über die Kunst sehr anständig zu sprechen und sich dafür zu interessiren so lange es nichts kostet, denn sie erinnern sich, daß das zum guten Ton gehört.

Th. Kfn.



Havana.

---

18. April 1852.

— — — Wir fuhren links um die Festungswerke des Forts Morro mit seinem gelben Leuchtthurm und gewannen jetzt eine genaue Uebersicht der Stadt und des Hafens von Havana. Der letztere hat bei seiner Verbindung mit dem Meere höchstens einige hundert Fuß im Durchmesser, jedenfalls aber

ist er nicht einmal ganz so breit als z. B. der Rhein bei Cöln, so daß er höchstens zwei nebeneinandersegelnden Schiffen die Einfahrt auf einmal gestattet. Ueber seiner östlichen Mündung erhebt sich der eben genannte Morro und über der etwas südlicher gelegenen westlichen Mündung das Castell Punta. Wie an dieses die Stadt, so schließt sich gleich unmittelbar an den Morro das Castell Cabana an, ein langes und alterthümliches Bauwerk, welches auf der Spitze des Hügels erbaut, Stadt und Meeresküste zugleich beherrscht. Beide, Morro und Cabana in ihrer ganzen Ausdehnung bezeichnen genau die Länge der Einfahrt in den Hafen, denn hinter der letzteren Festung treten die Hügel und das Land nach Südosten zurück und ziehen sich in einzelnen Krümmungen um die Bai herum. Ebenso laufen auch vom Castell Punta aus die Hügel mit einiger Unterbrechung nach Südwesten hin. Zwischen beiden dehnt sich jenes geräumige Bassin aus, welches der Hafen von Havana heißt, und, wenn auch nicht von so großartigen Dimensionen als der Hafen von New-York, doch groß, tief und sicher genug ist, um zu den bedeutendsten Seeplätzen der Welt gerechnet zu werden. Die den Hafen einfassenden Forts und seine stark befestigte Einfahrt machen den Platz so gut wie uneinnehmbar, und wirklich ist es seit seiner Erbauung unter allen seefahrenden Völkern den Engländern nur ein einziges Mal (1762) vorübergehend geglückt, Havana einzunehmen.

Die Stadt liegt, wie bereits bemerkt, gleich rechts von der Einfahrt an der nordwestlichen Mündung des Hafens. Nördlich vom Meere und dem Hafeneingange, östlich und südlich vom Hafen selbst begrenzt, erstreckt sie sich in Form eines ziemlich regelmäßigen Halbkreises in die Bai, mit welcher der eine Theil ihrer Straßen parallel läuft, während der andere diese rechtwinkelig durchschneidet. Etwa da, wo der Durchmesser den Kreis theilt, schließen die Festungsmauern und Wälle die alte Stadt. Gleich extra muros fängt das neue Havana an, welches das alte um beinahe das Doppelte an Umfang und Eleganz überflügelt hat. Man berechnet die Einwohnerzahl der beiden Stadttheile auf etwa 200,000 Seelen. Ist die alte Stadt eng und schlecht gebaut, so zeichnen sich in der neuen die Straßen durch ihre Breite, ihr besseres Pflaster und ihren modernen Luxus aus. Hier finden sich die Privatwohnungen der reichen Kaufleute, die Hotels der Aristokraten und die Belustigungsplätze des Volkes. Namentlich verdient der zwischen dem ursprünglichen Havana und seiner Vergrößerung die Scheidelinie bildende „Paseo“ hervorgehoben zu werden. Er zieht sich außerhalb der Stadtmauern nach Art der Pariser Boulevards von Norden nach Süden und dient zu Spazierfahrten und als Sammelort der eleganten und schönen Welt. Seine breiten Fahr- und Fußwege

sind von Palmen beschattet und mit Statuen und stolzen palastartigen Gebäuden besetzt, von denen ich besonders das neue Gefängniß, den Circus, das Theater Tacon und das Arsenal nenne. Ich verglich eben den Paseo mit den Pariser Boulevards. Dieser Vergleich hinkt ein wenig, da der Paseo kaum 1/4 so lang ist, wie jene. Aber sein Reichthum, seine Eleganz und Pracht, seine silberbeschlagenen Wagen und glänzenden Toiletten können kühn mit dem Luxus der Boulevards des Italiens et des Capucines wetteifern.

Als wir zwischen Morro und Punta hindurch in den Hafen einliefen, glänzten er und die Stadt im festlichsten Schmucke. Die Havaneser feierten ein dreifaches Fest: einmal Ostern, dann die Rettung der Königin von Spanien von dem auf sie gemachten Attentate und endlich die Geburt einer spanischen Prinzessin. Diese „königlichen Feste" entwickelten am Tage unserer Ankunft ihren höchsten Glanz und wurden von dem besten, nur etwas zu heißen Wetter begünstigt. Wir hätten es gar nicht besser treffen können. Die im Hafen liegenden Schiffe hatten alle ihre großen Flaggen aufgezogen; die Spanier sogar, nicht zufrieden, oben am Maste ihre nationalen roth-gelb-rothen Farben wehen zu lassen, hatten diesen die Flaggen sämmtlicher Provinzen und Colonien zugesellt, so daß die zum Hauptmaste führenden Taue kaum Raum genug für alle bunten Wimpel und Wimpelchen boten. Die himmelblauangestrichenen Häuser und ihre gelben Säulengänge waren mit rothen und grünen Seidenstoffen malerisch drapirt, vor den öffentlichen Gebäuden erhoben sich Transparente und Triumphbogen mit hunderten von Lampen, und von den Forts wehten mächtige Banner, deren schreiende Farben grell gegen die dunkelgrünen, an den Hügelrücken sich erhebenden Bäume abstachen.

Noch schlagender war der Contrast, den die natürlichen Farben gegen die gemalten bildeten. Der Himmel erglänzte tiefblau, so rein und unbewölkt, wie ich ihn im Norden selten gesehen. Nirgend lief auch nur eine weiße Schattirung oder ein heller Streifen durch. Das Wasser der Bai erschien durchsichtig klar. Licht und Schatten traten in entschiedenen und scharfen Zügen hervor, gleich als ob sie mit einem Messer abgetheilt wären. Nirgends verschwamm eine Farbe in die andere, aber überall zeigte sich dieselbe Bestimmtheit, dieselbe Reinheit im Ausdruck des Colorits.

Unser Schiff legte mitten im Hafen an. Bald waren wir von einer Unzahl kleiner Gondeln umgeben, von denen einige dem Gouvernement angehörten und dessen Beamte an Bord brachten. Wir lernten schnell, daß wir uns zur Abwechslung einmal wieder unter dem gottbegnadeten Scepter einer liebevollen Landesmutter befanden, denn es wurden uns dieselben Paßschere-

reien wie in Europa gemacht, wo Jeder solange für einen Schurken gehalten wird, bis er sich als ehrbar ausgewiesen hat. Uebrigens begründeten ein Paar Dollars, die wir für unsern Aufenthaltsschein zu zahlen hatten, diese Legitimation besser als Papiere und Urkunden, und so stand denn unserer Landung nichts mehr im Wege. Die Zollbeamten unterwarfen mit anerkennenswerther Höflichkeit unser Gepäck einer flüchtigen Durchsicht: wir hatten das letzte Stadium der Präventivpolizei durchgemacht und konnten endlich ungehindert in die Stadt treten.

In ihren Straßen herrschte die drückendste Hitze. Wir flüchteten uns auf das schmale, kaum zwei Fuß breite Trottoir, um wenigstens das sich bietende Minimum von Schatten zu genießen. Vor Allem fiel mir der Bau der Häuser auf. Sie sind meistens ein-, höchstens zweistöckig, haben sehr hohe steingepflasterte Zimmer und Fenster, die bis auf die Erde gehen und statt der Scheiben mit breiten, etwas hervortretenden Eisengittern versehen sind. Diese gestatten den freien Blick in jedes Haus. Im Hauptzimmer unten gleich neben dem Eingange stehen den Fenstern gegenüber zwei Reihen von Rohrstühlen, auf deren einer die Damen und deren anderer die Herren Platz zu nehmen pflegen. Ja in vielen, namentlich den ärmeren Wohnungen, die keinen besonderen Flur haben, steht der Wagen, die sogenannte Volante, mitten im Zimmer, denn diese ist für jede Cubanische Familie ein eben so unentbehrliches Meubel, wie bei uns etwa Regenschirm oder Sofa, und deutet durch ihren mehr oder minder reichen Silberbeschlag auf den Grad von Reichthum oder Wohlhabenheit des Hauses. Durch das Wohnzimmer hindurch sieht man gewöhnlich noch in den schattigen Hof, dessen Mauern nicht selten mit den buntesten Farben bemalt sind und dessen Boden in der Regel mit tropischen Blumen und Bäumen besetzt ist. Ein solcher Blick durch's Fenster bis in's Innere und an's Ende des Hauses ist oft überraschend schön und pittoresk. Die Trachten sind so malerisch, Haltung und Stellung der Personen voller Schwung und Grazie, ja es wird selbst die Dürftigkeit und der Mangel der einzelnen Erscheinungen durch die dem Ganzen inwohnende Aesthetik und Poesie kaum fühlbar.

Merkwürdiger Gegensatz! In einem Lande, dessen ganze Regierungsweisheit in der Geheimnißkrämerei besteht, ist das Familien- und Privatleben ohne allen Rückhalt und bis in die kleinsten Details öffentlich, während in den Vereinigten Staaten, deren principielle Größe und Bedeutung auf der Oeffentlichkeit ihrer Politik und der Bloslegung ihrer Verwaltung beruht, jedes Haus den Nachbarn selbst mit sieben Mauern und Riegeln verschlossen und für das Auge der Welt in das tiefste Dunkel gehüllt bleibt!

Wir waren kaum einige Straßen weit gegangen, als wir auf einen Platz traten, der einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich machte. Dieser Platz war die plaza de armas. Er ist nicht groß, bildet ein regelmäßiges Viereck und hat höchstens **600** bis **700** Schritte in der Diagonale. Seine Südseite wird von dem Palaste des Generalcapitains, einem halb im italienischen, halb im Zopf-Style erbauten, nichtssagenden Schlosse begrenzt, westlich ist er von Gouvernementsgebäuden und nördlich und östlich von schönen Privathäusern eingefaßt. In keiner dieser Besonderheiten liegt übrigens ein charakteristisches Merkmal. Was ihn aber für mich so besonders effectvoll machte, das war die Beleuchtung und der Schmuck, in welchem er gerade prangte. Der Platz ist in vier regelmäßige Quadrate abgetheilt, welche zu Blumenbeeten eingerichtet sind. In der Mitte, wo diese Quadrate am nächsten zusammentreten, ist ein freier Raum, aus dessen Centrum sich die Marmorstatue Ferdinand VII. mit seinem debauchirten Bourbonengesichte erhebt. Auch das ist noch nichts Eigenthümliches, Besonderes; dagegen sind die vier Palmen, welche das innere Viereck markiren und in regelmäßiger Entfernung von der Statue stehen, von ganz überraschender Wirkung. Ich habe seitdem ganze Palmengehölze und hunderte von schöneren und größeren Exemplaren gesehen, aber nirgends schienen sie mir an einer so gut gewählten Stelle zu stehen und nirgend in einer so stolzen imponirenden Ruhe die unter ihnen liegende Landschaft zu beherrschen. Das weiße Königsbild, über welchem sie ernst und düster ihre Häupter schüttelten, erschien noch winziger und unbedeutender, als es schon war, wie denn überhaupt der Rococco mit all seinen Schnörkeln und geschmacklosen Zuthaten in einer großen, erhabenen Natur nur einen widerwärtigen Eindruck hervorbringen kann. Herrlich aber harmoniren diese vier Palmen mit den Umgebungen und übrigen Bestandtheilen des Platzes, ja selbst der tiefdunkle Horizont scheint besonders für sie ausgesucht, um ihre schlanke Gestalt schärfer auszuprägen. Ihnen gegenüber waren heute die Fronten der Paläste bis zu ihrem Dache hinauf durch Transparente und Bilder verdeckt, welche Scenen aus der Heldenzeit der spanischen Conquistadoren darstellten. Da war Fernando Cortez mit seinen Begleitern in Lebensgröße und hoch zu Roß abgebildet, wie er durch die Wälder der Caziken stürmt und Mexiko erobert; dort zeigte sich Diego Velasquez, wie er das spanische Banner an den Gestaden des stillen Oceans aufpflanzt, und eine andere Wand endlich stellte in ihrer ganzen Länge und Höhe ein spanisch-maurisches Schloß dar, in dessen Gärten dieselben Früchte blühten, die wir hier mit Händen greifen konnten. All das war so gut und täuschend ähnlich gemalt, daß nicht viel Phantasie dazu gehörte, um sich plötzlich in die Zeiten Ferdinand des Katholischen und Karl V. zurückversetzt zu glauben, oder daß man, den Blick

auf das Schloß richtend, ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht vor sich zu haben wähnte. Denken Sie sich dazu die Betäubung, in die uns nach der Ruhe des Schiffslebens die auf dem Platze spielende Janitscharenmusik versetzte, und Sie werden leicht begreiflich finden, daß ich mich anfangs wie halb trunken in diesem neuen Elemente bewegte und mich nur allmählig darin orientirte.

Ich hatte mir die äußere Erscheinung des spanischen Lebens nur düster und rauh vorgestellt. Wie die ersten jugendlichen Eindrücke immer die stärksten und oft für eine ganze Reihe von Jahren maßgebend sind, so war auch in mir blos das Bild lebendig, welches mir die einst in Deutschland und Belgien hausenden fanatisirten Banden als die echten Abdrücke des Spanierthums erscheinen ließ. Ueberall, wo ich die Spuren der spanischen Herrschaft fand, zeigten sie sich als Nach- und Nachtgeburten des crassesten Aberglaubens, des bornirtesten Hasses und des rohesten Fanatismus. Mit dem Rathhause und Marktplatze von Brüssel verwob ich das Schicksal der Grafen Egmont und Horne, und aus den Ueberresten der Inquisitionskerker von Mecheln und Antwerpen meinte ich die finstern, unheilverkündenden Gesichter von Alba und Torquemada mir entgegengrinsen zu sehen. Nirgends ein versöhnender Zug, nirgend eine liebevolle Erinnerung an eine Person oder an eine noch so kleine Periode aus den Zeiten des spanischen Regimentes; aber überall derselbe kalte und zähe Haß, als wenn die Völker sein Joch erst gestern abgeschüttelt und als ob sie Wunder was seitdem gewonnen hätten! Ich hatte freilich vergessen, daß die Spanier jener Zeiten zu Hause andere waren, als im Auslande. Derselbe Mendoza, der unter den Ketzern sengte und brannte, wurde in der Heimath als der feinste Hofmann und der eleganteste, zarteste Dichter gefeiert; derselbe Cervantes, der als gemeiner Soldat gegen die Türken focht, schrieb nach seiner Rückkehr den größten, bis jetzt noch unerreichten Weltroman. Die eroberten Länder lernten nur die rauhe äußere, und von den inneren nur die bigotte Seite dieses energischen und stolzen Volkes kennen. Sie konnten daher nicht begreifen, daß jene schroffen, zur Erringung des Heldenthums unerläßlichen Gegensätze kein Widerspruch, sondern nur zwei verschiedene Seiten ein und desselben Charakters waren, der mit seiner damals noch ungebrochenen Kraft sowohl schöpferisch als zerstörend die Welt in Flammen setzte.

Jetzt ist das freilich anders. Kirchlicher und weltlicher Absolutismus haben längst den übersprudelnden spanischen Volksgeist in seine nationalen Grenzen zurückgedrängt und dort gedämpft, die Tage seiner Weltherrschaft, in Literatur und Kunst, in Krieg und Eroberung sind gewesen; aber noch ist die Erinnerung an die große, ruhmvolle Vergangenheit im Volke lebendig und strahlt auf dessen ganzes Wesen eine fast sonntägliche Feierlichkeit, eine ge-

messene Würde und eine stolze Heiterkeit aus, die sich selbst den Creolen mitgetheilt hat und weder vom Hute des Hirten noch vom Mantel des Bettlers verdeckt wird.

Welchen Gegensatz bildete aber die Wirklichkeit zu meinen früheren Vorurtheilen? Ueberall, wohin ich nur blickte, herrschte Freude und Lust, Glanz und Reichthum; Alles schien nur geschaffen zu sein, um zu lachen und zu jubeln. Der General-Capitain ritt mit einem glänzenden Stabe über den Paseo; die Truppen, die eben noch vor ihm präsentirt hatten, mischten sich bald unter das Volk, welches seine besonderen Feste feierte. Auf einem großen Platze am Eisenbahnhofe wogten Tausende von Menschen auf und ab; aus seiner Mitte ragte eine hohe Stange hervor, die mit Seife bestrichen war und bis zur äußersten Spitze erklettert werden mußte, um den ausgesetzten Preis von sechs Unzen (etwa 140 Thlr. pr. Cour.) zu gewinnen. Der Sieger wurde mit Hurrah und Tusch begrüßt und im Triumphe zu den Preisvertheilern geführt. Da galt kein Unterschied der Person oder der Farbe. Schwarze, Mulatten und Weiße wetteiferten untereinander, doch gewöhnlich trugen die Mulatten den Sieg davon. Durch die dichte Zuschauermenge drängten sich die Volanten mit je drei geschmückten Damen. Mehr als diese fielen mir übrigens die abenteuerlich geputzten schwarzen Kutscher auf, die mit buntgestickten Jacken, weit ausgeschlagenem weißen Kragen, gelbledernen oder weißen Hosen und langen Kanonenstiefelschäften auf dem bloßen, silberbespornten Fuße stolz einhertrabten und die den Damen geltenden Blicke lächelnd auf sich bezogen.

Ich ging weniger als ich gegangen wurde. Es ward unversehens Abend, bald schwamm der ganze Paseo in einem Lichtmeere, aus welchem ein prächtiges Feuerwerk emporstieg. Es stellte die Einnahme einer feindlichen Stadt dar: vor den Festungswerken des alten Havana waren große Transparent-Mauern aufgeführt, die mit Schwärmern und Raketen beschossen wurden und endlich unter dem Jubel des Volkes prasselnd und krachend zusammenstürzten. Nach dem Feuerwerke ging ich auf den großen Ball im Theater Tacon. Vor demselben tanzten halbnackte Schwarze nach der Musik einer Orgel oder eines Dudelsacks. In den Höfen des Theaters hielten die Mulatten ihren Ball, wo sie ganz eigene Begriffe von Anstand und Sitte entwickelten; im Saale selbst aber feierte die weiße Bevölkerung von Havana das Fest. Zwei Musikcorps spielten ununterbrochen von 9 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens eine und dieselbe Melodie, die nationale „dansa", eine Art Walzer. Einige Nationaltänze der Catalonier eröffneten den Ball in ihren wenn auch keineswegs glänzenden, doch charakteristischen Costümen; ihnen folgten Maskenzüge und Darstellungen von Ereignissen aus der spanischen Geschichte, wie die erste

Landung von Columbus auf San Salvador, und dann löste sich bis zum Schluß Alles in die wilde Unordnung der dansa auf.

Wir Fremden bewegten uns als bloße Zuschauer in unsern leichten Sommerkleidern und mit brennenden Cigarren zwischen den verschiedenen Gruppen. War man unten müde, so konnte man oben die Logenreihen mustern, in deren einigen sich wahre Prachtexemplare von untadelhaften, vollendet schönen Frauengestalten zeigten. Die Bewunderung dieser Schönheiten war uns nicht schwer gemacht, denn die Wände der Logen bestanden aus leichten Jalousien, deren Stäbe der Außenstehende nach Belieben halb oder ganz herauf und herunter schieben kann. Besteht der eigentliche Zweck dieser Jalousien darin, in dem gefüllten Hause Zug und Kühlung hervorzubringen, so ist er doch durch Gebrauch und Sitte in ein bloßes Mittel zu einem ganz anderen Zwecke verwandelt worden, indem diese bequemen Schiebfenster mehr als ein zartes Verhältniß hervorrufen und Rendezvous befördern.

Die Havaneser Frauen sind im Durchschnitt nicht sowohl schön als hübsch und lieblich. In der Jugend fein und schlank werden sie leider bei dem Mangel aller Bewegung in reiferen Jahren zu stark. Ihr Teint ist blaß und wenn er's nicht ist, wird er so geschminkt; frische rothe Backen gelten für häßlich. Ich sah bis jetzt nie eine hiesige Dame anders als im tiefen Negligé oder im reichen Ballschmuck.

Als ich am Morgen vom Theater nach Hause ging, führte mich mein Weg über einen Theil des Paseo. Neger und Mulatten feierten dort noch unter Fackelbeleuchtung ihre Orgien; ihre Tänze glichen aber mehr tollen Affensprüngen denn menschlichen Bewegungen. Ungefähr einige hundert Schritt westlich von Tacon erglänzte ein schönes Haus in heller Beleuchtung. Es war das neue Gefängniß. Aus seinen Räumen scholl ein taktartiges Kettengeklirr zu mir herunter. Auch die Sträflinge tanzten, sie machten mit ihren Eisenbanden die Musik. Die Paare brauchten sich nicht erst zu suchen, waren doch immer zwei der Unglücklichen aneinander geschmiedet. Die Töne drangen schaurig und grausig durch die schärfe Luft des jungen Morgens. Auf dem Platze unter dem Gefängniß hatte vor kaum einem halben Jahre Narcisso Lopez sein Ende durch die Garrotte gefunden!

Der heitere freudige Eindruck des ganzen Tags war jetzt plötzlich wie mit einem Schlage in mir verwischt. Wahrhaftig, die paar tausend Dollars für diese „Circenses“ rentiren sich gut, hier, wo das „panis“ dem Volke ohne Zuthun der Regierung fast in den Mund wächst. Ich glaube, die Amerikaner hätten Cuba längst im Besitz, wenn sie nicht so steif und nüchtern wären und wenn sie sich besser auf die Vergnügungen eines lüsternen, heißblütigen Volkes verständen. Ich eilte mißgestimmt meinem Hotel zu, denn es war mir, als liefe

einer der Gefangenen mit schwerem Kettengerassel hinter mir her, und als sollte ich für all meine hochverrätherischen Gedanken, Hoffnungen und Wünsche an seine noch leere Seite geschmiedet werden!

Am Morgen mache ich gewöhnlich einen Spaziergang an den Hafen. Hier herrscht von Sonnenaufgang an bis gegen 9 Uhr das regste Leben und Treiben, weil diese Zeit die kühlste ist. Die Kaufleute halten zwischen 6 und 7 Uhr ihre eigentlichen Börsenstunden, sie versammeln sich auf der der plaza de armas gegenüber liegenden Seite des Wassers unter einem blos oben gedeckten Schuppen. Gleich vor und unter ihnen werden die Schiffe ein- und ausgeladen, die zur Ersparung von Raum abweichend von den mir bekannten Häfen mit dem Kiele der Länge statt der Breite nach gegen das Ufer gerichtet sind.

Um 9 Uhr nahmen wir unser Frühstück ein. Die Gesellschaft des Hotels besteht aus Franzosen, Spaniern, Engländern und Amerikanern. Es wird viel geraucht und gespielt, aber noch mehr disputirt, indessen sprachen wir nie von inländischer Politik, weil man nirgend vor Regierungsspionen sicher ist. „Vermeiden Sie ja“, sagte mir bei meiner Landung ein seit langen Jahren in Cuba ansässiger Deutscher, „irgend eine politische Beziehung in Ihren Gesprächen anzubringen, welche die spanische Sprache mit der deutschen, englischen und französischen gemein hat; hüten Sie sich daher vor der bloßen Aussprache von Republik, Revolution, social, Expedition ꝛc. Gleich die nächste Folgezeit bewies mir, wie richtig mir der Mann gerathen hatte, denn vorgestern wurde ein amerikanischer Kaufmann aus New-Orleans verhaftet, aus dessen Unterredung ein Polizeier das Wort Republik aufgeschnappt hatte.

Die Zeit zwischen Frühstück und Mittagessen oder von 9 bis 5 Uhr gehört wegen der großen Hitze nur der Ruhe und Erholung; nach dem Diner dagegen mache ich in der Regel bis nach Sonnenuntergang Ausflüge in die schönen Umgebungen von Havana.

Punkt 8 Uhr Abends beginnt die tägliche Militärmusik auf der plaza de armas. Von der kühlenden Seebrise begünstigt, versammelt sich hier um diese Stunde die elegante Welt von Havana. Die Herren erscheinen gewöhnlich im feinen Pariser Costüm und dampfen, behaglich auf und ab promenirend eine Cigarre; die Damen im reichen Ballstaate lehnen sich entweder in ihre Volanten, die auf den den Platz begrenzenden Straßen halten, oder sie spazieren auch wohl auf ihm herum oder horchen sitzend den Tönen der wenn auch nicht gut ausgewählten, doch ausgezeichnet executirten Musik. Als mich vor einigen Tagen einer meiner Freunde auf eine bildschöne Creolin aufmerksam machte, und ich gerade daran war, mich von der Richtigkeit seiner Angabe zu überzeugen, drang plötzlich die Melodie von „Kriegers Lust“ oder „Keiner war

wohl je so frech" an mein Ohr. Da war's natürlich mit dem Sehen und Prüfen vorbei. Ich mußte laut darüber auflachen, daß ich in diesen Umgebungen die alten befreundeten Klänge wieder vernahm, die mich mit einem Male auf den Berliner Grützmacher und seine Parademärsche, in Kroll's Garten und zur Bühnenkönigin zurückversetzten.

Nach der Musik um 9 Uhr strömt dann Alles in die Cafés. Ich gehe stets in die Dominica; sie ist eins der angesehensten derartigen Etablissements, das ich kenne. Der innere Raum ist mit weißem Marmor gepflastert und von weißen Marmorsäulen getragen. Ihn schützt kein Dach, sondern das Auge begegnet oben dem dunklen Himmel und seinen funkelnden Sternen. Anfangs dachte ich, die Decke sei in der Art wie die Wände gemalt, allein ein plötzlicher Regen überzeugte mich bald von meinem Irrthum. Die Gäste sitzen an kleinen Marmortischchen zerstreut, oder sie stehen auch wohl an den Säulen herum, um einen leerwerdenden Sitz zu erspähen. Zwischen den Kellnern, welche den vor der Thür haltenden Damen das Eis in ihre Volanten tragen, drängen sich Verkäufer von Lotterie-Billets, Galanteriehändler und Taschenspieler durch; vor lauter Rufen, Lachen und Schreien können Sie Ihr eigenes Wort kaum hören. Würfel und Gläser klirren auf den harten Tischen und durch den süßen Wohllaut der spanischen Zunge dringt nur hie und da ein schrilles englisches Wort: gerade als ob die Saite eines schön tönenden Instrumentes zerspränge!

Am meisten interessirt es mich, im Café den Gegensatz des spanischen zum amerikanischen Charakter zu beobachten. Ich war von Charleston aus mit einem sehr gebildeten Süd-Caroliner nach Havana gekommen und traf ihn gestern nachdenklich und verdrießlich in einem Winkel der „Dominica." Er eröffnete gleich unser Gespräch damit, daß er mich aufforderte, mit dem heute abgehenden Dampfer nach Charleston zurückzufahren. Ich antwortete ihm, daß es mir hier sehr gut gefiele und daß ich deshalb noch einige Wochen zu bleiben gedächte. „Es gefällt Ihnen?" rief er verwundert. „Mein Gott, wie kann Ihnen denn das hiesige Leben und Treiben gefallen? Mich ekelt es an, ich muß weg von hier. Sehen Sie sich doch nur dies Volk an. Da sitzt es zechend und schreiend, daß mir der Kopf springen möchte. Von Morgen bis Abend eine ununterbrochene hartnäckige Faulenzerei, jeden Wochentag feiert es wie einen Festtag und den Sonntag degradirt es zu einem Wochentage. In ihren Lumpen oder fast ganz nackt sitzen die Bettler auf den Gassen und drehen sich ganz vergnügt im Schatten ihre Cigarretto's. Alles fährt und tändelt, spielt und liebt, aber an's Arbeiten denkt Niemand und das Ende vom Liede ist diese eiserne Knechtschaft, unter der die herrliche Insel kaum aufathmen kann."

Sie haben nicht so ganz Unrecht, erwiderte ich lachend, aber wollen Sie denn, daß die ganze Welt amerikanisirt und zum Sterben langweilig werde? Für den Spanier und den Cubaner dagegen ist der Yankee eine Art wildes Thier, er begafft ihn wie ein Curiosum, wie einen ungeschlachten Barbaren. Als gestern ein Ver. Staaten Marine-Offizier in die Dominica trat und die Zeitung durchblätternd sofort seine Beine echt amerikanisch auf den Tisch streckte, wurden die von ihm gestörten Nachbarn nicht böse oder grob, sondern scherzten und lachten, offenbar über diese ihnen ganz fremde Flegelei erheitert. Sie riefen einige Freunde heran und zeigten ihnen das Wunder, das diese dann ebenfalls lachend und scherzend beklatschten. Der Offizier zog sich übrigens — das sei beiläufig bemerkt — recht gut aus der Affaire; er nickte und dankte huldreich und ging ruhig seiner Wege, als ob sich das Alles ganz von selbst verstanden hätte.

Jüngst machten ein paar spekulirende Amerikaner dem Gouvernement das Anerbieten, die hinter dem Palaste des General-Capitains stehende Kathedrale und die dazu gehörigen Gebäude zu kaufen, um sie niederzureißen und an deren Stelle ein großes Hotel zu errichten, welches jenen Palast überragend zugleich die Aussicht auf den Morro und das Meer gewähren sollte. Ganz Havana fand gar keine Worte zur Bezeichnung eines so „schamlosen" Vorschlages; man hielt seine Urheber eben einfach für verrückt.

Sie sollten ein Mal diese mitleidigen und herablassenden Blicke sehen, mit denen der Havanese die fast täglich durch seine Straßen ziehenden California-Passagiere betrachtet. Es ist, als wollte er ihnen sagen: „Unglückliche Barbaren, sonnt Euch ein wenig unter unserm milden Himmel und lernt bei uns Lebensart!" Aber den Amerikaner rührt das nicht; er lächelt höchstens selbstzufrieden, denn er weiß, daß ihm doch dieser Continent gehört, daß die Annexation Cuba's nur eine Zeitfrage ist und daß das blanke Gold hier wie in Amerika Alles, also auch den Luxusartikel der Bildung und feinen Sitte ersetzt. Will der Cubaner etwas Rohes und Häßliches darstellen, so wählt er den Californier, der dann auch schon auf Maskenbällen, bei öffentlichen Aufzügen und Festen, mit seinen in die langen Wasserstiefel gesteckten Hosen, mit seinem rothen Flanellhemd und grauen zerrissenen Schlapphut eine stereotype Figur geworden ist und sich jede Grobheit und Ausgelassenheit erlauben darf. — — — — — —

Morgen oder vielmehr heute (es ist über meinem Plaudern schon 4 Uhr geworden) trete ich meinen Ausflug in's Innere der Insel an. Zunächst besuche ich eine etwa 40 Meilen von hier gelegene Zuckerplantage. Ich freue

mich schon im Voraus auf das frische Wald- und Bergleben, denn ich bin dies von der Frühe bis in die Nacht dauernde ununterbrochene Herumlottern herzlich leid.

Fr. K.

Erste Eindrücke von New-York.

Die Küsten der Bai und das rege Leben auf den Gewässern sind vielversprechend. Der erste Eindruck der Stadt ist der einer lebhaften Geschäftigkeit, aber der europäische Ankömmling ist sich gewöhnlich nicht klar, welcher Inhalt sich dahinter suchen läßt. Aus einer anziehenden Landschaft mit weiten und mannichfaltigen Aussichten ist er in einen staubigen Straßenlärm geworfen und kann nur spärliche Blicke in's Freie gewinnen. Er sieht bekannte Trachten, bekannte Formen der Gebäude und fühlt gleichwohl in dem ganzen Treiben etwas fremdartiges, dessen Grenzen und Wesen er nicht sobald auffassen kann. Großentheils wurzeln diese ungewohnten Züge in Sitten und Institutionen, die uns Europäern unvollständig oder gar nicht bekannt sind.

In der vorausgegangenen Schilderung der Bai habe ich (Seite 9) die Lage von New-York angedeutet und werde hier noch Einiges darüber beifügen, um den Plan der Stadt, den großen Hafen und dessen Umgebung faßlicher zu bezeichnen.

Die wie eine Landzunge sich nach Süden herabstreckende Insel Manhattan, auf der New-York erbaut ist, hat eine kleine Biegung und zwar so, daß nach Westen oder nach dem Hudson hin ein stumpfer Winkel ausspringt. Die Insel läuft nicht in ihrer ganzen Breite in eine Spitze aus, sondern ist von Osten nach Süden bis dahin in schönster Linie abgeschnitten, wo die äußerste Spitze sich wie ein rundlich abgestumpftes Dreieck in die Bai herabzieht. Auf dieser äußersten Spitze, wo man die Aussicht auf die Bai und die Inseln hat, liegt der kleine Park der Batterie. Bei der Ankunft aus Europa und auch aus vielen bildlichen Darstellungen sieht man zunächst neben der Südspitze die unten schief abgeschnittene Seite der Insel und nach Osten hin den Eastriver hinauf, wo die Häuser von Brooklyn denen von New-York gegenüber liegen.

Westlich fließt der Hudson und östlich sowie südöstlich der Eastriver an den Seiten von New-York, während der südlichste Theil der Stadt nach der innern Bai gekehrt ist, wohin jene beiden Ströme auslaufen. Die Gewässer des Hudson und des Eastriver sowie ein Theil der Bai bilden den Hafen, der also kein Becken ist, sondern in Gestalt einer Gabel in beträchtlicher Ausdehnung die Stadt von drei Seiten umgibt. So liegt New-York gewissermaßen im Hafen, der zu den besten der Welt gehört.

Freilich lassen sich hier nur die allgemeinsten Umrisse angeben, indeß fürchte ich für eine große Zahl der Leser mich schon zu lange bei denselben aufgehalten zu haben. Unsere Zeitgenossen sind gewohnt, sich mit Schilderung und Auffassung der sichtbaren Dinge nicht sonderlich zu bemühen, sondern eiligst sich zu Gedanken und Gefühlen zu wenden. Hierdurch ist aber in die Darstellung mehr Unruhe als Schärfe gekommen und die Annäherung zur objectiven Anschauung immer mehr verloren gegangen. Es gibt eine Menge von Schilderungen, aus denen man nicht die entfernteste Vorstellung des Gegenstandes entnehmen kann, sondern in denen der Autor eigentlich nur sich selbst dem Publikum vorstellt. Ganz im Gegensatz dazu werde ich, selbst auf die Gefahr einiger Wiederholungen, das Aeußere von New-York etwas ausführlicher bezeichnen, da Vieles davon für alle amerikanischen Städte gilt.

Die nördliche Seite der Stadt, wo das Leben von New-York allmälig sich verliert, aber täglich weiter vorrückt, kommt vorläufig weniger in Betracht, als die gegenüber liegenden Küsten von Long Island und New Jersey, welche die Nebenstädte enthalten. Dieselben haben zwar besondere Namen und gehören auf der Seite von New Jersey zu einem andern Staate, sind aber im Grunde nur eine Ausdehnung von New-York. Sie sind mit der Hauptstadt nicht allein durch den lebhaftesten Verkehr verbunden, sondern es wohnen dort auch viele Leute, welche ihr Geschäft in New-York haben. Vier Orte stehen zu New-York in diesem Verhältniß: Brooklyn und Williamsburg auf Long Island und Jersey City und Hoboken auf der Küste von New Jersey. Hoboken ist ein großes Dorf, die anderen drei Orte sind Städte. Die größte dieser Nebenstädte ist Brooklyn, welches südöstlich und südlich New-York gegenüber am Eastriver liegt. Ein wenig nördlich davon liegt Williamsburg. Zwar liegen in der Nähe von New-York noch andere Ortschaften, sie haben aber nicht die Bedeutung jener Nebenstädte. Die Verbindung mit den letzteren über den Hudson und Eastriver wird durch die geräumigen und vortrefflich eingerichteten Fährboote bewerkstelligt, welche in großer Zahl und schnell hintereinander den ganzen Tag bis spät Abends zwischen New-York und jenen Orten fahren.

Außer jenen Nebenstädten und fast ihnen beigezählt, steht Newark, eine Fabrikstadt von ungefähr 40,000 Einwohnern, mit New-York in enger Verbindung. Es werden dort eine Menge von Dingen fabricirt, welche die Läden und Waarenlager von New-York füllen. Newark liegt am Passaicfluß im Staate New Jersey und man gelangt von Jersey City auf der Eisenbahn ungefähr in einer halben Stunde dahin.

An den nach dem Hafen gekehrten Seiten der Stadt, also westlich, südlich und östlich, läuft ein Kai hin, auf dem für die lebhafte Passage eine geräumige Straße ist, und an dem die Schiffe anlegen. Viele Straßen laufen auf diesen Rand der Stadt aus, der, gleichsam gezahnt, an beiden Seiten sich bis weit hinauf nach Norden ausstreckt. Von dem Kai springen nämlich eine Menge Landungsdämme — Piers — nach dem Wasser hin aus, zwischen denen Bassins gebildet werden. Diese Piers sind keine Eigenthümlichkeit von New-York, sondern in allen amerikanischen Häfen angebracht, welche nicht, wie viele Häfen der alten Welt, künstlich angelegte Becken, sondern Flußhäfen sind. An den Piers und in den Bassins zwischen ihnen liegen die Schiffe in mehreren Reihen gedrängt um die Stadt und in bildlichen Darstellungen wird deren Menge gewöhnlich zu gering angegeben.

Sowohl der Kai überhaupt als die Piers sind nach dem Wasser hin mit Holz verkleidet mit Ausnahme der kleinen Strecke der Batterie, wo an einer steinernen Terrassenmauer keine Schiffe anlegen, und die Aussicht frei bleibt. Aber weder dieses Mauerwerk noch der Hafen überhaupt noch die eintönigen Häuserreihen aus Ziegelsteinen den Kai entlang können sich mit dem architektonischen Eindrucke der malerischen Häfen Italiens messen. Dagegen ist wieder der majestätische Hafen von Genua noch irgend ein Hafen des mittelländischen Meeres in Menge der Schiffe mit dem Hafen von New-York zu vergleichen. Diese mächtigen Kolosse oder leichten und schnellsegelnden Fahrzeuge, die brausenden Dampfer und das ameisenartige Gewühl von Menschen und Wagen wiederholen dem Beschauer in Ruhe und Bewegung, daß hier die größte Stadt des westlichen Continents ist, aber leicht kann er auch erkennen, daß der Handel und wieder der Handel diese lebhaften und doch so eintönigen Straßen beseelt. Weder Geschmack noch Gediegenheit der Bauart deuten im Inneren auf eine höhere Richtung hin.

Der Plan der Stadt hat seinen Grund theils in der historischen Entwickelung, theils in der Gestalt der Insel Manhattan, läßt aber in Beziehung auf Schönheit und gesunde Luft viel zu wünschen übrig. Auch jetzt noch sieht man aus dem eintönigen Fortschreiten der Häusermassen, daß die neuen Straßen mehr auf den Nutzen der Bauunternehmer als auf Annehmlichkeit und Gesundheit der Bewohner berechnet sind. Wenn man so fortbaut, wird New-York ein

sehr unbequemes Häusermeer, dessen Uebelstände bereits sehr fühlbar werden. Schwerlich kann man in Deutschland eine Stadt finden, deren Bewohnern der Genuß einer ausgezeichneten Umgebung so unerquicklich erschwert würde.

Der größte Theil von New-York ist in Rechtecken erbaut, welche Blocks genannt werden und zwischen denen die Straßen sich rechtwinklig durchschneiden. Viele der letzteren sind von unabsehbarer Ausdehnung und die Friedrichsstraße in Berlin möchte hier die Auszeichnung der Länge verlieren, während sich keine Straße von New-York an Breite und Schönheit mit den Linden messen kann. Die Mehrzahl der Straßen ist in der Breite zwischen 20 und 30 Schritt und die breiteren sind ungefähr 30 und 40 Schritt. Daneben gibt es auch enge und krumme Straßen, doch in der minderen Zahl. Der Plan zeigt im Ganzen, daß man in der neuen Welt die mittelalterliche Enge unserer alten Städte zu einem freiern und bequemeren Leben vermeiden wollte, wogegen man in Schönheit und Zweckmäßigkeit hinter den neu angelegten Theilen europäischer Städte zurückblieb. Hin und wieder sieht man Rasenplätze in der Stadt, welche mit Bäumen bepflanzt und von eisernen Geländern umgeben sind. Diese „Squares" sind theils öffentlich, theils verschlossen zur ausschließlichen Benutzung der Bewohner benachbarter Häuser. Sie sind immer nur von geringer Ausdehnung und ein armseliger Ersatz für die Promenaden, Gärten und öffentlichen Parks europäischer Städte. Ueberhaupt kann man allenthalben in Amerika den Mangel an Phantasie, Erfindung und Geschmack in Anlage der Städte wahrnehmen. Ueber irgend eine Fläche werden mit dem Lineal gerade Straßen gezogen und zwischen ihnen wird der Boden in schmale Bauplätze zerschnitten. An Mannichfaltigkeit, Schönheit und Gesundheit wird nicht gedacht. Anfangs, so lange noch Schweine und Gänse in der neuen Stadt umher laufen, ist allenfalls noch Platz und freie Luft genug, wenn auch Schmutz und Fieberluft aus stagnirenden Pfützen; wird aber die Stadt größer, so sind die Bewohner bald auf den engsten Raum beschränkt, können nur schwer das Freie gewinnen und bewegen sich in der trübseligen Eintönigkeit endlos langer und schmutziger Straßen. — Den freundlichern Anblick mancher amerikanischen Landstädte werde ich an einem anderen Orte Gelegenheit finden zu erwähnen.

Als die Holländer im Anfange des 17. Jahrhunderts New-York unter dem Namen New-Amsterdam gründeten, siedelten sie sich zuerst auf der südlichen Spitze der Insel Manhattan an. Noch jetzt sieht man dort im Plane der Stadt die Spuren des alten Anbaus. Es gibt in diesem Theile mehrere kurze, krumme und enge Straßen. Einige Straßen laufen in schiefer Richtung aufeinander. In der Nähe der Ufer ziehen sich nach Norden und Nord-

often zu beiden Seiten lange Straßen hin und entfernen sich von der südlichen Spitze an wie die Schenkel eines Dreiecks, und zwar in etwas eingeknickten Linien. In dieses Dreieck senkt sich wie ein unregelmäßiger Keil die größere, nördlich liegende Häusermasse, wo die Straßen sich rechtwinklig durchschneiden. Weit hinaus ist dort der Plan der Stadt nach einer sich immer wiederholenden Schablone abgesteckt, wo auch nur einzelne Häuser, Anfänge längerer Häuserreihen und elende Hütten stehen. In den besser gebauten Theilen hat New-York bei allen seinen Mängeln eine großstädtische Physiognomie, indeß würden wir doch in Deutschland keine Stadt auftreiben, die auch nur bei dem Viertel der Einwohner einen so flachen Eindruck zurückließe. Es wäre verkehrt, die ausdrucksvollen oder majestätischen Bauwerke und Monumente unserer alten Städte hier zu suchen, aber es scheint auch der Geist zu fehlen, wodurch dieselben entstanden, denn die Bauart springt von den schmucklosen Formen des nackten Bedürfnisses gleich zu einem kleinlichen und geschmacklosen Luxus über, welcher nicht im Entferntesten die Formen versteht, die er nachahmen will. An manchen älteren Gebäuden kann man sehen, daß die europäischen Originale früher ungleich besser verstanden wurden als jetzt, ohne daß der geringste Ersatz von Originalität hinzugekommen wäre.

Als ich aus Italien nach Deutschland zurückkehrte fiel mir der Mangel an Harmonie, Schönheit und Gediegenheit an den deutschen Gebäuden auf, besonders die Willkür, die Inconsequenz und eitle Vermischung der Style an manchen neuern Bauwerken; wenn ich mich aber in Amerika unserer großen deutschen Städte erinnere, so kommen mir deren Gebäude bis in die neueste Zeit als solide Kunstwerke vor. — Aber hiermit ist freilich noch keine deutliche Vorstellung gegeben, wie sich Geschmack oder Ungeschmack in der neuen Welt ausprägt und wie New-York mit seinen vielen Straßen und Tausenden von Menschen so verschiedener Farben und Racen eigentlich aussieht. Um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, verspare ich den Versuch das zu schildern auf einen anderen Artikel.

B.



Aus Virginien.

Am Walkers-Creek in Westvirginien, Wood-County, den 18. November 1852.

Sie wünschen von mir Auskunft über die Beschaffenheit des Landes von Westvirginien; ich gebe sie Ihnen so gut es in meinen Kräften steht.

Wir Farmer in den Wäldern verstehen uns besser auf die Führung der Axt wie der Feder, nehmen Sie daher mit meiner einfachen Beschreibung fürlieb.

Der Charakter des Landes ist ganz eigenthümlicher Art; ich habe verschiedene Gegenden Deutschlands gesehen, wüßte aber wirklich keinen genauen Vergleich mit irgend einer derselben zu machen, außer etwa mit dem Odenwalde. Sie können sich einen ungefähren Begriff davon machen, wenn Sie nach starkem Regen eine kleine abhängige Strecke weichen Lehmbodens betrachten. Durch den ablaufenden Regen entstehen kleine Rinnen, welche sich mit einander verbinden, nach und nach tiefer werden und zuletzt einen Bach bilden. So würde sich das Hügelland von Westvirginien im Großen darstellen, wenn es der Beschauer aus der Vogelperspective betrachtete, nur daß hier statt der Rinnen schnell anwachsende Bäche entstehen, die sich vereinigend im Thale zum Flusse werden. Das Land besteht aus zusammenhängenden Hügelketten. An den Ufern der Bäche dehnen sich schon schmale Striche Bottom-Landes (angeschwemmtes Land) hin. Je mehr die Wassermenge zunimmt, je weiter verbreitet sich das Bottomland.

Dieses ist nun zwar am Ende das allgemeine Bild der ganzen Erdoberfläche, allein wohl nirgends findet man dies auf eine so beschauliche Weise auf so engem Raum zusammengedrängt. Auf einer Strecke von 10 englischen Meilen kann man in der Regel Regenrinnen, Quellen, Bäche und den durch diese gebildeten Fluß finden, im Frühjahr stark genug um darauf zu flößen.

Das ganze Land war ursprünglich mit Wald bedeckt. Jede größere oder kleinere Lichtung hat erst die Axt schaffen müssen. Mit Stolz sieht der Farmer auf die mühselig gelichteten Stellen, er trägt das Bewußtsein in sich, daß seiner energischen Ausdauer selbst die große Natur sich beugen muß, wenn Laune oder Interesse ihn von Ort zu Ort forttreiben. Das Gefühl sich bald wieder eine neue Heimath gründen zu können, besonders wenn er erwachsene Kinder hat, macht es ihm leicht seine Farm, die Frucht seines Schweißes, zu verlassen, ganz entgegengesetzt von dem deutschen Ansiedler, der an seine selbstgeschaffene Wohnstätte Anhänglichkeit hat. Entbehrungen und Anstrengungen kennt ja der amerikanische Farmer nicht, im Gegentheil was wir so nennen ist ihm Bedürfniß. Dem wahren Hinterwäldler beginnt der Boden unter den Füßen zu brennen, je mehr Anbauer sich in seiner Nähe niederlassen.

Doch betreten Sie jetzt mit mir auch die Wälder, welche die Hügel bedecken; wir wollen uns Zeit nehmen und allmälig zum höchsten Rücken aufsteigen um so den Wechsel der Vegetation kennen zu lernen. Hier diese Schlucht ist der beste Platz zum Anfange, das Unterholz meist aus Dogwood, Spiec, Pawpaw, Whitchhazel 2c. bestehend, ist weggeräumt um den vielen

hier stehenden Zuckerahorn-Bäumen freie Ausdehnung zu lassen. Es sind prächtige Bäume mit den dichtesten Laubkronen vom schönsten Baumschlage; freigebig spenden sie im Frühjahre ihren Zuckersaft aus den Wunden, die mit der Axt oder dem Bohrer beigebracht werden.

Die Schlucht wird enger, gewaltige Reben breiten ihre tausend Arme aus über riesige Buchen, schlanke Hickory, schwarze und weiße Wallnußbäume rc. von deren Aesten graue Eichhörnchen einen Regen von zerbissenen Nußschalen herabsenden.

Blutroth färben sich bereits die Blätter des Gummibaumes durch den Hauch des ersten Nachtfrostes, seine Beeren sind die Leckerbissen der Fasanen. Die verschiedenen Eichenarten gewinnen, je mehr wir uns dem hochgelegenen Ausgang der Schlucht nähern, die Oberhand, der riesige Wuchs der Buche verschwindet, dagegen sehen wir die Eiche, die majestätische Königin des Waldes, stolz ihre Aeste gen Himmel strecken. Die Arten der Eiche sind sehr mannichfaltig, ich beschränke mich aber nur auf Angabe der wichtigsten für den Farmer. Der Weißeiche gehört unbedingt der erste Rang unter allen; ihr dichtes, festes und in der Jugend elastisches und zähes Holz ist dem Farmer unentbehrlich. Es liefert ihm als Schößling Reifen, wenn es älter ist, in dünne Streifen gespalten, Material zu Körben und als hoher Baum die besten Balken zum Blockhaus, Fenzriegel, Schindeln und Holz für Stellmacherarbeiten; das Laub und die Eicheln gutes Futter für sein Vieh. Als Brennholz steht es dagegen dem Hickory, dem besten Feuerholze Amerika's und dem Zuckerahorn nach. Die Schwarzeiche liefert gute Dachschindeln und wie die Rotheiche durch ihre Früchte eine gute Mast für die Schweine.

Ehe wir zu der, die Hügel liebenden Berg-Kastanieneiche hinauf steigen, müssen wir erst von den schönen, nützlichen Eschen und dem fast kleinen aber durch sein hartes feinkörniges Holz so schätzbaren Dogwood Abschied nehmen, dessen Beeren eine willkommene Speise für große und kleine Vögel sind. Auf dem durch abgefallenes Laub schlüpfrig gemachten Wege steigen wir höher hinauf, uns durch die Büsche des Rhododendron einen Weg bahnend, dessen Zweige uns zugleich einen sichern Halt bieten. Zwischen dem dickliegenden Laube sprossen gute Futterkräuter hervor, den Kühen und Pferden eine kräftige Nahrung bietend. Hier begegnen wir auch im Herbst den meisten Schweinen, die begierig nach den süßen Kastanien suchen, denn hier wo Buche und Tulpenbaum schon sehr vereinzelt stehen, gedeihet der Kastanienbaum am besten; sogar auf dem höchsten Rücken des Hügels, wo unter den Stämmen die Kastanien, die Kastanieneichen und Fichten, unter den Gesträuchen die Heidelbeere und Brommbeere vorherrschend sind. Weißeichen stehen hier einzelner und vom Hickory kommt nur der sogenannte schwarze Hickory häufig vor.

Gern möchte ich Ihnen die Mühe des Bergsteigens durch schöne Aussicht belohnen, wir sind jedoch im Urwalde und sie ist durch Bäume, nichts als Bäume beschränkt. Die Pracht der Wälderfärbung im Herbste nach dem ersten Nachtfroste ist jedoch für diesen Mangel eine kleine Entschädigung. Wir steigen daher den kürzesten Weg wieder herab, wo wir in der geschätzten Schlucht auch noch den Ginseng mit seinen rothen Beeren und seiner, von den Chinesen sehr geschätzten Wurzel neben der Serpentaria und einer andern buschigen Pflanze mit gefiederten Blättern, welche als Gegengift gegen den Biß der Kupferschlange gebraucht wird, kennen lernen. Das heimkehrende Vieh und der dumpfe Ruf des Uhu's, welcher die Ruhe suchenden Adler und Falken in ihrem Tagewerke ablöst, mahnen uns ebenfalls ein Nachtlager zu suchen. Dicht vor uns im Thale, hart an der Landstraße im Garten mit Pfirsichbäumen und Blumenbeeten liegt mein Blockhaus. Der rauchende Kamin verspricht einen behaglichen Abend.

C. G.



Aus New-York.

New-York, den 28. November 1852.

Seit wir zu Ende des October auf dem Hamburger Schiffe Abschied nahmen, welches Sie nach Deutschland brachte, hat sich vielleicht weniger hier zugetragen, als Sie vermuthen. Alles ist im hergebrachten Gange. Schiffe kommen und gehen, werden gebaut und laufen vom Stapel; Europamüde landen und werden nach einiger Zeit kleinlaut; Einwanderer werden wie Vieh nach dem Westen verladen und gegen Kopfgeld verkauft; Karren und Omnibus rasseln eintönig durch die endlosen Straßen; Gentlemen kauen Tabak und Ladies gehen Shopping (das Herumgehen in den Kaufläden) oder in die Kirche; Geschäftsmänner speculiren und machen Geld oder gelegentlich auch Bankerott; Arbeiter „schaffen“, die Kohlen werden theuer, die deutschen Wirthschaften vermehren sich täglich und Zeitungsschreiber schimpfen sich. Daneben laufen unsere Tausende von Rowdies durch die Straßen mit obligatem Mord und Todtschlag, Feuersbrünsten und dergleichen.

Allerdings haben wir nach Ihrer Abreise am 2. November die Präsidentenwahl gehabt; sie ist aber so still und unmerklich vor sich gegangen, daß selbst die Excesse der Straßenjugend nicht der Rede werth sind. Da Sie aber wieder drei tausend Meilen entfernt im civilisirten Europa wohnen, interessiren Sie vielleicht einige Einzelheiten, nach denen Sie nicht gefragt hätten, wenn Sie noch in der Hauptstadt Amerika's lebten.

Es hatte den Tag vorher geregnet, früh war es trübe und nur Mittags und in den ersten Nachmittagsstunden brachen einige Sonnenblicke durch. Von halb 4 Uhr regnete es bis in den Abend hinein.

Am Tage konnte man in der Straßenbewegung wenig Außerordentliches bemerken, indeß sah man allerdings in manchen Straßen mehr Leute als gewöhnlich gehen, auch machten sich verschiedene Trupps Rowdies bemerkbar. Eine größere Anzahl stand an den Polls (Wahlorten) in dem bekannten Costüm mit Wachsleinwandmützen und unten aufgeschlagenen Hosen, dazwischen hin und wieder Polizisten mit ihrem messingenen Stern. Außerordentliche Decorationen waren nicht zu sehen, als die schon vor Ihrer Abreise sichtbaren Fahnen und quer über die Straßen gespannten Tücher mit den Namen der Candidaten in ungeheuern Buchstaben.

Als ich kurz nach Sonnenuntergang von der Bowery in die Grandstreet bog, traf ich auf einen Poll, vor dem ein ansehnlicher Haufen Rowdies stand. Kaum war ich in ihre Nähe gekommen, als mich acht oder zehn umringten und mir einige Bündel Wahlzettel vor's Gesicht hielten, welche aber vom Regen ganz durchweicht waren. Obgleich die ganze Gesellschaft stark betrunken war, bezeigten sie sich doch so wohlgezogen, daß sie mich nach einigem Hin- und Herreden ungehindert meines Weges ziehen ließen. Einigen Bekannten von mir ist Aehnliches passirt. Als es dunkel geworden war, zündeten die Straßenjungen verschiedene Feuer an, die aber wegen des Regens nicht recht brennen wollten. Auch später Abends war nicht viel Lärm; man hörte einige Schwärmer prasseln und das Geheul der Rowdies war sehr mäßig; indeß mußte es doch einem unlängst angekommenen Deutschen so auffallen, daß er sagte: eine Kuh sei eine Nachtigall dagegen.

Alle Blätter schildern den Tag der Wahl als geräuschlos und die Volksmassen als sehr wenig animirt. Damit Sie aber auch eine amerikanische Stimme darüber vernehmen, theile ich Ihnen die betreffende Stelle der (demokratischen) „Evening Post" vom 3. November mit. Sie sagt:

„Die gestrige Wahl ging in der Stadt mit mehr Ordnung und friedfertiger vor sich als irgend eine, welche seit langer Zeit stattgefunden. In Greenwich- und Washingtonstreet kamen einige Unordnungen vor, welche durch eine kleine Anzahl Betrunkener veranlaßt wurden. Die Rechte der

Stimmgeber wurden nicht beeinträchtigt und mit Ausnahme weniger Wards (Stadtbezirke) haben wir nicht vernommen, daß irgend Jemand am Stimmen verhindert worden. In der sechsten und vierzehnten Ward wurden indeß einige Leute angefallen, und die Zettelkasten der sich gegenüberstehenden Kelly- und Walschparteien zerbrochen. In der achten Ward wurden drei Personen wegen ungesetzlichen Stimmens arretirt, in der dreizehnten Ward einer und ein anderer in der zweiten."

„Es war ein trüber und nasser Tag, so daß die Straßen mit Ausnahme der unmittelbaren Nachbarschaft der Polls wenig belebt waren. Ein Fremder möchte schwerlich bemerkt haben, daß eine wichtige Wahl vorging. Es war sehr wenig Aufregung und der allgemeine Eindruck war der eines gesicherten Erfolgs. Niemand schien sich sonderlich anzustrengen. — — Die Whigs wußten, daß sie ohne Hoffnung waren und die Demokraten hatten nicht nöthig, irgend einen Betrug zu versuchen."

Diese Stelle der „Evening Post" bezeichnet den Charakter des Tages im Ganzen richtig, nur daß sie die Geräuschlosigkeit mehr auf Rechnung der Ordnung bringt, als im Mangel an Spannkraft der Parteien und im zunehmenden politischen Indifferentismus der Volksmassen sucht. — Einige kleine Excesse sind zu wenig charakteristisch, um sie im Detail anzuführen und uns an die täglichen Excesse und Feuersbrünste in Amerika gewöhnten Leute konnten sie nicht sonderlich auffallen. Auch gegen die Deutschen hat sich die amerikanische Jugend diesmal glimpflicher benommen, als sonst bei dergleichen Gelegenheiten, indeß haben sie am Hotel Constanz Abends einige Fenster mit Koth und Steinen eingeworfen und in einigen deutschen Bierhäusern Gläser zerschlagen. Dergleichen Winke gibt man den Deutschen gelegentlich, damit sie sich an ihre Stellung in Amerika und an den Widerspruch erinnern, in welchem ihr ganzes Wesen zu dem amerikanischen Volkscharakter steht. Alles das war aber diesmal sehr gelinde im Vergleich z. B. zu der Neujahrsnacht von 1851 auf 52 und dem denkwürdigen Gemetzel, welches die Banden der Rowdies und Shortboys in Hoboken unter den Deutschen anrichteten, als diese 1851 wagten, dort ein Maifest zu feiern.

Sie wissen, wie die Deutschen vor der Wahl von den Parteien als sehr respectable „Germans" bearbeitet wurden, jetzt werden sie sich wieder bequemen müssen „damned Dutchmen" zu sein. — Doch die Menschen sind in der Welt im Ganzen das, was sie aus sich zu machen wissen, und so sind denn unsere biertrinkenden Landsleute nicht ohne Schuld an der untergeordneten Stellung, die sie in Amerika einnehmen.

Da ich der Rowdies so oft erwähnen mußte und diese vielen Tausende von Herumtreibern, Krawallern, Bummlern, Taugenichtsen und wie man sie

sonst noch nennen will, ein charakteristisches Element amerikanischer Zustände bilden, hätte ich Ihnen einen Artikel über dieselben beigefügt, wenn wir nicht bei dieser Sendung zu viel anderen Stoff gehabt. Ich muß ihn daher einem späteren Hefte vorbehalten.

Als Curiosum will ich nicht unerwähnt lassen, daß ein Frauenzimmer versuchte zu stimmen. Sie erschien in Mannskleidern am vierten Polldistrict der 19. Ward und wollte ihre Stimme abgeben. Einer der Umstehenden bestritt ihr Stimmrecht und sie weigerte sich, zu schwören. Der Inspector, dem ihr Gesicht ein wenig zu glatt für einen gesetzlichen Stimmgeber vorkam, forderte sie auf ihren Hut abzunehmen, was sie aber unter dem Vorgeben einer Erkältung verweigerte. Ein Polizist nahm sich die Freiheit, den Hut ein wenig emporzuheben, wodurch ihr Geschlecht entdeckt ward. Unter dem Gelächter der Anwesenden verließ sie den Poll.

Abends war Tamany-Hall, das bekannte Hauptquartier der Demokraten hell erleuchtet. Viele Menschen strömten aus und ein. Im Saale war eine dicht gedrängte Menge, zu der verschiedene Redner sprachen. Die Berichte, welche das siegreiche Uebergewicht der demokratischen Wahlen verkündeten, wurden mit lautem Jubel aufgenommen.

Sie wissen, daß schon vor Ihrer Abreise die Wahl des demokratischen Candidaten, des Generals Franklin Pierce zum vierzehnten Präsidenten der Vereinigten Staaten sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen ließ. Alle aus andern Städten und Gegenden einlaufenden Berichte ergeben, daß er mit ungeheuerer Majorität gewählt wird. Nur an wenigen Orten hat der Whigcandidat, General Scott, eine Majorität erlangen können. Dieses große Uebergewicht der demokratischen Wahlzettel zeigt allerdings die Schwäche der Whigs, aber keineswegs die innere Stärke der Demokraten, denn für die letzte demokratische Plattform (Programm) haben sich sehr heterogene Bestandtheile vereinigt, deren ferneres Zusammenhalten nichts weniger, als gewiß ist.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die conservativen Elemente durch ein Aggregat von Interessen gesiegt haben, welche die Politik der demokratischen Partei bestimmten. Nun sind zwar die Conservativen auch in den Whigs vertreten, aber nach Lage der Umstände konnten sie in der demokratischen Partei sich am compactesten zusammenfinden. Ich will nur einige Züge davon hervorheben, nämlich: das Zusammenhalten der nördlichen Demokraten mit den südlichen Sklavenhaltern, welche in der Demokratie den meisten Schutz für das Bestehen der Sklaverei finden. Hiermit hängt jener Theil der Bevölkerung zusammen, welcher sich von dem Geschrei über die Gefahren einer Auflösung der Union bestimmen und in unklarer Furchtsamkeit sich von dem renommistischen Tone der sklavenhaltenden Aristokraten imponiren

läßt. Wenn man die Sache aber bei Lichte besieht, so möchte sich, wenigstens jetzt, im Süden weder Einigkeit noch Energie zu einer Trennung von der Union finden. Man braucht sich nur des Hergangs der südlichen Convention zu Nashville zu erinnern, um zu sehen, daß es dem Süden an Entschlossenheit und Thatkraft fehlt, wenn es Ernst werden soll. Eine große Masse fiel der demokratischen Plattform zu, angezogen durch den bloßen Namen der Demokratie, ohne sich eines Princips oder klar erkannter Interessen bewußt zu werden. Hierzu gehört auch die Mehrzahl der stimmfähigen Deutschen.

Weit bewußter ist der Theil der Demokratie, welcher sich aus Interesse des Baumwollenhandels wegen an die Sklavenstaaten anschließt, obgleich auch Sklavenhalter unter den Whigs sind und solche Leute, deren Politik durch die Baumwolle bestimmt wird, welche überhaupt in Amerika eine Wichtigkeit hat, die man in Deutschland schwerlich ihrem ganzen Umfange nach kennt.

Ich übergehe die sogenannte Interventionsfrage, welche im Grunde practisch eine todte Frage ist, denn die Macht der Vereinigten Staaten reicht nicht hin zu irgend einer Einmischung in die europäische Politik, sowie die Union durch Lage und Ausdehnung ihres Territoriums gegen den Erfolg einer europäischen Invasion geschützt ist. Ebenso wenig möchten die Amerikaner den Willen haben, für irgend ein Princip nach Außen handelnd aufzutreten. Sollte noch irgend eine Cubaexpedition zu Stande kommen, so würde dieselbe vorzüglich im Interesse der Sklaven haltenden Staaten unternommen werden.

Von der anderen Seite liegen in der Whigpartei ebenfalls verschiedene Widersprüche und die Spaltung derselben ist bei dem Wahlkampfe stärker hervorgetreten, während die Risse in der demokratischen Partei vorläufig übertüncht wurden.

Uebrigens ließen beide Parteien ihre hervorragendsten und seit Jahren vielgefeierten Celebritäten bei der Wahl durchfallen, die Demokraten ihren Caß und die Whigs Daniel Webster. Zwar starb Daniel Webster vor der Wahl, aber Sie wissen, daß längst vorher, noch bei dessen Lebzeiten, die Candidaten der Parteien von den Staatsconventionen bezeichnet wurden.

So sind denn beide Hauptparteien der Amerikaner durch eine sich durchkreuzende Confusion unterminirt. Zwar zeigen sich Ansätze zur Bildung neuer Parteien, allein es läßt sich noch nicht beurtheilen, ob und wie weit dieselben lebensfähig und im Stande sein werden, eine Macht zu entwickeln. Das Weitere überlasse ich dem Artikel über die Parteien und habe nur dieses Wenige beigefügt, um die Mattigkeit der ganzen Wahlbewegung hervorzuheben. Wohl gehen Berichte von Festlichkeiten, Jubelgeschrei u. dgl. Seitens der bei der Wahl siegreichen Demokraten ein, aber in dem Allen spricht sich nicht jene Energie aus, welche das Gepräge einer erhabenen Stimmung trägt. Es

handelte sich nicht um große Grundsätze, nicht um gewaltige Unternehmungen, noch um irgend etwas Großes, sondern es gibt sich nur der geschraubte Ausdruck künstlich zusammengehaltener Interessen und unklarer Begriffe des Volkes kund.

Die alten Stichworte der amerikanischen Republik stumpfen sich immer mehr ab, wenn sie auch hin und wieder als hohle Phrasen auf der Oberfläche schwimmen, und die amerikanische Freiheit tritt unverhüllter nicht im Charakter politischer Größe, sondern ganz prosaisch als Gewerbefreiheit vor die Augen der Welt. Alles verflacht sich in die Breite, jeder geht nur seinem „Busineß" (Geschäft) nach und überläßt alles Allgemeine den Politikern von Profession. Diese Politiker betrachten die Politik ebenfalls als Busineß, d. h. als Geschäft, um bei unübertroffener Corruption die Staatsfonds möglichst auszubeuten. Jeder Einzelne glaubt steif und fest an seine Selbstständigkeit und gleichwohl läßt sich die Mehrzahl von den Politikern bevormunden, ohne sich um klare Begriffe zu bekümmern.

So wird denn Amerika immer untauglicher zum Stützpunkt und Sehnsuchtsland europäischer Gemüthsschwäche; gleichwohl enthält es einige gesunde Gegensätze gegen den kränkelnden und bedürfnißreichen Idealismus des jüngsten Europa's; ja es ist für unsere Zeiten eine hohe Schule der Menschenkenntniß. Ein Europäer kann allerdings gewinnen, wenn er einige Jahre auf dieser Seite des Wassers lebt. — Ich sage, er kann gewinnen, wenn er nämlich etwas Stahl in sich hat; wo nicht, so kann er auch dergestalt versanden, daß sich der ursprüngliche Grund nicht wieder erkennen läßt; er kann leicht einem Zustande verfallen, der zwischen Verwilderung und Philisterthum mitten inne schwebt. Jedenfalls empfängt jene moderne Selbstgefälligkeit, die mit so viel Mangel an Haltung als persönlicher Eitelkeit und Ueberschätzung auftritt, in Amerika, wenn sie nämlich aus Europa kommt, ihre verdiente Züchtigung.

Weit mehr als am Wahltage war am 10. November zu sehen bei Daniel Webster's Leichenfeier. Sie wissen, daß in den Vereinigten Staaten solche Feierlichkeiten nach dem Tode ausgezeichneter Männer in verschiedenen Städten in der Weise vor sich gehen, daß man einen förmlichen Leichenzug veranstaltet, wenn auch der Verstorbene in weiter Entfernung davon begraben wird und nichts im Sarge liegt. So habe ich im Sommer 1850 den Leichenzug des Präsidenten Taylor in Philadelphia und in diesem Jahre den Henry Clay's hier gesehen, wenn auch beide an anderen Orten begraben wurden.

Das Wetter begünstigte die Prozession. Es war ein heller, wenn auch kühler Herbsttag und die südliche Marmorfaçade von City-Hall leuchtete im Sonnenglanze. Drei Flaggen waren dort auf halbem Mast aufgehißt, in der Mitte eine weiße mit dem Stadtwappen, zu beiden Seiten die Flagge der

Vereinigten Staaten. Ueber denselben wehten lange Trauerbänder. Aehnliche Flaggen sah man auf mehreren anderen Gebäuden, sowie verschiedene Trauerdecorationen, schwarzer Flor und viele Reihen von schwarz und weißen Festons mit Rosetten, Schleifen u. dgl. besonders an Hotels. Sowohl in Broadway als in anderen Theilen der Stadt waren mehrere Läden geschlossen. Auch Inschriften waren an verschiedenen Gebäuden angebracht.

Der Zug setzte sich nach 1 Uhr Nachmittags in Bewegung. Zunächst Miliz in verschiedenen Abtheilungen mit einer Menge von Officieren. Hierauf folgte der ungeheure Leichenwagen mit mancherlei Verzierungen, dem Tempel der Freiheit, dem amerikanischen Adler u. dgl. Der Wagen ward von acht grauen, schwarz behangenen Pferden gezogen, welche Büsche von schwarzen und weißen Straußfedern auf den Köpfen trugen und von Stallknechten in Trauer geführt wurden. Die Lafayette-Füsiliere begleiteten den Leichenwagen als Ehrengarde.

Im Zuge des Civils erschienen der Mayor, die Aldermen und die Mayors von Brooklyn, Williamsburg, Jersey City und Newark in Wagen und einer Menge vierspänniger Omnibusse, welche mit schwarz und weißen Streifen und Rosetten decorirt waren und deren Pferde großentheils schwarz und weiße Federbüsche auf den Köpfen trugen. Zwischen diesen Wagen zogen verschiedene Corporationen zu Fuße einher, einige Feuercompagnien und andere mit Insignien und Musik, obwohl viele fehlten. Auch Abtheilungen von Leuten in Civiltracht zu Pferde befanden sich im Zuge.

Obgleich diese Scheinbestattung nicht so groß und glänzend war, als die des Präsidenten Taylor und Henry Clay's, dauerte der Zug doch ziemlich lange, bis fast um drei Uhr.

In jedem Lande haben festliche Aufzüge unter einander etwas ähnliches, so auch in den Vereinigten Staaten. Sie sind in Amerika, mit den europäischen verglichen, gewöhnlich sehr lang ausgedehnt, haben aber nicht die Präcision und zusammengehaltene Ordnung der letzteren. Der Abtheilungen sind sehr viele, aber es kommen in Europa größere und glänzendere vor. Man sieht zwar das Streben nach möglichstem Pomp, der aber nur unvollständig erreicht wird, eben weil zu viele und zu kleine Abtheilungen einherziehen. Ueberhaupt sieht man nicht sowohl das Volk als solches und in großen Massen bei diesen Zügen repräsentirt, sondern vielmehr einen langen Bandwurm von Corporationen, welche das Bestreben haben, je nach ihren Kräften sich dem Publikum zu zeigen. Im amerikanischen Volke drückt sich bei solchen Gelegenheiten der aristokratische Geist der Engländer aus, demzufolge jeder gern an den Tag legt, daß er als Mitglied irgend einer Behörde oder Körperschaft über die Menge hervorragt.

Die Haltung der zuschauenden Volksmassen bei dergleichen amerikanischen Aufzügen verdient anerkannt zu werden. Der Zug geht zwischen dichten Reihen von Menschen durch, welche aber leicht Platz machen, obwohl die Polizeimacht nur gering ist. Ganz im Gegensatz gegen die sonst in Amerika vorkommenden zahllosen Excesse fallen dergleichen nicht leicht bei solchen Aufzügen vor. In den vielen Excessen des gewöhnlichen Lebens zeigt sich jenes falsche Verständniß der Freiheit, wonach jeder glaubt, sich alles erlauben zu können; in dem guten Benehmen bei öffentlichen Aufzügen tritt aber die conventionelle Tendenz der Amerikaner hervor, wonach jeder sucht, als Gentleman zu erscheinen.

Der Geisterglaube macht immer mehr Fortschritte. Die Geistergläubigen (Spiritualists) halten jeden Dienstag Abends im westlichen Theile der 16. Straße Zusammenkünfte, welche sehr besucht sind. Die „Tribune" (vom 20. November) sagt, daß nach eingelaufenen Berichten in diesen Zusammenkünften gerade einige schreckliche oder erstaunliche Thatsachen (some startling facts) mitgetheilt und abgehandelt wurden. — Da kann es freilich an Zuhörern nicht fehlen und, wenn es den Fabrikanten von Schreckens- und Schauergeschichten in Deutschland an Stoff gebricht, so mögen sie sich nur nach Amerika wenden.

Als ich vor wenigen Tagen den Bau des Krystall-Palastes besichtigte, waren die Grundmauern aus dem Boden gestiegen, so daß man den Grundriß deutlich übersehen und der weitere Bau von Eisen und Glas darauf gesetzt werden kann. Eben so sind die Steine gelegt, auf denen in vielen Reihen die inneren Säulen stehen werden. Da man das Gebäude an der westlichen Seite des großen Reservoirs errichtet, so werden die Fremden Gelegenheit haben, von der Höhe dieser mächtigen Steinmasse eine weite Aussicht zu genießen. Zugleich können sie nicht weit südlich davon eine jener halbwilden Ansiedelungen in Augenschein nehmen, wo schmutzige Hütten confus durcheinander gebaut sind, halb in die Erde gewühlt, zuweilen mit Wänden, die noch nicht Mannshöhe erreichen, und wo sich Schweine und Ziegen sowie die barfuß laufende Nachkommenschaft der Bewohner unter Lumpen, alten Schuhen u. dgl. herumtreiben — wenn nämlich diese Hütten nicht etwa noch vor der Ausstellung weggeräumt werden.

Unsere Landsleute mögen sich aber durch diese Proletarier-Ansiedelung nicht abschrecken lassen, denn ganz in der Nähe des Krystall-Palastes entstehen nette Framehäuser, in denen wahrscheinlich alle amerikanischen Genüsse zu haben sind; auch ist binnen wenigen Wochen ein kleines, aber sauberes Hotel in der 6. Avenue zwischen der 39. und 40. Straße unter dem Namen „Crystal Hotel" aus Ziegelsteinen aufgebaut worden. Wahrscheinlich werden sich noch

andere etabliren. Ob Deutsche so unternehmend sein werden, dort auch Bierhäuser zu errichten, habe ich nicht erfahren. Uebrigens geht außer dem Omnibus eine Eisenbahn dicht vor dem Krystall-Palast vorbei, worauf Wagen von Pferden in die Stadt hineingezogen werden, so daß man leicht mitten in den großstädtischen Luxus gelangen kann. Abbildungen vom Aeußeren des im Bau begriffenen Gebäudes werden in Deutschland wahrscheinlich schon vorbereitet sein.

Vom Fortgang der Vorbereitungen zu der Ausstellung und von der Ausstellung selbst werde ich Ihnen sorgfältige Berichte senden.

Sie würden sich wundern, wenn seit Ihrer Abreise nicht irgend eine jener Tödtungen in Wholesale (im Großen) vorgekommen wäre. Es hat allerdings so etwas gegeben, aber zu wenig, um hier Beachtung zu finden, genug, um in Europa grausenhaft zu sein.

Man schrieb aus Cincinnati: Am 12. November des Nachts sprangen beide Dampfkessel des Dampfers Buckeye Belle in Beverley-Cocks, zwölf Meilen von Marietta. Funfzehn Personen wurden getödtet, verschiedene andere verwundet, darunter mehrere Damen. Ein Ingenieur ist unter den Todten, der Capitän unter den Verwundeten.

Das ganze Schiff ward in Stücke gerissen. Die Esse des einen Kessels ist zusammengestürzt und den anderen Kessel konnte man nicht auffinden. Das Unglück ward durch große, aber in Amerika sehr gewöhnliche Nachlässigkeit der Ingenieurs veranlaßt, von denen der eine zur Zeit der Explosion auf der Sicherheitsklappe stand, obgleich der Schiffszimmermann seiner Angabe nach fünf Minuten vorher darauf aufmerksam machte, daß der Dampf zu stark sei.

Da ich einmal bei Explosionen bin, will ich noch der Explosion einer Locomotive erwähnen, welche am 21. November in der Nähe von Syracuse auf der Syracuse- und Utica-Eisenbahn stattfand. Ein Frachtzug ward von zwei Locomotiven gezogen, deren eine explodirte. Die Maschine ward in tausend Stücke zertrümmert, und ein Theil davon über die zweite Schienenlinie hinüber geworfen. Der Ingenieur ward in die Luft geschleudert und fiel hundert und funfzig Schritte davon auf die Bahn nieder. Die Kleider waren ihm vom Leibe gerissen und der ganze Körper war vom Dampf schrecklich verbrüht. Er ward todt gefunden. Der Heizer ward ebenfalls in die Luft geblasen, kam aber mit dem Leben, obwohl mit schweren Brandwunden davon.

Außerdem sind in diesem Monat eine Anzahl Fälle und Unfälle vorgekommen, wodurch Menschen das Leben einbüßten oder mehr oder minder schwer verwundet wurden. Sie kennen Amerika zu gut, um nicht zu wissen, daß alles das keine Sensation macht. — Das Publicum gewöhnt sich an alles und so wie sich die Franzosen zur Zeit des Wohlfahrtsausschusses an das

Guillotiniren gewöhnt hatten, so haben sich die Amerikaner an diese Tödtungen im Großen und Einzelnen gewöhnt. Der Unterschied ist nur, daß damals alles von Revolutions wegen geschah, was hier von Busineß wegen und etwa nach Willkür geschieht.

„Und jeder spricht bei Bier und Brod:
Gott sei's gedankt, nicht wir sind todt.“

In der That ist obiges auch nur eine Kleinigkeit gegen das großartige Tödten im Juli, August und September, welches in die Hunderte ging. Bei der Katastrophe des „Henry Clay“ fingen sich zwar damals Publicum und Zeitungen etwas an zu regen, weniger wegen der Menge der Todten, sondern weil es vornehmere Leute betraf, aber es ist schon lange alles wieder still davon und die amerikanische Apathie hat die Oberhand gewonnen, denn das Menschenleben hat hier zu Lande den möglichst geringen Werth und wird vielleicht noch etwas geringer angeschlagen als in der Türkei.

Unter den verschiedenen Vorträgen, welche jetzt hier gehalten werden, ziehen die des Herrn Thackeray vom Londoner Punsch, der als Novellist bekannt ist, vorzüglich die Aufmerksamkeit des Publicums und der Presse auf sich. Im dritten Vortrag, am 26. November, sprach er über Steele und die Zeiten der Königin Anna. Ich habe diese Vorträge nicht gehört und kann Ihnen daher nichts näheres darüber mittheilen.

Endlich will ich nicht unterlassen, ein Stück echt amerikanischer Finsterniß zu erwähnen, was zu Hartford in Connecticut als einer der vielen Sonnenflecken der „Musterrepublik“ sichtbar geworden. Der dortige Magistrat verweigerte in einer Sitzung am 22. November die Concession zu theatralischen Vorstellungen, da dieselben der Moralität schädlich seien, ganz aus solchen Motiven, wie sie vor länger als hundert Jahren in Deutschland vernommen wurden und auch wohl jetzt noch in alten Predigtbüchern gelesen werden können, die, mit Messingschlössern verwahrt, auf den Simsen der Bauernstuben entlegener Dörfer bestaubt werden. — Vorausgegangen war eine Petition ehrsamer Bürger, worin gebeten ward, den guten Staat Connecticut vor dem Gift des Theaters zu bewahren. — Einige Zeitungen, darunter der New-York-Herald, haben sich gegen diese Philisterei ausgesprochen, die Leute in Hartford werden sich aber von dieser Ketzerei nicht anfechten lassen.

Von der Expedition nach Japan werden Sie das Nähere schon aus den Zeitungen erfahren haben, ebenso über Mexico, dessen Zustände, sowie die von Cuba hier viel besprochen werden. — —

B.

Aus der amerikanischen Presse.

Von der mexikanischen Grenze.

In der Sitzung der historischen Gesellschaft von New-York vom 5. October 1852 ward folgendes Schreiben des Herrn Bartlett, Chefs der Commission zur Berichtigung der mexikanischen Grenze, verlesen:

Im Lager nahe dem Presidio von San Diego*)

Bevor ich Sie verließ, versprach ich Ihnen, der historischen Gesellschaft alles mitzutheilen, was von historischem Interesse sein könnte und was ich auf meinen Wanderungen über den Continent zu erfahren im Stande sei. Es sind beinahe zwei Jahre, seit meiner Abreise von New-York verflossen, und mein Versprechen ward bisher nicht erfüllt, weil Gegenstände von antiquarischem und historischem Interesse, wie sie von früheren, den Gila hinab Reisenden erwähnt wurden, mir noch nicht vorgekommen sind. Meine Tour dehnte sich nicht über die ganze Länge des Flusses aus und unsere Ingenieure berührten ihn nur da, wo ihn die westliche Linie von New-Mexico durchschneidet. Daher kamen wir an den meisten interessanten Punkten von ferne vorüber und sahen nur einige unbedeutende Ruinen, die ich auf der Rückreise besuchen werde.

Auf meiner Reise über den Continent, von dem Golf von Mexico nach El Paso del Norte, von da durch Chihuahua und andere Theile von Sonora nach Guaguias am Golf von Californien (eine von Ausländern selten besuchte Gegend) habe ich nichts einer früheren Zeit angehörendes gesehen. Die Grenzen der erwähnten Staaten sind mit zerstörten Gebäuden bedeckt, die sonst von Mexicanern bewohnt, aber in Folge der Ueberfälle der Indianer verlassen wurden. Es finden sich entvölkerte Dörfer und Städte, in denen jedoch schöne, alte Kirchen meist wohl erhalten sind, aber nirgends zeigt sich die Spur eines früheren Geschlechts. Diese verlassenen Städte und Rancho's gewähren einen traurigen Anblick. Einige Rancho's hatten eine große Ausdehnung und trugen die Spuren von Wohlstand und Luxus. Mit Gras und Unkraut überwachsen, dienen jetzt die verfallenen Gemäuer Schlangen, Eidechsen und giftigem Gewürm zum Aufenthalt. Eulen und

---

*) Dieser Artikel ist zwar bereits im „Westland" erschienen, er war aber, bevor man davon Kenntniß hatte, für unsere Monatsschrift schon in New-York übersetzt und nach Europa zur Post gegeben. Wir haben ihn unsern Lesern um so weniger vorenthalten wollen, als nicht vorauszusetzen ist, daß alle auch das „Westland" lesen. Ueberhaupt läßt sich ein solches Zusammentreffen nicht immer vermeiden, wenn verschiedene Zeitschriften zuweilen gleichzeitig aus denselben Quellen schöpfen. Anm. d. Red.

Fledermäuse finden hier eine Herberge; selbst der hungrige Wolf scheut sich nicht, in dem verlassenen Orte seine Lagerstätte zu suchen. Einige der Kirchen sind noch im besten Stande; die Statuen der Heiligen schmücken noch immer die Nischen, und um sie wieder zu würdigen Gotteshäusern herzustellen, würde nur erforderlich sein, die Fledermäuse und Schwalben auszutreiben, die in unzählbarer Menge jetzt darin hausen. Der Wilde, der sich nicht scheut jeden Bewohner eines Dorfes zu ermorden, jedes Haus zu plündern, fühlte, wie es scheint, eine Verehrung für die Kirchen, denn selbst die Vergoldungen und Zierrathen, die seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen mußten, blieben unberührt. Diese Kirchen sind immer von ausgedehnten Baulichkeiten umgeben, die zweifelsohne von denselben Indianern oder deren Vorfahren bewohnt waren, die sie verwüstet haben. Es wird in der That allgemein angenommen, daß sie dieselben unter der Leitung der Priester selbst gebaut. Viele der erwähnten Kirchen waren Missionskirchen und dazu bestimmt, die Indianer zum Christenthum zu bekehren, häufiger aber, sie zu guten Arbeitern und geschickten Handwerkern zu machen. Daher scheint die ganze Umgebung einem großen Haushalte dienlich gewesen zu sein. Die Gebäude lagen immer in den fruchtbarsten Thälern, umgeben von großen Obstgärten mit Pfirsich-, Birnen-, Granatäpfel-, Quitten- und anderen Obstbäumen. Bewässernde Gräben, die das ganze Thal durchziehen, machen es ungemein fruchtbar und geeignet, eine große Menge Menschen zu erhalten. Die erwähnten Rancho's oder Hacienda's liegen in der Mitte schöner Thäler, und die Einwohner beschäftigten sich vorzüglich mit Viehzucht. Das verlassene Rancho Babocomori, nahe dem San Pedro, hatte einst 20,000 Stück Rindvieh und es gab kaum eines, das nicht mindestens 5000 Stück hatte, nächst Pferden und Maulthieren. Wir fanden einige Nächte Schutz vor dem Regen in diesem Rancho und trafen da mit einer Jagdgesellschaft Sonorier zusammen, die wildes Hornvieh jagen wollten; denn obgleich die früheren Bewohner, als sie ihre Wohnstätte verließen, die Heerden mit sich forttrieben, war doch eine große Nachkommenschaft von dem zahmen Hornvieh da, das sich zwischen den Bergen und an versteckten Orten von den Heerden verlaufen hatte. Wildes Rindvieh giebt es im Ueberfluß im nördlichen und mittleren Sonora; die Reisenden wissen es sich leicht zu verschaffen. Als Oberst Cooks 1847 durch dieses Land kam, erhielt er während vierzehn Tagen sein ganzes Bataillon damit; wir fanden es jedoch scheu und darum schwierig, nahe genug zum Schuß zu kommen. Ueberdies machten wir keine besonderen Anstrengungen, da wir zahme Heerden von Schafen und Rindvieh mit uns führten.

Vom Rio Grande bis zum stillen Meere trafen wir mit mehreren der verschiedenen Indianerstämme zusammen. Mit allen, selbst mit den kriegerischesten, standen wir im freundlichsten Vernehmen. Bei den kriegerischen, jetzt feindlichen Apaches, hatte ich für drei Monate mein Lager aufgeschlagen. Die Häuptlinge besuchten mich täglich, aßen an meinem Tisch und schliefen auf meinem Boden. Ich war oft mit funfzehn dieser Leute allein, in oder außerhalb meiner Wohnung. Während dieser Zeit trugen sich Ereignisse zu, welche die Indianer aufbringen und eine Ermordung der Weißen herbeiführen konnten. Es ward mitten in unserm Lager ein Apache durch einen Mexicaner getödtet und zwar in Gegenwart der Hälfte seiner Gefährten. Sie griffen zu ihren Lanzen, Bogen und Pfeilen, sammelten und rüsteten sich zum Angriff; doch nach kurzem Kapituliren veranlaßten

wir sie in das Fort zu kommen und überzeugten sie bald, daß wir nicht die Absicht hatten sie zu tödten oder ihnen Schaden zuzufügen, und daß die Tödtung ihres Gefährten nur die Folge eines Streites zwischen dem Getödteten und dem Mexicaner sei. Ich gab der Frau und den Kindern des Verstorbenen einige Decken, Kleider, Welschkorn und andere Artikel und so ward alles friedlich beigelegt.

Ich nahm auch zwei mexicanische Knaben von den Indianern zurück, die schon lange als Gefangene bei diesem Stamme gelebt hatten. Dies hätte beinahe zu Streit geführt; es ward aber ebenfalls ausgeglichen. Ich erwähne dieser Umstände, um zu beweisen, daß die Indianer, so wild und grausam sie auch sein mögen, doch immer vernünftigen Vorstellungen zugänglich sind. Die Apaches waren viele Jahre hindurch in Krieg mit den Mexicanern sowie mit allen andern Indianerstämmen verwickelt. Sie besitzen werthvolles, von den amerikanischen Niederlassungen gestohlenes Gut und sind der Schrecken aller derer, die durch ihr Land kommen. Seit wir sie verließen ist das Land von den Truppen der Vereinigten Staaten eingenommen und der Krieg hat begonnen. Eine Zeitung, die mir eben zu Gesicht kam, sagt: „Bei einem Zusammentreffen der Vereinigten Staaten Truppen und der Indianer waren die letztern sehr unverschämt, als neun der Ihrigen erschossen wurden." Die Indianer vergalten Gleiches mit Gleichem, legten sich in den Hinterhalt, erschossen mehrere Soldaten und stahlen alles den Vereinigten Staaten gehörende Hornvieh. Es macht mein Blut erstarren, wenn ich der Grausamkeiten gedenke, die von den Weißen an den Indianern verübt werden. Die Indianer rächen sich und es beginnt ein schrecklicher Vertilgungskrieg. In Chihiahua, New-Mexico, Sonora und Californien habe ich sorgfältige Nachforschungen angestellt, welches die Ursache der Plünderungen der Indianer und der Kriege zwischen ihnen und den Weißen sind. Ich erfuhr, daß die Weißen in jedem Falle der angreifende Theil waren. Selbst die Mexicaner gaben dies zu. In Californien war dies offenbar der Fall. Man kann sich keinen glücklicheren, friedliebenderen Indianerstamm denken, als den in Californien, bevor die Amerikaner das Land in Besitz nahmen; ja, so habsüchtig sind die letzteren, daß sie sich nicht mit den Goldregionen begnügen, sondern auch alles Waldland an sich reißen, durch welches allein die Eingeborenen sich hätten erhalten können. Die Amerikaner sind aber nicht willens, ihnen irgend welches Land zu lassen, das sie für sich ausbeuten können. Ich könnte manchen Bogen füllen von den Berichten der Grausamkeiten und Uebergriffe der Weißen, aber das liegt außer meinem Plan. Durch meinen Verkehr mit den schon erwähnten Indianerstämmen habe ich vollständige Wörterbücher ihrer Sprachen erlangt. Die meinigen sind dieselben, welche unser verstorbener Freund, Mr. Gallatin, zusammengestellt hat, jedoch durch vierzig Wörter bereichert, wodurch sie nun im Ganzen auf zweihundert angewachsen sind. Dies sind demnach die vollständigsten Wörterbücher, die je aufgezeichnet sind und werden den Philologen beim Studium der Analogie der indianischen Sprachen von großem Nutzen sein. Ich besitze nun die Wörterbücher von neunzehn verschiedenen Sprachen, die an der Westseite des Rio Grande gesprochen werden. Beinahe alle habe ich selbst niedergeschrieben und so geprüft, daß ich von ihrer Richtigkeit überzeugt bin. Auf einer unglücklichen Reise nach Sonora, wo ich Provisionen für meine am Gila zurückgebliebenen Gefährten beschaffen wollte und drei Monate am Fieber krank lag, ließ ich meine Forschungen nicht aus den Augen. Der Gouverneur

Cubillas schickte zu Tanori (ein ausgezeichneter Häuptling des Opeten-Stammes, der achtzig Meilen entfernt wohnte) und veranlaßte ihn, nach Ures zu kommen, wo ich mich aufhielt. Von ihm erhielt ich ein Wörterbuch seiner Sprache, sowie der Sprachen des Yagui- und Ceres-Stammes. Die letzteren sind die feindlichsten Indianer in Sonora und leben auf der Insel Tiburon in dem Golf von Californien und seinen angrenzenden Ufern. Ich war so glücklich, mit einem ihres Stammes zusammen zu treffen, einem intelligenten Manne, der sich in der Nähe der Stadt Hermosillo häuslich niedergelassen hat. Von ihm erhielt ich alle erwünschte Auskunft. Alle Einzelnheiten, die ich während meines kurzen Verkehrs mit den verschiedenen Stämmen bezüglich auf deren Sitten und Gebräuche in Erfahrung bringen konnte, sind sorgfältig aufgezeichnet. Die Wörterbücher werden wohl nur die Gelehrten interessiren; ich suchte daher Kenntnisse zu erlangen, die von allgemeinerem Interesse sind und uns die Sitten und Gebräuche der Indianer vor Augen führen und ihre Charakterzüge hervorheben. Ich besitze eine schöne Sammlung lebensgroßer Bilder einzelner Individuen der Hauptstämme, bei deren Wahl ich nur das Charakteristische der Züge, nicht deren Schönheit im Auge hatte. Bei allen Stämmen, die ich kenne, fand ich einen auffallenden Unterschied zwischen den Häuptlingen und ihren Untergebenen oder solchen, die weder Macht noch Reichthum besitzen. Charakteristische Züge eines Stammes können von dem Beobachter bei allen Klassen entdeckt werden, sowie wir den Engländer von dem Irländer, oder den Vornehmen von dem Handwerker unterscheiden können. Die indianischen Häuptlinge und ihre Familien sind immer schöne Exemplare ihres Stammes, gut gebaut, von regelmäßigen Zügen, vollen Gesichtern und gewöhnlich von weißerer Farbe, als die übrigen. Dies läßt sich ebenso erklären, wie der Unterschied der Vornehmeren und Untergeordneten aller Nationen, nämlich durch ihre Lebensweise. Die Indianer-Häuptlinge sind reich. Sie haben immer das Beste zur Nahrung und Kleidung. Auch ihre Hütten sind die besten; dagegen sind die gemeinen Indianer gewöhnlich halb verhungert, haben weder Hütten noch Decken und können ihren Leib nur nothdürftig bekleiden. Man sieht verkümmerte Glieder, verschrumpfte Haut, schlaffe Körper ohne Muskelkraft. Meine Portraits sind gewöhnlich die der Häuptlinge, weil diese ihrer Stellung und Intelligenz nach hervorragend sind. Viele haben entweder im Kriege oder bei Unterhandlungen eine Rolle gespielt und haben deshalb ein historisches Interesse. Ich habe auf meinen Reisen drei Classen Indianer gefunden:

1) die wilden Stämme, die wie die Apaches von der Jagd oder vom Raube leben, ohne Dörfer oder feste Wohnplätze;
2) die halb civilisirten Stämme, d. h. solche, die den Boden nach ihrer Weise bebauen, Rindvieh aufziehen, spinnen und weben wie die Pimos, Coco-Maricopas und Navijos (oder Navihoes);
3) die Stämme, die in der Nähe der Mexicaner und Californier unter den Einflüssen der Missionäre stehen und manche Gebräuche der Weißen angenommen haben. Diese Classe umfaßt gewisse Stämme in Mexico und alle, die in Californien südlich von Francisco der Küste entlang ihre Wohnsitze haben.

Nächst den schon erwähnten Portraits besitze ich eine gute Anzahl Zeichnungen, welche die Gebräuche, Sitten und Geschicklichkeiten der Indianer uns deutlich

machen, als: Abbildungen ihrer Dörfer, das Innere ihrer Hütten, religiöse Gebräuche u. s. w., ebenso besitze ich Proben ihrer Töpferwaaren, Bogen, Pfeile, Lanzen, Kleidungen, Flechtwerk, wollene Decken und eine Menge andere Gegenstände ihrer Fabrik. Da ihre Bedürfnisse nur gering sind, so ist nicht viel Abwechselung in ihren Producten: ich hoffe indeß, wenn uns kein Unfall betrifft, dem Gouvernement eine Sammlung vorzulegen, die ziemlich vollständig ist und nur wenig oder keine Kosten verursacht.

Als wir abreisten war es mein Wunsch, einige Naturkundige mitzunehmen, um die Fächer der Geologie, Mineralogie, Botanik und Zoologie zu erforschen und Sammlungen zu machen, aber der Congreß verweigerte meinem Wunsche seine Billigung und ich war genöthigt, mein möglichstes ohne seinen Beistand zu thun. Glücklicherweise fand ich bei der Organisation unserer Ausrüstung zwei Männer, die in den Fächern der Botanik und Mineralogie wohl bewandert sind. Wenn sie nicht von anderen Geschäften in Anspruch genommen waren, widmeten sie sich eifrig diesen Zweigen der Wissenschaft und haben sehr gute Sammlungen gemacht. Zoologie ist auch nicht vergessen worden, obgleich ich nicht mit den nöthigen Mitteln versehen war, die Thierproben aufzubewahren und daher nicht so viel leisten konnte als ich wünschte. Dennoch habe ich manches neue von der Classe der Reptilien aufgetrieben. Die unfruchtbaren Regionen zwischen dem Golf von Mexico und dem stillen Meere sind reich an Schlangenarten. Wir haben eine vollständige Sammlung davon, obgleich manches in der Wüste verloren ging, wo wir durch den Verlust unserer Maulthiere ihre Ladungen im Stiche lassen mußten. Gern hätte ich und andere, die wir die Ladungen sammelten, sie auf unsere Rücken gepackt, um sie nur nicht zu verlieren, aber wir waren von dem Theil unserer Gesellschaft, der die Aufsicht darüber hatte, getrennt und zweifelsohne hielt man solch scheußliche Geschöpfe, als Schlangen, Eidechsen, gehörnte Frösche, Scorpione, Taranteln u. s. w. für entbehrlicher als andere Gegenstände. Ich hoffe, es wird uns auf unserer Rückreise möglich sein, die verlorenen durch andere Exemplare zu ersetzen. Wenn wir sie nur glücklich nach El Paso bringen, so ist weiterhin keine Gefahr mehr.

Für Physik ist mehr geschehen, da sie so nahe mit den für unsere Inspectionen nöthigen Beobachtungen zusammenhängt; auch waren unsere Instrumente für diese Zwecke umfassend und von der besten Art. Die Erfolge der astronomischen und mineralogischen Beobachtungen machen denen, die sie erlangt haben, große Ehre und werden gewiß von der gelehrten Welt anerkannt werden.

Sie müssen nicht erwarten, daß ich viel über Californien im Allgemeinen oder über die Goldregion insbesondere sage, denn Sie sind genugsam über beide unterrichtet. Ich kann dem, was nach jeder Rückkehr aus diesem Lande dem lesenden Publikum vorgeführt wird, nichts mehr hinzufügen. Sie werden es seltsam finden, daß ich die Goldminen nicht besucht habe. In der Zeit, die ich zu ihrer Untersuchung bestimmt hatte, traten die großen Ueberschwemmungen ein. Die Thäler waren überfluthet und das Land für Wochen unwegsam. Als das Wasser sich wieder verlief und die Thäler zugänglich wurden, hatte ich keine Zeit für einen Ausflug, da meine Rückkehr nach San Diego nothwendig geworden war. Einige Tage blieben mir jedoch, ehe meine Gefährten sich reisefertig machen konnten und ich beschloß sie zu einer Besichtigung der selteneren Gegenstände Californiens zu

benutzen. Wichtige Geschäfte riefen mich nach Benicia, wo ich Pferde nahm, entschlossen in das Napa-Thal bis zur vulkanischen Region, nahe am Clear-See, vorzudringen. Herr Dr. Webb und Herr Thurber begleiteten mich und ihnen verdanke ich die mineralogischen und botanischen Sammlungen.

Ich hatte nur eine dunkle Vorstellung von dem Orte, den wir zu besuchen beabsichtigten. Einige Einzelnheiten erfuhr ich indeß aus zweiter Hand durch einen Herrn, der die vulkanische Region besucht hatte. Es war allgemein bekannt, daß es irgendwo einen solchen Ort, nahe am Claer-See gäbe, aber wie er zu erreichen sei, wußte Niemand. Glücklicherweise trafen wir im Napa-Thal mit einem Ansiedler zusammen, der die Lage des interessanten Bezirks genau kannte und sich erbot, uns dahin zu begleiten, um ihn selbst zu sehen. Unsere Gesellschaft bestand aus Vieren, außer dem Führer, der die Sorge für unsere Thiere übernahm. Unsere Reise ging an 70 Meilen das Napa-Thal hinauf. Dies ist eine der am besten zum Ackerbau tauglichen Gegenden Californiens, eine ebene Fläche der ganzen Länge nach. Die Breite des Thales beträgt 50 Meilen aufwärts beinahe 4 Meilen, bis die Bergketten, die es von beiden Seiten einschließen, sie bis auf 1 Meile verringern. Der Napa-Fluß ist für kleine Schiffe oder Dampfboote 20 Meilen lang fahrbar, bis zur Stadt Napa, von wo er bedeutend abnimmt, aber doch noch seinen Weg das Thal hinauf verfolgt. Das schöne Land ist mit gigantischen Eichen bewachsen, die einzeln stehend, zuweilen in Gruppen oder Linien, wie von Menschenhand gepflanzt sind. Kein Lichten, kein Baumfällen ist hier nöthig, um das Land zum Anbau geschickt zu machen. Ein großer Theil desselben wird jetzt bebaut und hat ungeheure Ernten geliefert. Viele der Ansiedler sind Jäger aus Missouri, die vor 12 oder 15 Jahren ihren Weg hierher fanden und, von der Schönheit des Ortes angezogen, sich mit Californierinnen verheiratheten und permanente Ansiedler wurden. Sie erstanden damals große Landstrecken. Durch den Handel mit denselben und den Ertrag der Ernten haben sie großes Vermögen erworben. Sie behandelten uns mit viel Güte und gaben die gewünschte Auskunft über den Gegenstand meiner Forschungen. Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Anekdote mitzutheilen, die beweist, wie alte Gebräuche trotz der Wohlhabenheit der Familien sich bei ihnen erhalten haben. Vor einigen Monaten verheirathete sich einer ihrer Söhne und die Nachbarn im Umkreis von 12 bis 15 Meilen waren bei dieser Gelegenheit eingeladen. Nachdem die Trauung vorüber war und die Gäste ein köstliches Mahl eingenommen hatten, ward ein Geiger herbeigeholt und die ganze Gesellschaft vereinigte sich zum Tanz. Alles ging nach Wunsch. Einige der eingeladenen Fremden, Herren von San Francisco, waren von der hinterwäldlerischen Gastfreundschaft entzückt; aber endlich wurde allem die Krone aufgesetzt, als der Bräutigam seinen Hut bei den Gästen herumreichte, um Geld für den Musikanten zu sammeln.

Das Land dieses Thales ist jetzt pr. Acker 15 Dollars werth. Vor einem Jahre ward es zu 6 Dollars verkauft. Noch vor drei Jahren konnte man es für wenig oder nichts haben. Ich kann diesen herrlichen Landstrich nur mit den prächtig cultivirten Ebenen und Parks von England vergleichen, die Jahrhunderte brauchten, um ihren jetzigen Zustand zu erreichen. Am oberen Ende des Thales, zehn Meilen von jeder anderen Niederlassung entfernt, fand ich die Wohnung eines jungen Mannes von Vermont, der schon vor sieben Jahren sich hier angesiedelt hatte. Er kam mit den ersten Emigranten nach Oregon und besitzt jetzt eine große Farm und

an 500 Stück Hornvieh. Interessant war es, hier an der Grenze der Civilisation und im Herzen der Berge ein Piano und eine Büchersammlung zu finden. Zehn Meilen weiter kamen wir zu dem entferntesten Ansiedler; er ist gleichfalls ein Neu-Engländer, aber statt des Pianos und der Bücher fanden wir bei ihm Weib und Kind, ohne Zweifel noch weit interessantere Gegenstände. Hier ruhten wir während der dritten Nacht.

Unseren Wirth, Mc-Donald, mietheten wir als Führer, uns nach den „feuerspeienden Bergen“, wie er sich ausdrückte, zu bringen. Wir brachen am nächsten Morgen früh auf, da unser Weg abwechselnd über hohe Berge und durch tiefe Schluchten führte. Obgleich die Entfernung nur 16 Meilen betrug und wir zu Pferde waren, legten wir sie doch nicht vor 4 Uhr Nachmittags zurück. Es war eine äußerst mühselige Tagereise. Der letzte Theil unseres Weges führte einen steilen Abhang hinab, etwa 1500 Fuß, so daß wir unsere Pferde führen mußten. Hier trafen wir mit vier Jägern zusammen, die drei Tage früher die Ansiedlung des Mc-Donald verlassen hatten, um Bären zu jagen.

Da noch immer ein Abhang von 500 Fuß vor uns lag, um den Strom zu erreichen, in dessen Nähe wir das Ziel unserer Wanderungen finden sollten, und unser Weg überdies durch Schluchten und Abgründe führte, so beschlossen wir, uns ein Mittagsmahl zu bereiten und bis zum Morgen zu ruhen, um dann den ganzen Tag vor uns zu haben. Die Jäger konnten uns nichts als Bärenfleisch geben, erboten sich aber ein Reh für uns zu schießen. Drei von ihnen zogen zu diesem Zwecke aus und kehrten in weniger als einer Stunde jeder mit einer Rehkeule zurück. Wir hatten indeß ein prasselndes Feuer gemacht und in wenigen Minuten röstete unser Bären- und Rehfleisch vor demselben. Unser Geschirr und Kochapparat bestand aus einigen Zinnbechern und einem Kaffeekessel.

Das Fleisch ward auf folgende Weise bereitet. Zwei Fuß lange Stöckchen wurden an einem Ende zugespitzt, das Fleisch in halbhand große, zollhohe Stückchen geschnitten und dergestalt auf die Stöckchen gespießt, daß immer eine Lage Bärenfleisch mit einer Lage Rehfleisch abwechselte, wodurch das Rehfleisch, von dem Bärenfette durchzogen, einen köstlichen Wohlgeschmack erhält; die Stöckchen steckten wir in den Boden vor das Feuer und in weniger als zehn Minuten war es für die Tafel fertig. Wenn ich sage „Tafel“, so begehe ich einen Irrthum, denn wir hatten keine. Das weite Himmelsgewölbe über unseren Häuptern genügte uns und der Fußboden diente zum Lager und zur Tafel. Wir lagerten uns in der Nähe des Feuers, ein Stöckchen mit Fleisch ward vor jedem in den Boden gesteckt und mit einer Zugabe von gutem Brod, Kaffee und einem Appetit, wie man ihn in New-York nicht haben kann, hielten wir ein tüchtiges Mahl. Nachdem wir noch einige Stunden den abenteuerlichen, aufregenden Erzählungen der Jäger zugehört, wickelten wir uns in unsere wollenen Decken und schliefen bald ein. Am nächsten Morgen, nach einem Imbiß von abermals Bären- und Rehfleisch, brachen wir nach den Vulkanen auf und erreichten sie in einer Stunde. Wir fanden in den Schluchten und auf der Hügelseite nahe dem Flusse schon einen Ort, wo das Walten der Natur zu erkennen war. Zwischen Felsen und Lavastücken brachen an verschiedenen Stellen Rauch und Schwefeldampf hervor. Wir hätten Scheffel voll krystallisirten Schwefels sammeln können. Wir füllten eine Schachtel mit den schönsten Stückchen und nahmen Proben der anderen mit. Von hier gelangten wir in einer

Viertelstunde zu der großen Werkstätte der Natur. Aus dem Grunde und den Seiten eines ungeheueren Schlundes, der von dem Berge in den Strom hinabführte, brachen Strahlen kochenden Wassers und Dampfsäulen hervor, von einem Brüllen begleitet, als wenn ein Dutzend Ocean-Dampfboote auf einmal ihren Dampf durch die Dampfröhren ausströmen lassen. Mit einiger Schwierigkeit, auf Händen und Knieen kriechend, gelangten wir zu einem dichten Hain von Tannen hinab, der am Rande der Lava stand. Von hier hatten wir einen herrlichen Anblick. Zu unseren Füßen ergossen sich zwei kleine Flüsse in den Hauptstrom, der durch die Schlucht seinen Weg brach. An manchen Stellen war er nur schmal, so daß wir hinüberspringen konnten. Wir untersuchten das Wasser und fanden es klar und kalt. Einige Schritte trennten uns noch von den ersten Dampfsäulen, die nicht in einer ununterbrochenen Ausströmung, sondern in Zwischenräumen, wie bei einer Dampfmaschine, hervorbrachen. Wir hörten schon oben, noch 125 bis 150 Fuß entfernt, das Zischen des Dampfes, hier unten aber war der Lärm ungeheuer. Wir beschlossen dennoch in die Schlucht weiter hinab zu dringen, indem wir, das Flußbett verfolgend, von Fels zu Fels springend uns an den Abhängen hinabließen. Bei jedem Schritte rochen wir starke Schwefeldämpfe und als wir weiter vordrangen, hüllte uns der Dampf ganz ein und hätte uns beinahe erstickt. Ich bemerkte mehrere Felsspalten, in denen Wasser kochte, das Steine von der Größe eines Eies in beständiger Bewegung erhielt. In einigen derselben trat das Wasser zuweilen an 6 Zoll zurück und stieg dann wieder brausend empor. Derartige kochende Quellen finden sich in allen Theilen der Schlucht, oft nur vier Zoll von dem kalten Strome entfernt. Je weiter wir fortschritten, desto wärmer ward das Wasser durch Zuströmung der heißen Quellen, wodurch wir uns veranlaßt sahen, zu baden und zu ruhen, um uns für fernere Forschungen zu stärken. Wir verfolgten unseren Weg, bis nichts mehr Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigte und der Strom, im Vereine mit einem größeren, der durch die Berge fließt, in den russischen Fluß (Russian River) fällt. Dieser Strom ist sehr reißend. Als wir ihn passirten war er dreißig bis vierzig Fuß breit und drei bis vier Fuß tief.

Die Wände des Schlundes, aus dem diese Geyser, wie man diese Quellen nennen kann, Wasser und Dampf auswarfen, bestehen aus Lava oder aufgelöstem (decomposed) Gestein, besonders Granit von jeder Farbe, worunter aber das reine Weiß vorherrscht. Die weißen Flächen sind durch glänzend rothe, gelbe, braune, grüne, bleifarbene und schwarze Flecken unterbrochen. Vom Gipfel eines Hügels entdeckte ich einen anderen, dem eben beschriebenen ähnlichen Gipfel, in geringer Entfernung oberhalb, gerade am Ufer des Hauptstromes. Die anderen Herren unserer Gesellschaft besuchten diesen Berg, sowie andere weiter jenseits gelegene, welche indeß nicht so imposant waren. Ich blieb zurück und wandte einige Stunden daran, diesen höchst interessanten Ort von verschiedenen Seiten zu zeichnen, sowie das Gebirge, worin er liegt. Meine Beschreibung kann keine genügende Vorstellung davon geben, da ich vorher weder Vulkane, noch vulkanische Gegenden besuchte und auch keinen Anspruch auf geologische Kenntnisse mache. Mit Hilfe der Proben, die wir uns verschafften, und meiner Zeichnungen wird ein Gelehrter wie Professor Agassiz im Stande sein, eine wissenschaftlichere Beschreibung davon zu geben.

Bevor ich schließe, unterlasse ich nicht, einen Fund von großem historischen Interesse zu erwähnen, nämlich das Originalmanuscript der Reise des Pater Pedro

Font von Mexico nach San Francisco in den Jahren 1776—77. Dasselbe ist niemals veröffentlicht worden und eben so wenig hat man das Manuscript gekannt. Humboldt spricht davon und suchte vergebens danach. Vor einigen Jahren ließ ich es in der Stadt Mexico ohne Erfolg aufsuchen. Das Interesse daran wird noch durch eine große und genau gezeichnete Karte erhöht, die dem Manuscript beigefügt und bei einer alten californischen Familie gefunden ward. Zu meiner Unterhaltung habe ich eine Copie von beiden, von dem Reisebericht und von der Karte angefertigt. Der erstere enthält sieben und siebenzig Folioseiten. Die Route unserer Vermessungsreise von Santa Cruz bis zum Gila und von da bis zum Colorado und San Diego ist genau die des Paters Font. Die Route des Paters Garcia, welcher 1776 eine Mission unter den Yumas errichtete, war in derselben Karte verzeichnet. Diese beiden eifrigen Missionarien traten zusammen eine Reise nach Ures an. Sie trennten sich am Colorado, Fontes ging hinauf nach San Francisco, während Garcia sich im Inneren hielt, den Colorado überschritt und wiederüberschritt und das Moqui-Land erreichte. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß Garcia's Reisejournal nicht aufgefunden ward; da er aber von Ures nach Sonora reiste, so werde ich an dortige Freunde schreiben, um Nachforschungen nach diesem werthvollen Document anzustellen.

New-York-Herald 7. October 1852.

Geisterseher in New-York.

Den Lesern unseres Blattes oder der englischen Blätter ist es bekannt, welch ein Wahn in den letzten Jahren Tausende von Menschen in der Union ergriffen hat. Wir meinen den Glauben an eine Geisterwelt, deren Bewohner mit den Sterblichen verkehren. Alle bisher aufgetauchten Ideen zum Umsturz des Bestehenden sind nichts im Vergleiche mit diesem Glauben, der das Gebäude aller Religionen, aller sozialen Zustände über den Haufen, die Fürsten von ihren Thronen, die Priester von ihren geweihten Altären stürzen wird, wenn er in Zukunft mit solchen Riesenschritten sich verbreitet wie bisher. Eine ganz neue Welt will dieser Glaube der Menschheit aufschließen, alle Autoritäten in den Staub treten, die Resultate menschlicher Forschungen wie ein Kartenhaus umblasen, und der Philosophie ganz neue, noch nie betretene Bahnen eröffnen. Wohl mögen die Hohenpriester der jetzigen Gottheit ihre Donnerkeile auf die Bethörten herabschleudern, die da als willige Opfer dieses Antichristen einen neuen Glauben predigen; denn gelänge es den „Geistersehern", die Menschheit von dem Dasein ihrer Welt zu überzeugen, alle Bande des Bestehenden würden zerreißen, und Tausende in den Abgrund des Wahnsinns stürzen.

Und doch greift dieser Wahn — die Lebenden werden uns diesen Ausdruck verzeihen — mit bemerkenswerther Schnelligkeit um sich. Fast in allen Städten der Union haben sich sogenannte Cirkel gebildet, in welchen die Geister heraufbeschworen werden und durch die Personen sogenannter „Medien" (Menschen, die unter dem Einflusse einer höhern Gewalt stehen) sich vernehmbar machen. Die gelehrtesten und angesehensten Männer schenken der Sache Glauben, und wir haben unlängst erwähnt, daß sogar der Professor Agassiz ein sogenanntes „Medium" habe nach Harvard-College kommen lassen, um es zu prüfen. Das Resultat

seiner Prüfung ist noch nicht bekannt geworden. Zahlreiche Professoren an Akademien, Aerzte, Geistliche und Richter glauben an das Dasein dieser Geisterwelt und gegen fünfzig Kongreßmitglieder sollen bereits zu Geistersehern geworden sein.

Als Möglichkeit für die Existenz einer Geisterwelt geben die Geisterseher den Argumenten des menschlichen Verstandes gegenüber an, daß die Grenzen der Natur dem Menschen trotz seines Forschens noch nicht bekannt geworden seien. Die Geisterwelt sei nichts Uebernatürliches, sondern liege innerhalb der Grenzen der Natur. Nicht Alles — sagen sie — was der Mensch mit seinem Verstande nicht begreifen kann, muß deshalb nothwendig nichtig sein. Als Wahrheit für das Dasein einer solchen Welt führen sie die zahlreichen Beweise an, welche in allen Theilen der Union den Menschen geworden sind und die kein Naturforscher, kein Philosoph habe als nichtig hinstellen können.

Am vorigen Dienstag Abend begaben wir uns an den Ort, wo die Geisterseher sich zu versammeln pflegen, um sich gegenseitig und dem erstaunten Publikum (denn der Eintritt steht Jedem frei) das Resultat ihrer jüngsten Erfahrungen mitzutheilen. Der Saal war ziemlich gefüllt, und meist Alle schienen der gebildeteren Klasse anzugehören. Man sagte uns, daß die Mehrzahl der Anwesenden aus Atheisten oder, wie die Amerikaner sagen, „Infidels" bestehe. Der Saal war hell erleuchtet und statt, wie wir erwartet hatten, lauter krankhafte Gestalten, geisterhafte Gesichter vorzufinden, sahen wir glattrasirte, nüchterne Yankees, bärtige Revolutionäre und Personen jedes Alters und Geschlechtes.

Die Versammlung wurde zur Ordnung gerufen und es trat ein Mann mit grauen Haaren hervor. Aus seinem Gesichte leuchtete ein tiefer Ernst und Alle beobachteten die größte Ruhe. Sein Name war Hallock, ein hier bekannter und geachteter Arzt. Er erzählte, wie eine seiner Freundinnen vor einiger Zeit von der bekannten Miß Fox die Versicherung erhalten habe, daß ihre kleine Tochter ein Medium werden würde, d. h. daß die Geister sich derselben bedienen würden, sich den Menschen mitzutheilen. Monate seien indessen verflossen, ohne daß sich an dem Mädchen irgend ein Symptom gezeigt habe, welches auf das Eintreffen der Vorhersagung hätte schließen lassen können, und seine Freundin hatte die Sache bereits beinahe vergessen. Vor acht Tagen nun sei in der Nähe des Kindes ein sonderbares Klopfen vernehmbar gewesen. Seine Freundin wandte sich an ihn, den Arzt, und er suchte sich von der Wahrheit oder Täuschung zu überzeugen. Um zu erfahren, ob vielleicht die gewöhnliche Elektrizität das Klopfen und die übrigen Manifestationen verursache, stellte er, um die elektrische Kraft zu brechen, ein Glas auf den Tisch und ließ das Mädchen seine Hände auf dasselbe legen; aber nichts desto weniger bewegte sich der Tisch nach dem Willen des Kindes hin und her. Es war augenscheinlich, daß nicht das Mädchen durch seine gewöhnliche Kraft die Manifestationen, welche sich zeigten, hervorbringen konnte. Diese Prüfung — sagte der Doktor Hallock — habe er am vorigen Sonnabend vorgenommen.

Nach Hrn. Dr. Hallock trat Hr. Brittan, Redakteur des „Spiritual Telegraph" auf. Er ist ein Mann in den dreißiger Jahren, hat ein mystisch revolutionäres Aussehen und trägt einen Knebelbart. Er suchte zu beweisen, daß die Manifestationen nicht von einer todten Naturkraft herrühren könnten, sondern nothwendiger Weise das Produkt einer intelligenten Kraft sein müßten. So habe sich z. B. vorige Woche in Bridgeport, Connecticut, wo er wohne, ein Cirkel versammelt und

unter andern Phänomenen habe eine Guitarre, welche man mitten in das Zimmer auf den Boden gelegt, angefangen zu spielen, und zwar mit einer solchen Fertigkeit, daß anwesende Musiker erklärt hätten, es wäre nicht wohl möglich, daß ein Mensch sich solche Fingerfertigkeit auf dem Instrumente aneigne. Man habe bemerkt, wie die Saiten der Guitarre sich bewegten, ohne des Gegenstandes, der sie bewegte, inne werden zu können. Wären diese Phänomenen, meinte Hr. Brittan, das bloße Resultat einer unbewußten, todten Naturkraft, so wären sie, wenn auch noch so interessant, doch keineswegs von der hohen Bedeutung, die man ihnen jetzt zuschreiben dürfe, wo sie augenscheinlich von einer intelligenten, selbstbewußten Kraft herrührten. Geliebte, Eltern und Freunde, welche bisher oft über den Verlust der Ihrigen trostlos wären, hätten jetzt Grund zur Tröstung gefunden, in der Gewißheit des Wiedersehens. Er bemerkte noch, daß es jetzt innerhalb der Union 5000 Familien gebe, in deren respectiver Mitte sich je ein Medium befinde. Dies sei notorisch, ohne der Tausende zu gedenken, welche ihre Erfahrungen und Ueberzeugungen geheim hielten, um ihre sozialen und politischen Stellungen nicht zu gefährden. Man dürfe annehmen, daß in der Union sich eine halbe Million Personen befinden, welche Gelegenheit hatten, sich von der Wirklichkeit der Phänomenen, von der Existenz einer Geistergewalt zu überzeugen.

Nun trat ein wohlbeleibter Mann, seinem Aeußern nach ein Geistlicher, auf, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Auf dem Gesichte des Mannes drückte sich die gemüthlichste Bonhommie aus, und man sah, daß er es ehrlich meinte und an das, was er sagte, selbst glaubte. Er sei, sagte er, aus dem fernen Westen, aus Jowa, und habe sich zu Hause davon überzeugt, daß die Geistererscheinungen ein Werk des Teufels und die Geister selbst Teufel seien. Er wolle diese Behauptung begründen. Als Grund für die Möglichkeit, daß es gefallene Geister seien, führte er die Bibel an, als Grund für die Wirklichkeit seine Erfahrungen. In der Stadt, von wo er komme, habe sich ein Cirkel gebildet, und darin ein Geist sich einem seiner Freunde als der Geist seines verstorbenen Bruders zu erkennen gegeben, den jener noch am Leben wähnte. Der Geist habe solche Thatsachen angegeben, daß er kaum Ursache mehr gehabt habe, an dem Tode seines Bruders zu zweifeln. Er habe daher, sobald er nach Hause gekommen sei, nach dem Orte geschrieben, wo er seinen Bruder lebend glaubte, und von diesem die Antwort erhalten, daß er sich am Leben und gesund und wohl befinde. Der Freund sei nun ärgerlich geworden, habe bei der nächsten Zusammenkunft des Cirkels den betreffenden Lügengeist citirt, und von diesem, als er ihn zur Rede gestellt, die Antwort erhalten, daß er sich nur einen Spaß habe machen wollen. Man drang dann in die übrigen Geister, und diese gestanden endlich ein, daß sie gefallene Geister (fallen spirits) seien. Ein Geistlicher habe sich u. A. in jenem Cirkel auf einen Tisch gesetzt, und der Tisch sei mit ihm hin und her durch den Saal gefahren. Dies sei, meinte der ehrwürdige Mann aus Jowa, das erstemal, daß ein christlicher Priester auf dem Teufel geritten. Den triftigsten Grund für seine Behauptung wollte er indessen in dem Umstande finden, daß die meisten Geisterseher Atheisten seien.

Dr. Young, bekannt als alter Nationalreformer, erhielt das Wort und bekämpfte die Ansicht, daß die Geistererscheinungen ein Werk des Teufels seien; Hr. Young, ehemals Atheist, nahm ganz die Partei des Teufels. Obgleich er bisher mit vielen, so habe er doch nur mit guten Geistern Umgang gepflogen, und

wir hätten, falls die Behauptung des Herrn aus dem fernen Westen wahr sei, Ursache, selbst dem Teufel dankbar zu sein, denn der sei in solchem Falle in der That bisher sehr verleumdet worden. Wahrheit sei Wahrheit, ohne Rücksicht darauf, woher sie komme. Die Wahrheit werde nicht zur Lüge, wenn sie über den Pforten der Hölle geschrieben stehe, und die Lüge werde nicht zur Wahrheit über den Thoren des Himmels. Wenn der Teufel sich auf solche Weise den Menschen offenbare, spreche selbst der Satan wahr; denn er rufe uns durch diese Manifestation zu:

„Mensch, du bist unsterblich!“

Dr. Gray, einer der geachtetsten Homöopathen in New-York, trat dann auf. Er ist ein Mann in den mittleren Jahren mit bärtigem Gesicht und etwas schwärmerischem Blick. Er erzählte, wie ein in seiner Nachbarschaft wohnender junger Grobschmidt unlängst in fieberhafter Aufregung und mit verstörtem Aussehen und abgezehrtem Gesicht zu ihm gekommen sei und ihn um Hülfe angesprochen habe, gegen einen Geist, der ihn seit Wochen Tag und Nacht plage und ihm in seinem Zimmer und in seiner Werkstatt keine Ruhe lasse. Nachdem der Doktor sich überzeugt hatte, daß der Geist wirklich in ihm wohne, fragte er diesen, warum er den jungen Menschen plage, worauf er die Antwort erhielt, daß es zu seiner Unterhaltung geschähe. Der Doktor drang weiter in ihn, worauf er erfuhr, daß der Geist noch vor drei Wochen den Körper eines unnützen Burschen bewohnt habe und jetzt in dem Glauben stehe, daß er binnen Kurzem zur Hölle fahren müsse. Mittlerweile wollte er sich mit dem jungen Menschen amüsiren. Der Doktor suchte ihm dann die Grillen auszureden, und stellte ihm vor, daß er den armen Grobschmidt ruiniren werde, worauf der Geist das Versprechen gab, den Schmidt nicht mehr plagen zu wollen. Später indeß habe er denselben doch noch zweimal angegangen, sich mit ihm unterhalten zu dürfen, was dieser auf den Grund hin abschlug, daß der Doktor es verboten habe.

Danach wären also die Geister Wesen, mit denen sich ein vernünftiges Wort sprechen ließe, die jedoch noch ebensowohl in Vorurtheilen befangen sind und Leidenschaften besitzen, wie der Erdensohn auch. Herr Dr. Gray knüpfte nun an diese Thatsachen eine Reihe von Erklärungen und Conclusionen, die wir wegen Mangel an Raum nicht wiederholen können.

Ein Geistlicher bemerkte, daß er unter den Hunderten von Geistern, mit denen er verkehrt, noch keinen bösen Geist getroffen; und das habe wohl darin seinen Grund, daß er in der allerersten Conferenz den Geist seines Vaters citirt, und dieser ihm manche Auskunft über die Geisterwelt gegeben habe. Der Teufel erschien zwar oft im Gewande des Lichtes, aber nie im Gewande des Engels der Liebe.

Schließlich trat Herr Dr. Hallock noch einmal auf und nahm die Partei des Teufels, falls derselbe die Ursache der Erscheinungen sei; denn dann sei er nicht der so sehr verleumdete Lügenprophet, sondern besser als die Mehrzahl der „angeblichen“ Jünger der Wahrheit.

Wir verließen nun die Versammlung, die sonderbarste, der wir je beigewohnt haben. Wir fanden da Landleute, Communisten, Sozialisten und rothe Republikaner, Leute, die sich scheuen würden, zuzugestehen, daß sie an der Sache Interesse

nähmen oder gar daran glaubten. Und doch waren sie da und auf ihren Gesichtern drückte sich die verkörperte Unheimlichkeit aus.

Vorstehender Artikel der New-Yorker Allgemeinen Zeitung vom 23. Novbr. 1852 gibt nur eine sehr mäßige Vorstellung von dem in Amerika um sich greifenden Geisterunfug. Die Seherin von Prevorst ist hier längst überboten und eine Menge von Schulmädchen geben vor, mit Geistern zu verkehren.

Morde und Mordversuche in den Vereinigten Staaten.

Eine Zusammenstellung aller in dem Zeitraum von je 8 Tagen vorgekommenen Morde und Mordversuche wird eine bessere Uebersicht über den Moralitätszustand unserer Republik geben, als die getrennten Berichte über die vorzüglichsten Fälle. Es ist keine Frage, daß das brutale Verbrechen in unserer Gesellschaft zahlreicher ist, als in der altcivilisirten, der dagegen in der Raffinirtheit des Verbrechens jedenfalls noch der Vorrang gebührt.

Beginnen wir die Rundschau mit unserer Nachbarstadt Philadelphia. Das Beispiel der Anna Wheeler hat hier Nachahmung gefunden. Eine Deutsche, Marie Magdalene Messer, versuchte ihren Bräutigam zu erschießen, der ihr untreu geworden war, nachdem er sie ebenfalls verführt und noch obendrein um eine nicht unbedeutende Summe Geldes betrogen hatte. Becker, so hieß der Bräutigam, hatte 4 bis 5 Jahr lang Umgang mit dem Mädchen gehabt und ihr beständig Heirathsversprechungen gemacht.

Als er im Juli d. J. verhaftet wurde, kaufte sie ihn mit 48 Dollars wieder los; unter dem Vorwande, Einkäufe für ihren künftigen Haushalt machen zu wollen, hatte er ihr weitere 48 Dollars abgeschwindelt. Gleich darauf zog er sich aber vollständig von ihr zurück und wußte es so einzurichten, daß sie lange nicht erfahren konnte, wo er arbeitete oder wohnte. Magdalene, die auf jede Weise eine Unterredung mit ihm haben wollte, begab sich am Sonntag Abend in die Wohnung seiner Eltern, und erwartete ihn über Nacht. Vor Tagesanbruch fand er sich ein, weigerte sich aber hartnäckig, ihr seine Wohnung zu sagen, und erklärte ihr, überhaupt Nichts mehr mit ihr zu thun haben zu wollen. Als er sich darauf zum Weggehen wandte, zog sie ein Pistol hervor und feuerte es auf ihn ab. Die Kugel traf ihn hinters Ohr, zerschlug aber den Schädel nicht, sondern streifte aufwärts und drang einige Zoll lang zwischen Schädel und Kopfhaut vor. Das Mädchen wurde sogleich verhaftet, aber auch ihr treuloser Liebhaber.

Unterhalb Kaighns Point fand man die Leiche des seit den Oktoberwahlen vermißten William Götter, die unverkennbare Spuren verübter Gewaltthätigkeit an sich trug. — Ein fünfjähriges Kind starb in Folge einer in der Primärschule erhaltenen Züchtigung. — John Cüpertwaite wurde wegen Tödtung des Polizeibeamten Miller des Mordes zweiten Grades für schuldig erklärt.

In der Nähe von Washington machte ein gewisser John, gewöhnlich Jackes Long, einen mörderischen Angriff auf Rezin Pumphrey, der dessen Tod zur Folge hatte. Der Mörder entkam.

In Jefferson County, Kentucky, ward Hardin Bullock von Jesse Stout erschossen, als er eine Flagge von dessen Wohnung herunterreißen wollte.

In Troy ward ein Neger, der wegen Trunkenheit von seiner Arbeit als

Schiffslader weggewiesen wurde, als er gegen den Befehl wieder an Bord kam, von einem von der Schiffsmannschaft niedergeschlagen. Der Mörder wurde verhaftet.

In St. Ferdinands Township schoß ein gewisser Gardner einen Sklaven des Hrn. Redmann kaltblütig nieder, weil er trotz seiner Warnung mehrere Pferde auf den Weideplatz Gardner's getrieben hatte.

In New-Orleans kamen drei Morde vor. D'Angelo und Cutino geriethen miteinander in Streit, griffen sich mit Dolch und Stockdegen an, bis Cutino ein Pistol zog und d'Angelo durch das Herz schoß. — Am selben Abend ward ein unbekannter Mann von einem Italiener erstochen. — Am folgenden Tage hielt der Coroner Leichenschau über Antoine Toga, der an einer $1\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Stichwunde gestorben war, die Antoine Chafer, alias Lamonte, ihm beigebracht.

In Minnesota feuerte ein Indianer auf eine Partie Emigranten, und tödtete die Frau des einen. Dieselbe Kugel traf einen Deutschen Namens Schrader in die Backe und nahm die Spitze seiner Nase weg. Die Indianer wurden durch die Drohung, daß man ihre Entschädigungsgelder zurückhalten werde, zur Auslieferung des Mörders veranlaßt.

Dasselbe Blatt fährt in der Nummer vom 26. November in dieser Zusammenstellung fort wie folgt:

Wir beginnen wie in der vergangenen Woche unsere blutige Rundschau mit der Stadt der Bruderliebe. Am 17. November, etwa um 8 Uhr des Morgens, sah man an der Ecke der 4. und Southstr. einen alten Mann stehen, der augenscheinlich auf Jemand wartete. Bald kam auch Frau Rebecka Miller mit einem Knaben an der Hand gegangen, um sich auf den Markt zu begeben. Der alte Mann, der nachher als McCaslin oder Causland recognoscirt wurde, trat schnell von hinten auf sie los, sagte einige Worte und feuerte in unmittelbarer Nähe sein Pistol auf sie ab. Mehrere Leute aus der Nachbarschaft, durch den Schuß aufmerksam gemacht, sahen die Frau fallen, den Mörder aber in voller Hast die vierte Straße hinauf davonlaufen. Der Ruf „Mord! Mord!" verfolgte ihn jedoch und bewirkte bald seine Verhaftung, nämlich an der Gaskillstraße. Die Frau wurde nach dem Hospital gebracht und liegt so schwer darnieder, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Die Kugel war von hinten in die rechte Schulter gedrungen, und bis jetzt ist es den Aerzten nicht gelungen, dieselbe herauszuziehen. Der Mayor setzte den Mörder sofort fest. Bei seiner Durchsuchung fand man außer dem abgeschossenen Pistol noch ein zweites mit Kugeln geladenes doppelläufiges und in einem Taschentuche eine Menge Pulver und Kugeln. Was ihn zu dieser That verleitet, ist noch nicht ermittelt. Man erzählt zwar von einer Aeußerung, die er gegen einen ihn verhaftenden Polizeidiener gethan haben soll, doch hält man den Mord um so mehr für im Wahnsinn begangen, als der über fünzig Jahr alte Mann früher bereits mehrere Male als „verrückt" in das Armenkrankenhaus hat gebracht werden müssen.

In Pittsburg standen am 18. November John und Honoria Cauley unter der Anklage, die Cathbert'schen Kinder vergiftet zu haben, zum zweiten Mal vor den Schranken. Der Gerichtshof sprach sie jedoch frei und ordnete ihre sofortige Entlassung aus der Haft an. Ebenso wurde Hester Richardson in der V. St. Court von der Anklage, im vergangenen Sommer ihren Stiefsohn im Alleghany

Arsenal erschossen zu haben, freigesprochen. Sie gab zu, auf den Knaben geschossen zu haben, gab aber an, der Meinung gewesen zu sein, daß das Gewehr nicht geladen. Sie habe nur auf ihn gezielt, um ihn zu erschrecken. Ihr Mann, der Vater des Erschossenen, sagt darüber folgendes Genauere: „Der Junge warf mit einem Stein nach seiner Mutter und verwundete sie damit so heftig an der Stirn, daß sie fürchterlich blutete. Ich sagte ihr, ein solches Benehmen könne nicht länger geduldet werden und ich wolle meine Flinte nur mit Pulver laden und damit solle sie, wenn der Junge wiederkomme, auf ihn feuern und ihn dadurch in Angst bringen. So that ich auch, schüttete Pulver in den Lauf und setzte das Gewehr hinter die Thüre. Am andern Morgen kam der Fleischer und bat mich, einen Hund zu erschießen, der ihm ein Schaf zerrissen. Ich nahm darum mein Gewehr, fügte der Pulverladung noch eine Kugel bei. Da wir aber den Hund nicht fanden, setzte ich mein jetzt vollständig geladenes Gewehr wieder an seine frühere Stelle und frühstückte. Darauf ging ich fort, vergaß aber unglücklicherweise meiner Frau zu sagen, daß das Gewehr jetzt geladen. Sie konnte es demnach auch nicht wissen und ist darum außer aller Schuld.“ —

Einen Tag später, am 19., wurde wieder ein Mord in dieser Stadt begangen. Ungefähr um 8 Uhr kamen 4 Männer in eine Taverne, wo eben ein Ball anfing und geriethen bald in einen Streit mit dem Eigenthümer und warfen ihn aus seinem eignen Hause hinaus. Ein Mann, Namens Benjamin Fox kam ihm darauf zu Hülfe, sofort fielen aber alle 4 Kerle mit Stöcken über ihn her und prügelten ihn so furchtbar, daß er unter ihren Streichen seinen Geist aufgab. Glücklicherweise sind wenigstens zwei von diesen Schurken, Jackson Cupples und John Hull, verhaftet.

Ein erschreckliches Verbrechen wurde in Juviata Township, Hollidaysburg County, am 12. d. M. begangen, dem die Frau des James Shirley und ihr noch ungebornes Kind zum Opfer fielen. Die Ermordete war die zweite Frau des Shirley, der als ein roher Trunkenbold bekannt ist und seit etwa zwei Jahren mit ihm höchst unglücklich verheirathet. In der Nacht des Mordes begaben sich die 3 Kinder der frühern Frau und ein junges Dienstmädchen zur gewöhnlichen Zeit zu Bett und ließen Shirley und seine Frau allein in einem Zimmer. Um ungefähr 2 Uhr in der Nacht weckte der Vater sie auf, hieß sie aufstehen und nach Newry gehen, welches ungefähr 1½ Meile entfernt ist. Das Mädchen hatte Abends vorher ihre Schuhe im hintern Zimmer gelassen und wollte diese holen, wurde aber von Shirley daran verhindert. Durch die bereits halb geöffnete Thür sah sie jedoch Blut auf den Dielen, und ahnte wie sie später aussagte, daß Mrs. S. ermordet sei. In Newry angelangt erzählte sie, was ihr begegnet, und als darauf mehrere Personen nach Shirley's Wohnung eilten, fanden sie die Frau todt im Zimmer liegen, den Kopf fürchterlich mit einem Hammer zerschlagen und den Mann scheinbar festschlafend in seinem Bette, welches nur wenige Schritte von der Leiche stand. Er rührte sich nicht, so sehr man ihn auch rüttelte und als man ihn endlich band, ließ er es ruhig geschehen und sich ins Gefängniß abführen. Sonnabend nahm er zum ersten Male etwas Nahrung zu sich. Eine post mortem Examination ergab, daß das arme Weib nur noch etwa 8 Tage von ihrer Entbindung entfernt gewesen sei. Die Jury gab gegen Shirley, der dazu ein Farmer von ziemlicher Wohlhabenheit ist, das Verdikt: „Schuldig des Mordes seiner Ehefrau.“

Mr. Thos. Carneal, Schwiegersohn des Gouverneurs von Missouri, wurde auf folgende Weise getödtet. In der Nähe einer Plantage des Richters James in Washington County landete der Steamer Watkins, auf dem sich Carneal und James als Passagiere befanden. Carneal hatte gehört, daß James ein überaus unmenschlicher Herr gegen seine Sklaven sei, und als dieser ihn mit einigen Andern aufforderte, mit ihm zu trinken, erwiderte Carneal, daß er nicht mit einem Menschen trinke, der seine Sklaven so niederträchtig behandelte. Der Richter fühlte sich natürlich hierdurch ungemein beleidigt und ein böses Wort gab das andere.

Carneal entfernte sich, doch während die übrigen tranken, suchte ihn James auf und verlangte von ihm Genugthuung. Carneal weigerte sich aber und fragte ihn noch, ob einer seiner Söhne es rächen würde, wenn er ihm eine Mauschelle gebe. Als James erwiderte, er sei Mann genug, um sich selbst zu rächen, schlug ihm Carneal mit der Rückseite der Hand auf den Mund, dieser jedoch nahm seinen Stock und versetzte jenem damit einen so heftigen Hieb über den Kopf, daß er für den Augenblick ganz betäubt dadurch wurde. Sobald er wieder zu sich gekommen, zog er sein Bowiemesser, drang damit auf den Richter ein und brachte ihm, wie auch noch einem Herrn, der die Streitenden zu trennen suchte, mehrere Wunden bei. Als James in diesem Zustande über und über blutend nach seinem Hause kam, ergriff sein Sohn ein doppelläufiges Gewehr, lud beide Läufe mit Kugeln, nahm ein Pferd, sprengte im Gallopp auf die Stelle, wo das Boot noch anlag, sprang vom Pferde und erhob das Gewehr, um es auf Carneal abzudrücken, der auf einem Baumwollenballen saß.

Man rief ihm zu, nicht zu feuern, da Carneal unbewaffnet sei; doch er hörte nicht darauf, schoß beide Ladungen auf diesen ab und tödtete ihn dadurch augenblicklich. Carneal hinterläßt eine Wittwe, sein trauriges Ende zu beweinen, und wir werden ihr gewiß eine rege Theilnahme zollen; aber auf der andern Seite ist auch ein Sohn nicht so hart zu verdammen, der seinen mörderisch angefallenen Vater durch den Tod des Angreifers rächt.

Preßfreiheit im Süden.

Ein Privatschreiben aus Savannah in Georgia meldet uns, daß trotz der Preßfreiheit der ärgste Druck auf der Literatur im Süden laste. Der Roman „Uncle Tom's Cabin“ ist so gut, wie verboten. Ein Buchhändler hatte sich einige Hundert Exemplare dieses Buches aus New-York verschrieben; als dieselben ankamen, wurde er gezwungen, alle wieder zurückzusenden. Wenn Ihre Zeitung in englischer Sprache erschiene, so wäre es ein großes Risico, Abonnent derselben zu sein. Was thun nun die sogenannten „Demokraten“ gegen solche Verletzung der Staatsgrundgesetze? Sie sanctioniren dieselbe, sie erklären jede Agitation gegen die Sklaverei für gefährlich und sind somit auf dem besten Wege, krasse Despoten zu werden.

Janus, 12. Oct. 1852.

Leben im Süden.

Nachstehender Brief von Thomas L. Griffey, Lodlow's Grove, der den Tod des Major Norvood (Agenten für den nördlichen Zweig der Sioux-Indianer) mit-

theilt, giebt einen neuen Beleg von der Unsicherheit der gesellschaftlichen Zustände des Südens.

Ludlow's Grove, 22. Sept.

William Hawk Esq.

Ich komme so eben in Begleitung des Herrn Mc Donald von Sargeant Bluffs zurück, wo wir die Nacht von vorgestern auf gestern verbrachten, und ich eile, um Ihnen Bericht von einem schrecklichen Ereigniß zu geben, welchem wir als Zeugen mit beiwohnten.

Wir waren auf einem Ball des Herrn La Sharities; alle Einwohner des kleinen Platzes waren, mit Ausnahme von Herrn Ogure Traverse und einigen alten Frauen anwesend. Ich saß auf einem Vorbau zwischen zwei Sälen, wo ich Gelegenheit hatte, das Treiben der Gesellschaft in beiden zu beobachten. Ein lautes Gezänk in dem einen derselben erregt meine Aufmerksamkeit, und als ich hineingehe, um die Ursache desselben zu erforschen, finde ich Charles Rulo in einem heftigen Kampf mit der Frau Traverse's begriffen. Es gelang uns nach einiger Mühe, dieselben zu trennen, doch nicht eher, als bis sie ihn gefährlich verwundet hatte.

Der Streit war über den Major Norwood entstanden.

Wm. Thompson machte in dem Augenblick, als die Aufregung auf's Höchste gestiegen war, die Bemerkung gegen Major Norwood, daß er die Ursache dieses scandalösen Auftrittes sei, und daß er beabsichtige, wenn auch nicht jetzt, so doch später ihn darüber zur Rede zu stellen. Norwood zog einen Revolver und feuerte auf Thomson; die Kugel ging einem jungen Manne Namens Pierce Mier durch die Hand und drang dem Thompson in die rechte Seite. Obgleich ziemlich gefährlich verwundet, ergriff dieser sein Bowiemesser, fuhr wild auf seinen Angreifer los, und brachte demselben, ehe wir ihm die Waffe entreißen konnten, noch einige Schnitte in die Hand bei. Ich suchte Thompson so gut wie möglich zu verbinden. Obgleich er noch stark blutete, so verließ er uns doch auf dem Heimwege, lief in das Haus Traverse's hinein und kam mit einem Pistol wieder zurück, durchaus nicht Willens, sich ungerächt nach Hause zu begeben. Während ich mit Thompson beschäftigt war, gelang es Mc Donald, Norwood etwas zur Besinnung zu bringen und ihn zu bewegen, den Ort zu verlassen, indem er ihm bemerklich machte, daß sein Dortbleiben ihm unbedingt den Tod zuziehen würde. Norwood floh in das den Platz umgebende Dickicht, und ich hoffte, daß er sicher entkommen möchte. In der Zwischenzeit war Traverse's Frau nachgekommen und hatte ihrem Manne den Streit mit Rulo mitgetheilt. Ich selbst erzählte ihm den Hergang der Sache so genau wie möglich, worauf er sein Gewehr nahm und nach La Sharitie's eilte. Wir gingen indeß in unser Quartier zurück. Ungefähr zwei Stunden später schreckte uns der wiederholte Ruf: „Mord! Mord!“ auf, ich glaubte die Stimme Rulo's zu erkennen und vermuthete, daß ihn Traverse abgefaßt hatte, um ihn für den Streit mit seiner Frau zu strafen. Ich eilte sofort zu Hülfe. Es war 1 Uhr Nachts und sehr dunkel, ich fand eine Menge Menschen versammelt und sah in deren Mitte Norwood mit Thompson um den Besitz einer Büchse ringen, wovon jeder ein Ende gefaßt hatte. Ich sprang hinzu und es gelang mir, ihnen das Gewehr zu entreißen und Thompson, den ich um Gotteswillen bat, keinen Mord zu begehen, fortzuführen; er versprach mir auch Norwood Nichts zu thun und

sagte: „Der ist in guten Händen, Ogure Traverse wird's ihm schon geben!“ Da hörte ich plötzlich ein paar dumpfe Schläge und zugleich mit einem Mal das fortwährende Hülferufen Norwood's verstummen. Erstaunt lasse ich Thompson wieder fahren und eile auf den Kampfplatz zurück. Die Scene hatte sich hier verändert. Norwood lag am Boden ausgestreckt und Traverse stand, mit dem Laufe seiner Büchse in der Hand, neben demselben. Er hätte dem Unglücklichen, im wahren Sinne des Wortes, mit dem Hahn derselben den Schädel eingeschlagen. Ich habe nie einen Menschen so arg bluten sehen. An Hülfe war nicht mehr zu denken; er lebte nur noch zehn Minuten. Noch ehe die Leiche kalt war, wäre es fast unter den Franzosen zu einer Rauferei gekommen, Mc Donald und ich intervenirten und nahmen am andern Morgen mit Hülfe Thompson's ein Verzeichniß vom Nachlasse des Majors auf. Derselbe beläuft sich auf etwa 6—700 Dollars. Wir ließen den Nachlaß unter der Obhut Bersh's mit der Bestimmung, ihn nicht eher anzurühren, als bis gesetzlich darüber verfügt sei. Es sollte augenblicklich Etwas in der Sache geschehen.

Der Ihrige

Thomas L. Griffey.

Major Norwood war ein bekannter und geachteter Gouvernementsagent für die indianischen Angelegenheiten, jetzt angestellt bei der Grenz-Commission. Mag auch in seinem unklugen Benehmen am Abende seiner Ermordung für die hitzigen Südländer eine Provocation zu der schrecklichen That gelegen haben, so zeugt dieselbe doch eben so sehr von roher Barbarei und Grausamkeit, wie der fast gleichgültige Styl des obigen Berichtes einen Beweis davon liefert, daß Scenen der Art in jener Gegend nicht zu den seltenen gehören.

(New-Yorker Criminalzeitung vom 6. Nov. 1852.)

Von Utah.

Eine Reise über die Ebene. Die Stadt am Salzsee. Die Umgebung des großen Bassins. Herkunft der Mormonen. Ihre Wohnorte, Gebräuche 2c.

Stadt am großen Salzsee, den 21. Aug. 1852.

Endlich nach einer Reise von neununddreißig Tagen befanden wir uns in der Stadt am Salzsee. Wir hatten den größten Gebirgswall der Welt passirt. Wir sahen nach einander endlose unfruchtbare Thäler, ungeheure Berge von nacktem Granit, der in Verwirrung über einander gestürzt ist, fruchtbare Savannen, wo sich Büffel, Rennthier, Elenthier und Bergschaf ergehen, hohe Bergspitzen, am Fuße in Grün gekleidet und auf dem Haupte leuchtende Kronen von Schnee tragend. Und nun befinden wir uns unter der befremdendsten Secte unserer Tage, eine Secte, die der Unwissenheit, dem Laster und dem Aberglauben entsprang, und eine Bevölkerung von mehr als 30,000 Köpfen in dieser Gegend sammelte. Sie hat ihre Missionäre in jedem Lande, in Europa, in Asien, in Egypten, in Südamerika und auf allen bedeutenderen Inseln im stillen Meere. Welchem Geschicke geht sie entgegen? An dieser Lanze erlahmen alle Spekulationen der Philosophie.

Schwerlich kann man sich etwas Schöneres denken als die Lage dieser außergewöhnlichen Stadt und ihrer Umgebung. Sie liegt an der westlichen Abdachung

des Gebirges, welches sich vom nördlichen Ende des großen Salzsees nach Südwesten gegen die Quellen des San Joaljuin hin ausdehnt, diese von Coloradothale und dem großen Californischen Bassin schneidet und an dem östlichen Ufer des Utah-Sees hinläuft, der frisch und durchsichtig ist und seine Wasser mit dem „Great Salt Lake" vermischt. Wenn wir nach Westen schauten, zog sich ein grünumhangenes Amphitheater von Bergen, mit schneebeladenen Gipfeln um uns her und mahnte uns an die Mährchen des Ostens, und an die darin beschriebenen Wohnungen der Berggeister.

Die ganze Bauart und das Aussehen der Stadt differirt von irgend einer anderen in der Welt. Sie ist in Blocks zu zehn Acker ausgelegt und hat in rechtem Winkel laufende 60 Yards breite Straßen, Ströme eiskalten Wassers laufen in Gräben durch jede Straße. Jedes Quadrat ist wieder in Abtheilungen von $1^1/_4$ Acker getheilt und meistens Eigenthum nur Eines Mannes; darauf errichtet er sein Haus, baut sein Korn, seinen Hafer, seinen Weizen, seine Gartenfrüchte. Diese Bauart ist so malerisch und gesund wie keine andere. Der größere Theil der Häuser ist aus getrockneten Ziegeln erbaut, wenige sind aus Stämmen, Brettern oder Balken errichtet. Sie sind gewöhnlich nur einen Stock hoch, hie und da jedoch ragt ein 2 stöckiges Haus dazwischen empor. Diese größeren Gebäude sind von Brigham Young und anderen Aeltesten der Kirche bewohnt. Wiederum leben nicht Wenige, besonders neue Ankömmlinge in Zelten und Wägen, welche in den geräumigen Straßen zerstreut stehen. Ihre Umzäumungen bieten ein seltenes Gemisch. Bald bestehen sie aus gehauenen Pfählen, bald aus Pfosten, dann wieder aus Erdaufwürfen oder getrockneten Ziegeln. —

Das Tabernakel und das Rathhaus sind die zwei vorzüglichsten Anziehungsgegenstände der Stadt. Ersteres ein langes, breites und niedriges Gebäude, das 6000 Personen zu fassen vermag, ist der Tempel, darin das Volk seinen öffentlichen Religionsgebräuchen obliegt. Letzteres ist natürlich kleiner und der Rechtspflege gewidmet. Die Einwanderung ist bedeutend größer als seit dem Jahre 1850. Als ich hier ankam, waren die Straßen mit Emigranten gefüllt und Grobschmiede, Wagner, Hufschmiede, die Pferde und Ochsen beschlugen, lagen eifrig ihrem Gewerbe ob; es gibt nichts Gefährlicheres als der Marsch durch die großen Saharen Nord-Amerika's. Die Hauptmasse war bereits vorausgegangen. Eine große Anzahl hatte sich ferner auf der westlichen Route vom Bärenflußthal aufgemacht und so auf die Ehre verzichtet, die berühmte Stadt zu sehen. Es waren meist Leute aus Illinois und Missouri, welche allerdings Ursache hatten, die Feindschaft der Mormonen zu fürchten.

Man konnte wohl begreifen, warum dieses Volk weder zu den Bewohnern der alten Staaten, noch den Californiern eine warme Neigung hegt. Sie erwarten mit Zuversicht den Tag, da die Zeit der Heiden erfüllt sein wird und diese in die Hände der Heiligen fallen und dann beginnt das tausendjährige Reich.

Das Territorium ist für den Handel und die Reisenden zwischen dem Missisippithale und dem stillen Meere von hoher Bedeutung geworden. Es ist das Palmyra der neuen Zeit, und wenn es nicht Mittel gibt, sein Wachsthum aufzuhalten, wird es eine unbeschränkte Kontrolle über alles bewohnbare Land an den Rocky Mountains ausüben. Für jetzt kenne ich nur Ein Mittel und dies ist die Grün-

dung von Kolonien im Bärenfluß-Thal und den Three Parks. Diese würden eine Art Wall ringsumher bilden und der Emigration und dem Handel Schutz und Beistand angedeihen lassen.

Es wäre nutzlos, auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Religionsgebräuche einzugehen. Die Polygamie wird durchaus nicht verheimlicht. Sie leben mit ihren Weibern so öffentlich wie die Türken und würden es als eine Beleidigung ansehen, wenn man ihr Recht dazu in Frage stellte. Ich werde bis zum Frühjahre hier bleiben, um die Geschäfte unseres Hauses zu erledigen und keine Gelegenheit versäumen, Sie von den Ereignissen in Kenntniß zu setzen.

New-York Daily Times, 16. Oct. 1852

Mock-Auctionen.

Man braucht nicht lange in New-York zu sein, um von Mock-Auctionen zu hören. Wir lassen darüber folgenden Artikel der New-Yorker Criminalzeitung vom 27. August 1852 folgen:

Am hervorragendsten unter den Industrierittern sind die Mock Auctioneers oder solche, die in öffentlicher Auction, mit frecher Stirn und mit jedem Anschein von Reellität, messingene Uhren, galvanisch vergoldet, für echt goldene verkaufen. Die Tagesblätter haben so häufig die Kunstgriffe dieser Schurken illustrirt, daß das Publikum fast von selbigen übersättigt ist. Während wir daher die Einzelnheiten dieser Betrügereien übergehen, wollen wir auf den Ursprung derselben kommen und ihr Verhältniß den Behörden gegenüber zu schildern versuchen.

Zu Anfang der dreißiger Jahre wurden die ersten Mockauctionen in dieser Stadt etablirt. Die Waaren, welche dort verkauft wurden, bestanden größtentheils in durch Brand oder Seewasser beschädigten Manufakturen, Eisenwaaren, Spirituosen, Cigarren ꝛc., deren Schäden von den Auctionairs geschickt verborgen waren und die für gut und unbeschädigt verkauft wurden. Den Betrug fand man natürlich bald aus und obgleich die Gründung dieses Erwerbszweiges eine große Anzahl solcher Geschäfte ins Leben gerufen hatte, so stellte sich der Betrug doch so deutlich heraus und wurde von der Presse mit solcher Strenge behandelt, daß ein Laden nach dem andern geschlossen wurde und während mehrerer Jahre dieser Zweig des Geschäftes ganz brach lag. Seitdem hat er sich jedoch ein wenig erholt und wir finden jetzt wiederum einige Dutzend dieser Betrugshöhlen, in welchen der verdachtlose Fremde schlechte Waaren für gute einkauft und sehr selten sein Geld zurückerhält.

Während der Zweig des Mockauctionsgeschäfts so darnieder lag, sannen die Auctionaire auf andere Mittel, ihren Verdienst zu heben. Es war nothwendig, daß sie ein Verfahren erdachten, welches weniger Verdacht erregend war und weniger leicht enthüllt werden konnte. Pretiosen boten, bei dem großen Hang der unteren Klassen des amerikanischen Volkes für Schmucksachen, das beste Feld dar, und während mehrerer Jahre ersetzten böhmisches Glas und Krystall, hübsch in Gold gefaßt, die Manufacturen und gingen reißend ab. Aber auch dieses Feld wurde bald ausgebeutet, zumal der niedrige Preis nachgemachter französischer Diamanten es in den Bereich eines Jeden stellte, sich mit Edelsteinen zu überladen. Der in 1838 von Professor Jacoby in Petersburg erfundene Prozeß der Galvanoplastik eröffnete endlich einen großartigen Wirkungskreis, indem er die Herstellung der galvanisch vergoldeten Uhren ermöglichte. Diese Erfindung wirkte elektrisirend

auf die betrügerischen Auctionairs. Die Läden wurden wieder eröffnet, die schönsten Sachen feilgeboten und da sie mit größter Vorsicht vergoldet waren, die Methode auch noch wenig bekannt war, so währte das Geschäft mehrere Monate, ohne zu einer Entdeckung zu führen. Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Einer der Auctionaire*) wurde vor den Magistrat gebracht unter der Beschuldigung, Geld durch falsche Vorspiegelungen erhoben zu haben. Man fragt ihn nach seinem Namen und nach etwas langem Besinnen sagt er „Peter Funk". Es war nicht sein wahrer Name, aber er diente dem Zweck. Der Inhaftirte wurde als der Gründer der Mockauctionen angesehen, sein Name verbreitete sich über ganz Amerika und der Name Peter Funk wurde eine Bezeichnung für Betrüger aller Klassen. Der „Funk"orden war also gestiftet und schwerlich wird er jemals aufgehoben werden. Selten hat ein Name eine so große criminalistische Bedeutung erhalten.

Sehr wenige unserer Leser haben wohl einen richtigen Begriff von der Größe der Betrügereien, welche durch die Peter Funk der Stadt New-York ausgeführt werden. Wir wollen daher einen oberflächlichen Anschlag machen, welcher ganz sicher den Brutto-Belauf nicht übersteigt. Nehmen wir die Zahl von vierzig Mockauctionen an, deren jede sechs Locktauben, hangers on und show-men hat, welche 10 Dollars in der Woche verdienen, so beträgt dies 2,400 Dollars wöchentlich. Rechnen wir nun einen Auctionair auf jeden und zwei Eigenthümer und Leiter des Ganzen, die wenigstens 20 Dollars per Woche erhalten, so haben wir abermals eine Summe von 2400 Dollars. Hierzu kommt die Miethe des Geschäftslokals, welche wir auf 12 Dollars per Woche veranschlagen, also 480 Dollars, endlich an kleineren Ausgaben 5 Dollars die Woche, oder 200, wodurch eine Totalsumme von 5480 Dollars per Woche entsteht, welche aufgebracht werden muß, bevor von einem Vortheil, der für die Gefahr eines solchen Geschäftes entschädigt, die Rede sein kann. Nach unserer Rechnung liefert die Bevölkerung also eine jährliche Contribution von 300,000 Dollars, um diese Betrügerbande zu unterhalten. Die Angaben sind jedoch, wie schon gesagt, kleiner gestellt, als sie in der Wirklichkeit sind. Der wirkliche Betrag dürfte eine halbe Million übersteigen.

Der Betrug wird mit so großer Frechheit betrieben, daß der mit den Gesetzen des Staates Unvertraute erstaunt fragt, weshalb die Behörden nicht einschreiten und dem Unwesen ein Ende machen. Unsere Antwort ist, daß jede willkürliche Verfahrungsweise gegen die Mockauctionairs ungesetzlich ist und daß die Legislatur keinen Weg bis jetzt hat finden können, ein Gesetz zu erlassen, welches das beschriebene Auctionssystem unterdrücken würde. Alle Versuche, ein solches Gesetz zu erlassen, sind bis jetzt verunglückt; es hat sich immer ein Loch gefunden, durch welches die Betrüger entschlüpften, aller Scharfsinn der Gesetzgeber fand noch kein Mittel dagegen. Da ein gesetzliches Verfahren gegen die Mockauctionaire also nicht angewandt werden kann, so ist jede Belästigung derselben eine eigenmächtige, ja ungesetzliche. Falls ein Magistrat es wagen sollte, mit seinen Satelliten den Versuch zu machen, ein Mockauctionsgeschäft gewaltsam zu schließen, so würden die Peter Funk ein Recht haben, die Richter eben so gewaltsam an die Luft zu setzen und überdies eine Civilklage wegen Störung ihres Geschäfts anhängig zu machen. Es ist die Furcht vor diesen Folgen, welche die Behörden abhält, ernste Maßregeln

*) Er lebt jetzt noch und ist Vorsteher eines sehr bedeutenden reellen Auctionsgeschäftes.

zur Unterdrückung dieser Auctionen zu ergreifen, aber sind die Folgen der Art, daß sie wirklich als Entschuldigung der Unthätigkeit dienen können? Gewiß nicht. Ein energischer Bürgermeister würde in zwei Stunden sämmtliche Mockauctionsgeschäfte schließen und die Civilklage ruhig abwarten. Jede Jury würde die gute Absicht, welche seiner zwar ungesetzlichen Handlung zum Grunde lag, anerkennen und der gewandteste Anwalt für die Peter Funk würde ihnen höchstens einen Schadenersatz von sechs Cents verschaffen. Es bedarf nur der kräftigen, uneigennützigen Handlung, um das ganze betrügerische Gebäude mit einem Schlage zu zertrümmern. Ein Beamter, der für das Volk und im Interesse des Volkes handelt, den wird es auch nicht verlassen, sondern ihn aufrecht zu halten suchen.

Nachstehend fügen wir ein Beispiel der Betrügereien in Mockauctionen bei:

Peter Funk und Compagnie in Nöthen! Eine bedeutende Aufregung entstand gestern unter den Funks der Stadt New-York, indem zwei Mitglieder dieses achtbaren Ordens, Namens Malburn und Smith, unter folgenden Umständen arretirt wurden.

Ein gewisser Moses A. Dow von Boston ging durch Chathamstreet und wurde hier auf das „going, going, gone" (zum ersten, zum zweiten, zum letzten) aufmerksam gemacht, das aus einem Mockauctionslokal schallte. Neugierde veranlaßte ihn, in den Laden zu treten, wo Malburn den Auctionator spielte. Er sah, wie eine hübsche Uhr zur Versteigerung ausgeboten wurde und erstand dieselbe für 20 Dollars. Er wurde nun hinter den Ladentisch geführt, um seine Rechnung zu berichtigen. Da trat ein Mann hinzu, besichtigte die Uhr ganz genau und erklärte, sie sei von Messing und gab dem Käufer den Rath, sie gegen eine andere auszutauschen. Malburn bemerkte, er habe die Uhr nicht für golden verkauft, besitze aber mehrere schöne goldene, von denen er Dow eine geben wolle, wenn dieser 30 Dollars in den Kauf zahle. Letzterer acceptirte das Anerbieten, und als er das Geld bezahlt hatte, empfing er seine Uhr. Während dieselbe in ein Gehäuse gelegt wurde, bemerkte Jemand, Dow würde vielleicht eine englische Uhr vorziehen, und Malburn zeigte ihm schnell eine solche, die er ihm um den Preis von 150 Dollars abzulassen anbot. Ein Anderer sagte zu ihm, er möchte diese Uhr selbst gern kaufen und wenn Dow dieselbe für ihn kaufen wolle, würde er ihm das Geld mit guten Interessen wieder zurückbezahlen. Dow antwortete, er kenne ihn ja nicht, aber der Auctionator erklärte sogleich und verpfändete sein Wort, er wolle für denselben gut stehen, und wenn der Gentleman die Uhr nicht nehme, würde er, Malburn, es selbst thun. Durch diese Beweisgründe hingerissen, bezahlte Dow noch 100 Dollars auf seinen vorigen Handel und nahm die gepriesene Patentuhr dafür in Empfang.

Als Dow mit seinem unbekannten Freunde den Laden verlassen hatte, wollte ihn dieser überreden, in ein anderes Auctionsgeschäft zu gehen, um dort die Uhr verkaufen zu lassen. Dow verweigerte dies und wollte in Malburn's Lokal zurückkehren. Der gute Freund holte ihn aber schnell ein und brachte ihn wirklich unter dem Versprechen, daß er sein Geld bekommen sollte, in einen andern Mockauctionsladen, welcher von dem jetzt gleichfalls verhafteten Smith gehalten wurde. Hier wurde Dow von einem „Gentleman" angesprochen, der ihn ersuchte, ihn die Uhr sehen zu lassen. Kaum hatte dieser die Uhr in der Hand, so übergab er sie dem Auctionator, der sie sogleich zur Versteigerung brachte. Dow remonstrirte, man hörte ihn jedoch nicht an, und als mehrere Gebote gethan waren, wurde ihm er-

öffnet, daß er die Uhr nicht zurückerhalte, wenn er nicht 17 Dollars und 50 Cents Commissionsgebühren zahle. Er zahlte auch dies noch, ging zu Malburn zurück und verlangte von diesem sein Geld. Dieser lachte jedoch und warf ihn zur Thür hinaus. Dow ging darauf zu einem Juwelier und erfuhr, daß die Uhr keine 60 Dollars werth sei. Nun brachte er seine Klage bei Gericht vor, was zur Verhaftung der beiden genannten Peter Funk führte.

N.-Y. Demokrat 28. Oct. 1852.

Gerichtsscene in Arkansas.

Aus einer biographischen Skizze über Archibald Yell von Arkansas entnehmen wir die folgende Schilderung.

Archibald Yell hatte zum ersten Male seinen Sitz als Richter eingenommen. Der erste Prozeß auf der Registrande ward aufgerufen und der Kläger stand in Bereitschaft. Es war ein Rechtsstreit, der sich bereits fünf Jahre hingezogen hatte. Der Advokat, General Snoot, erhob sich im Namen des Angeklagten und sprach in hochfahrendem Tone:

„Unser Zeuge ist abwesend und ich verlange daher, daß die Verhandlung bis zum nächsten Gerichtstermin ausgesetzt werde.“

„Lassen Sie das Affidavit (die eidliche Aussage) zu den Akten nehmen, denn nur erst dann kann ich dem Antrage auf Vertagung Statt geben,“ erwiderte der Richter gelassen.

„Zweifeln Sie etwa an der Wahrheit meiner Worte?“ rief General Snoot in gereiztem Tone und erhob unwillkürlich seinen großen Degenstock.

„Keineswegs,“ entgegnete der Richter mit dem freundlichsten Lächeln, „allein das Gesetz erheischt, daß die Gründe, welche eine Vertagung veranlassen, zu den Akten genommen werden und der Gerichtshof hat weder die Macht, noch die Lust, das Gesetz zu annihiliren.“

Des Richters ruhiges und geschäftsmäßiges Benehmen diente nur dazu, die Wuth des Klopffechters aufzustacheln und seinen Stock heftig gegen denselben schüttelnd, rief er:

„Was immer das Gesetz erheische, ich bin ein für allemal nicht Willens, es aus dem Munde eines elenden Demagogen und feigen Lumps zu lernen.“

Richter Yell's Augen schossen Blitze, — doch faßte er sich, wendete sich ruhig zu dem Secretär und sagte:

„Herr Secretär, Sie werden in das Strafbuch eine Geldbuße von 50 Dollars für General Snoot wegen grober Mißachtung des Gerichts eintragen und für schleunige Eintreibung derselben sorgen.“

Kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als General Snoot, blaß wie eine Leiche, und alle Züge von Wuth verzerrt, mit geschwungenem Stocke gegen ihn heranstürzte.

Aller Blicke hefteten sich auf das Gesicht des Richters. Jeder war gespannt, wie er den wilden Anfall des furchtbaren Raufboldes aufnehmen würde.... Doch war nicht die geringste Veränderung an ihm zu bemerken. Seine Wangen wurden weder roth, noch weiß, kein Nerv schien sich zu regen; sein ruhiges Auge maß den heranbringenden Gegner mit demselben Gleichmuthe, womit ein Chemiker die Wirksamkeit eines neuen Präparates beobachtet. Er saß vollkommen ruhig, ein kleines eisernes Spazierstöckchen zwischen den Fingern der rechten Hand balancirend.

Snoot sprang auf die Platform und zielte einen furchtbaren Hieb mit seinem enormen Degenstock gerade auf den Kopf seines Gegners. Bei diesem Streiche bebten hundert Herzen und mehr als ein Dutzend Stimmen schrieen laut auf, denn man erwartete nichts Anderes, als des Richters Schädel in Stücke zertrümmert zu sehen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man das kleine Eisenstäbchen mit Blitzesschnelle eine kühne Curve beschreiben und den großen Degenstock Snoot's mit lautem Geklapper zwanzig Fuß entfernt im Saale niederfallen sah. Der überraschte Raufer stieß ein Wuthgebrüll aus, wie ein verwundeter Stier, und riß sein Bowiemesser aus der Scheide, allein ehe er noch einen Ausfall damit machen konnte, beschrieb das Stöckchen noch einmal eine Wendung und das große Messer folgte dem Stock. Nun zog er einen Revolver aus der Tasche, aber ehe er nur Zeit hatte, den Hahn aufzuspannen, sank sein Arm machtlos an seiner Seite herab.

Und nun zeigte sich zum ersten Male im Aeußern Dell's eine bemerkbare Aufregung. Er stampfte mit dem Fuße auf, daß die Platform unter seinem Tritte erzitterte und rief mit Donnerstimme:

„Herr Secretär, Sie werden den Namen dieses Banditen sofort aus der Liste der Rechtsanwälte streichen. Herr Sheriff, führen Sie den Verbrecher in's Gefängniß."

Der zuletzt genannte Beamte sprang sofort herbei, dem ihm gewordenen Befehle zu genügen und es erfolgte nun eine Scene der Verwirrung, die keine Feder zu beschreiben im Stande sein würde. Die Bravos und Spießgesellen Snoot's drängten sich heran, den Sheriff in der Ausübung seines Amtes zu hindern, während viele Bürger demselben beisprangen, um das Ansehen des Gerichtshofes aufrecht zu erhalten. Drohungen, wildes Gebrüll, Flüche, das Klirren gekreuzter Messer, Wuth- und Schmerzensrufe mischten sich mit dem unheilvollen Knallen von Feuerwaffen und machten den Auftritt zu einer wahren Gräuelscene. Doch durch all diesen Aufruhr und all dies Toben konnte man zwei Personen als Führer in diesem Ungewitter sich hervorthun sehen. Der neue Richter gebrauchte seinen Eisenstab mit furchtbarem Effekte, auf jeden Schlag irgend einen Arm oder ein Bein zerschmetternd, obschon immer das Leben schonend. Bill Buffon, die Milde seines Freundes sich zum Muster nehmend und den Gebrauch des Messers oder der Pistole gänzlich bei Seite lassend, trampelte effektiv allen Widerstand zu Boden und brüllte bei jedem zentnerschweren Faustschlage: „Das ist die Art, Anstand und Ordnung im Gerichtshofe aufrecht zu halten."

In wenigen Minuten hatte in der That die von Archibald Dell angeführte Ordnungspartei einen completten Sieg erfochten, die Clique des Generals Snoot eine schmähliche Niederlage erlitten und der Raufbold selbst ward in's Gefängniß geschleppt.

Solcher Art war das Debut Archibald Dell's in Arkansas und von jenem Tage an wuchs seine Popularität als Mensch, als Richter, als Held und als Staatsmann in solchem Maße, daß er bald die ältesten und beliebtesten Namen in den Hintergrund zurückdrängte.

(Atlantische Blätter 31. October 1852.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Rowdies und Loafers.

New-York, 25. Januar 1852.

Ich werde hier oft versucht, mich dem fatalistischen Glauben an die Nothwendigkeit und Unendlichkeit des die Welt beherrschenden Gewaltzustandes zuzuwenden. Es vergeht nämlich kaum ein Tag, an welchem ich nicht von Mord und Todtschlag lese oder höre. In den Vereinigten Staaten, welche die Segnungen der stehenden Heere, des Bürgerkrieges und der Fusiladen nicht kennen, scheint das Volk diesen Mangel schmerzlich zu empfinden, und jeder unbefangene Beobachter ist ihm das Zeugniß schuldig, daß es sich alle Mühe giebt, die Lücke nach besten Kräften auszufüllen. Namentlich sind in den größeren Städten Verbrechen aller Art gegen Personen und Eigenthum, Straßenkämpfe mit tödtlichen Waffen, Schlägereien, rohe Angriffe auf Wehrlose und Weiber, Räubereien, Mord- und Brandstiftungen an der Tagesordnung. Wäre die Zahl und Natur der verübten Schandthaten maßgebend, so könnten London und Paris den größeren amerikanischen Städten gegenüber höchstens auf den Charakter kleiner Landstädtchen Anspruch machen.

Der Schrecken ist groß, den diese Gräuel erregen; doch giebt es Niemanden, der dagegen schützen könnte, denn während Regierung und Polizei ohnmächtig, sind die Rowdies allmächtig.

Was ist denn ein Rowdy?

Der Rowdy ist ein stets händelsüchtiger, mehr frecher als muthiger und brutaler Mensch, der sich mit Scandal, Mord und Raub abgiebt. Er arbeitet nie, aber er hat immer Geld; er macht die Straßen unsicher, aber ebenso oft zu seinem Vergnügen als um zu stehlen, er mordet und stiftet Brand, sowohl aus Rache als um des Erwerbes und Genusses willen, so daß der Begriff des Rowdy gleichbedeutend mit dem handwerksmäßigen Räuber und Mörder

geworden ist. So bildet er in jedem Gemeinwesen eine öffentliche Macht, welche die Polizei an Bedeutung überragt und weit gefürchteter ist als sie. Er ist aus den besonderen Zuständen dieses Landes hervorgegangen, aufs Engste mit ihnen verwachsen und eine weit verbreitete Species, die wieder in eine Menge von Unterabtheilungen zerfällt und wegen ihrer politischen und socialen Bedeutung wohl verdient, daß ich Sie mit ihrer Naturgeschichte bekannt mache.

Den Rowdies ähnliche und verwandte Erscheinungen zeigen sich auch in anderen civilisirten Ländern, wie dies die Lazzaroni Neapels, die Banditen Italiens und das Lumpengesindel der größeren europäischen Städte beweisen; allein nirgends treten diese Banden in ihrer Gesammterscheinung mit einer so frechen Ueberlegenheit, mit einer so rohen Ostentation und in einer so abgeschlossenen Macht auf als in den Vereinigten Staaten. Der Schulunterricht besteht hier wie drüben für die unteren Volksklassen fast gar nicht oder nur auf dem Papiere, und bleiben diese sich mehr oder weniger selbst oder dem Zufall überlassen. Drüben wird jedoch die überströmende Rohheit der Jugend durch verschiedene Präventiv-Maßregeln zurückgedrängt oder durch die eiserne Disciplin der stehenden Heere, der Fremdenlegionen, Zuchthäuser und Bagno's unterdrückt, und jeden Falls sind die gebildeteren Klassen wie durch eine Mauer von diesem Auswurf des Volkes getrennt. Hier existirt indessen wenig oder nichts von alledem, ja der Rowdyismus dringt in alle Klassen der Gesellschaft, denn er hat seine Pfleger, Förderer und Beschützer in den politischen Parteien, deren Siege, wenn auch nicht ausschließlich durch die Rowdies, doch stets mit ihrer Hülfe erfochten werden. Eben diese ihre Unentbehrlichkeit bei den politischen Kämpfen tritt hauptsächlich ihrer Vernichtung und Ausrottung hemmend in den Weg. Man sieht den abscheulichsten Missethaten durch die Finger, um sich die Stimmen und Fäuste jener Banden bei den Primärwahlen der eigenen Partei und bei den wirklichen Wahlen zu sichern, um Demonstrationen gegen die Gegenpartei hervorzurufen, deren Verhandlungen zu stören, deren Anhänger vom Stimmen abzuhalten, Stimmkasten zu zertrümmern und einzelne verhaßte Persönlichkeiten stumm oder unschädlich zu machen. Kam es im letzten December doch sogar vor, daß die New-Yorker „jung demokratischen“ Rowdies in Folge innerer Zwistigkeiten den Präsidenten der eigenen Partei Herrn Aug. Schell, als er in „Tammany-Hall“ den Vorsitz führte, derartig mißhandelten, daß er einen ganzen Tag lang todt gesagt wurde und nur mit großer Mühe gerettet werden konnte!

Ist der Sieg errungen, so lassen auch die Belohnungen nicht auf sich warten. Die Führer und thätigsten oder einflußreichsten Rowdies erhalten dann Stellen, namentlich bei der Polizei und den untergeordneten Stadt-

behörden; ja wenn das Verdienst schon ein langjähriges und bewährtes ist, so werden sie sogar zur Staats- oder National-Repräsentation gewählt, wie dies u. A. noch die letzten November-Wahlen des Staates New-York beweisen. Nach einigen Jahren hören aber diese Ruheposten auf, und es muß von Neuem agitirt und frisches Verdienst errungen werden, um zum zweiten Male Berücksichtigung und Anstellung zu finden.

In New-York bildet der „Empire Club" die Haupt-Vereinigung der demokratischen Rowdies, sein Präsident ist der bekannte und gefürchtete Jesaias Reinders. Der nicht minder bekannte Mike (Michael) Walsh, welcher Jahre lang der Chef und die Zierde dieses Clubs war, ist jüngst als Abgeordneter nach Washington gewählt worden. In neuester Zeit haben aber die „jung amerikanischen" Rowdies den Empire Club sowohl an Zahl als an Furchtbarkeit bedeutend übertroffen.

Sie werden es aus den angeführten Gründen natürlich finden, daß die Polizei nicht gern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthet und daß sie da, wo sie wirklich ein Mal dazu gezwungen wird, in der Regel nur zum Schein einschreitet. Wer von der Polizei nicht Spießgeselle der Rowdies ist, fürchtet sie. Daher trotzen sie auch auf ihre Macht, auf den Schrecken, den sie einflößen, und begehen ungestraft jedes Verbrechen. Die Richter, die Advokaten, die Geschworenen — so sagt der conservative Baltimorer Correspondent — Alle beugen sich vor dem Rowdyismus. Die Rowdies halten zusammen, Einer steht für Alle und Alle für Einen. Höchstens daß ein Rowdy zur Bezahlung einer Geldbuße verurtheilt wird, und in diesem Falle schießen seine Kameraden die Summe zusammen. Trotzdem daß der den Rowdies nicht unterwürfige Theil der Presse die exemplarische Bestrafung dieser Burschen stets dringend anempfiehlt, wagen es so wenig Jury wie Richter diese Strenge walten zu lassen, da sie in der Furcht leben, sich der Rache der Rowdies auszusetzen. Am 4. December 1852 sprach die New-Yorker Jury gegen drei derselben auf ein Mal das Schuldig aus, und als der Richter ihnen das Todesurtheil publicirte, wurde es von fast allen Journalen als ein außerordentlicher Beweis von Muth gerühmt, daß er den in dem Zuhörerraume befindlichen Rowdies mit einem ähnlichen Schicksale zu drohen wagte. In Baltimore verübten in der zweiten December-Woche 1852 die vor dem Gerichtslokale versammelten Rowdies die gröbsten Mißhandlungen gegen die heraustretende Jury, weil diese es sich herausgenommen hatte, gegen einen der überführten Rowdies das Schuldig auszusprechen.

Statt aber gegen derartige Schandthaten mit der rücksichtslosesten Energie einzuschreiten, erklären sich oft, wie z. B. neuerdings in Baltimore, die Executiv-Behörden für unfähig, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten.

Und doch ist hier unnachsichtliche Strenge das einzige Mittel, jene Banden unschädlich zu machen, die, sobald sie nur sich männlicher Entschlossenheit und guten Schußwaffen gegenüber befinden, ebenso feig und nachgiebig sind, als sie kurz vorher prahlerisch und herausfordernd waren. Die Maßregeln gegen den sog. „Astorplace riot" haben einen mehr als hinlänglichen Beweis für diese Thatsache geliefert, denn die Rowdies zerstreuten sich gar bald, als der damalige Mayor der Stadt nach zweitägigen fruchtlosen Declamationen scharf unter sie feuern ließ.

Aus welchen Bestandtheilen sind denn diese Rowdies zusammengesetzt? Die Amerikaner stellen, um diesen Schandfleck von sich abzuwälzen, sehr gern und vielfach die Behauptung auf, daß die eingewanderten Fremden das Haupt-Contingent zu diesen Banden lieferten; allein dem ist nicht so. Ich will nicht leugnen, daß gar mancher als Knabe eingewanderte Irländer und Deutsche sich als Rowdy ausgezeichnet hat; die Ehre der wilden offenen Gewaltthaten des Rowdythums gebührt aber in der Regel den eingeborenen Amerikanern. Abgesehen davon, daß eine nur flüchtige Durchsicht der Polizeiberichte der größeren Städte die Vereinigten Staaten als Heimat der Rowdies nachweist, so verlangt die Natur ihrer Operationen eine ganz genaue Kenntniß der Menschen, Zustände und Sprache des Landes, welche die meisten Eingewanderten sich nicht zu verschaffen im Stande sind. Der Rowdy geht aus allen Schichten der Gesellschaft hervor und unterscheidet sich schon durch seine verschiedenartigen Elemente wesentlich von den europäischen Wegelagerern und Mördern, die ihrer großen Mehrzahl nach den verwahrlosesten und ungebildetsten Volksklassen angehören. Die ungerathenen Söhne wohlhabender Familien, die faullenzenden Nachkommen eingewanderter Europäer, herabgekommene Geschäfts- und Handelsleute verbinden sich da mit politischen Cliquen, Raufbolden und selbst Dieben und Mördern von Profession, um ohne große Beschwerden und Gewissensscrupel „ihr Leben zu machen."

Natürlich bilden vorzugsweise die größeren Städte des Landes den Schauplatz der Thätigkeit der Rowdies. Bandenweise treiben sie hier ihr Wesen und vertheilen sich je nach Bedeutung und Anzahl in die vornehmen oder minder vornehmen und ärmeren Stadtviertel. Die gefürchtetsten sind die sog. „Killers" (Todtschläger), deren Namen schon bezeichnend genug ist und deren bestialische Rohheit wohl von keiner Hauptstadt der Welt übertroffen wird. Nicht weniger roh und gefährlich sind die „Fighter" (Fechter), die überall Händel suchen, die Vorübergehenden bei Tage und bei Nacht anfallen, zu Boden schlagen und dann berauben oder welche auch in die Wohnungen, namentlich Wirthshäuser und Läden, dringen, diese demoliren, die Bewohner zerprügeln, die vorhandenen Getränke verzehren und die brauchbaren Artikel

mitnehmen. Die „Short-b'hoys" (etwa: strammen Burschen), von boy: Junge, ein selbstgewählter Lieblings-Ausdruck (der Rowdies) bilden weniger den jugendlichen Nachwuchs jener Gesellen, wie Einzelne annehmen, sondern sind eher die Stammgarde der gefährlichsten Rowdies, denn sie schrecken selbst vor der frechsten Schandthat nicht zurück.

In New-York, welches auch in dieser Beziehung als die große Metropole der Vereinigten Staaten Vorbild und Tonangeber ist, finden die Broadway Rowdies oder b'hoys bessere Beute als die Bowery b'hoys, und letztere stehen wieder um 100 Procent höher als die five Points oder die an den Werften „arbeitenden" Rowdies. Dieser äußeren Eintheilung entspricht selbstredend auch die innere Tüchtigkeit, „smartness" (etwa Geriebenheit) und bessere Tracht. Ein Broadway b'hoy sieht daher auch mit Verachtung auf seinen Collegen von der Bowery herab, ja steht ihm feindlich gegenüber und weist ihn, wo er einmal mit ihm in Collision kommen sollte, kämpfend in seine Grenzen zurück. Straßenecken, Austernkeller und Schnapskneipen sind die Sammelplätze und Standquartiere dieser Banden.

Wenn die Rowdies die Euterbeulen, so sind die Loafers nur das Unkraut im hiesigen Volksleben. Obgleich sie zwei streng von einander gesonderte Stände bilden, so werden sie doch stets zusammen genannt und vielfach mit einander verwechselt; ja die Schurkenstreiche der Rowdies kommen in den meisten Fällen mit auf die Rechnung der Loafers. Letztere sind aber an sich ganz harmlose Individuen, die Niemanden etwas zu Leide thun. Ein Loafer, so sagt Christian Scudder von New-York, der in dieser Beziehung als vollgültige Autorität dasteht, ist ein Mensch, der vollauf Zeit hat und thut, was ihm gefällt. Loafer in seiner eigentlichen Bedeutung ist also ein Tagedieb, ein Flaneur, ein Bummler; letztere Bezeichnung, die seit dem Jahre 1848 das Bürgerrecht in der Schriftsprache erlangt hat, scheint mir die passendste zu sein. Wie es feine und rohe Bummler giebt, so giebt es auch noble und geringe Loafers, und wenn zwischen beiden ein Unterschied stattfindet, so bezieht er sich weniger auf das Wesen als auf die äußere Erscheinung. Sei der Loafer nun ein eleganter Broadway-Pflastertreter, ein sog. Blackleg (schwarzbeiniger, d. h. mit feinen schwarzen Beinkleidern) oder der schmutzige Kneipenheld in einer der Vorstädte, so bezeichnet dieser Umstand höchstens ihren Rang. Beide machen aus dem Nichtsthun ein Geschäft und wenn der Eine im Hazard des Spieles eine unerschöpfliche Hülfsquelle für seinen Luxus findet, so sucht der Andere vielleicht durch den Hazard einer Prügelei oder durch die Uebertölpelung eines „Grünen" sein Leben zu machen.

Die zahlreichste und respektabelste Sorte der Loafers sind die „Loungers" (Lungerer, Müßiggänger). Sie sind aber Amerika nicht eigenthümlich und

nur eine blasse, geschmacklose europäische Copie. Sie begegnen ihnen in jedem Eisenbahnwagen und Dampfer, in jedem Theater und Concert, in jedem Bade und Hotel. Am Vollendetsten freilich treten sie in den großen Hauptstädten auf, in London, Paris und New-York und verleihen dort der Regentstreet, den Boulevards und dem Broadway das ihnen eigene glänzende Leben. Graf d'Orsay und Brummel waren solche Prachtexemplare in Europa; hier macht man Versuche, ihnen nachzueifern, bis jetzt aber ohne Erfolg.

Eine himmelweite Kluft besteht zwischen diesen „Loungers" und den vorzugsweise sog. Loafers, dem Mittelstande der ganzen Species, wenn ich so sagen darf. Letztere treiben sich gewöhnlich in den größeren Städten des Landes herum und haben fast überall dieselbe Uniform. Sie setzen nämlich den Hut aufs rechte Ohr in den Nacken, tragen Jahr ein Jahr aus aufgekrempte, zeisiggrüne oder andere auffallende Hosen, haben stets die Hände in den Hosentaschen stecken, schmücken sich mit einer goldenen Uhrkette und einer schwarzen Atlasweste, kauen viel Tabak, speien mit einer unerreichbaren Virtuosität die braune Jauche aus und fluchen gerade nicht mit Auswahl. Es giebt keinen Scandal, bei dem sie nicht zugegen sind, kein öffentliches Ereigniß, bei dem sie nicht activ mit auftreten. Haben sie für den Augenblick keine Thätigkeit, so schaffen sie sich eine; sie fehlen bei keinem Fackelzuge und bei keiner Demonstration, sie lassen es sich nicht nehmen, berühmte ankommende Fremde zu bewillkommnen und verbinden sich zu diesem Zwecke oft mit den politischen Rowdies. So begrüßten sie den Capitain Porter, als dieser nach den der „Crescent City" in Havana widerfahrenen Beleidigungen in New-York wieder einlief, ohne seinem Rechte etwas nachgegeben zu haben. Im Park hatten sie ein paar Kanonen aufgefahren und feuerten damit nach Herzenslust. Das konnte ihnen Niemand wehren, die Abendserenade verbat sich Capitain Porter jedoch.

Den langweiligen Sonntag vertreiben sich die Loafers in den Städten gewöhnlich damit, daß sie ein Feuer anlegen und beim Löschen sich weidlich mit ihren Feinden herumprügeln. Die Feuer-Compagnien überhaupt sind die Pflanz- und Bildungsschulen für das Loaferthum, sowie etwa die politischen Parteien die Stütze der Rowdies sind. Ich bin weit entfernt, jenen ehrenwerthen und nützlichen Gesellschaften einen Vorwurf zu machen, deren Geschicklichkeit, Diensteifer und Aufopferungsfähigkeit mit Recht berühmt ist. Allein durch die Vorschrift, daß Tag und Nacht in den verschiedenen Spritzenhäusern die erforderliche Löschungsmannschaft vorhanden sein muß, sammeln sich in diesen Lokalen ganze Schaaren von Loafern. Die regulären Feuerleute haben keine Zeit, sich dort den ganzen Tag hindurch aufzuhalten und besolden

deshalb lieber diese Müßiggänger als ihre Stellvertreter. Am Aergsten ist der Feuerunfug in Philadelphia; die Loafers stecken dort nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Blocks (mehrere Häuser, die ein Viereck bilden) an, und liefern sich förmliche Schlachten. Es ist dort am Sonntag lebensgefährlich, durch gewisse Stadtviertel zu gehen.

Die „Runners" endlich sind diejenigen Loafers, welche vorzugsweise mit den Einwanderern „arbeiten." In New-York giebt es kaum ein Immigranten-Beförderungshaus, welches nicht ein oder mehrere solcher Individuen angestellt hätte. Ihre Gehalte variiren von 30 bis 150 Dollars pr. Monat, je nach Geschicklichkeit, körperlicher Kraft und Fleiß, denn ein solcher Runner bedarf großer Schlauheit und einer gehörigen physischen Stärke, um wirksam operiren zu können und das Feld zu behaupten. Seine Aufgabe besteht darin, jedes nur signalisirte Schiff mit Einwanderern schon an der Quarantaine aufzusuchen, im Kampfe mit seinen Concurrenten, sei es durch die Faust oder durch List die Oberhand zu behalten und die gemachte Beute seinem Seelenverkäufer zuzuführen, der dann das Weitere besorgt.

Ich fand schon oft Gelegenheit, mich von dem Scharfblick und der Routine dieser Menschen zu überzeugen. Kaum hatten sie das Schiff erklettert, so fanden sie auch, die Masse der neugierigen Einwanderer musternd, sofort den Einflußreichsten aus der Gesellschaft heraus und schlossen mit ihm intime Freundschaft. „Ha, guten Tag, Landsmann und Bruder, hieß es dann, willkommen im Lande der Freiheit!" und dabei wurde dann dem erstaunten Führer die Hand gedrückt und eine Umarmung nach der anderen beigebracht. „Aber woher kennst Du mich denn?" fragte der noch mißtrauische Bauer. „Ich sollte Dich nicht kennen, erwiderte der Runner, der sich sehr gut auf die verschiedenen deutschen Dialekte verstand, Du bist aus dem Würtembergischen, nicht weit von Stuttgart zu Hause; ich habe dort auch einen Vetter und bin da sehr gut bekannt." „Aber ich wohnte doch noch zehn Meilen von Stuttgart," entgegnete der Einwanderer. „Zehn Meilen! nun was sind zehn Meilen, lachte der Loafer, zehn Meilen sind hier gar nichts! Doch das verstehst Du noch nicht, Du bist noch zu grün; merke Dir indessen: wenn hinten im Westen Jemand 50 Meilen von Dir entfernt wohnt, so nenne ihn lieber „Nachbar." So rechnet und spricht man im Lande der Freiheit!" Dem guten Bauer, der daheim ein ganz gescheuter Mann war, aber hier den fremden, neuen Eindrücken sich blindlings gefangen gab, imponirten diese mit großer Superiorität gesprochenen Worte, und wenn etwas seine Hochachtung vor dem städtisch und fein gekleideten Runner noch zu vermehren vermochte, so war es dessen Aufforderung, mit ihm in dem ersten Wirthshause am Lande eine Flasche Champagner aufs Wohl der schwäbischen Heimat und des neuen

Vaterlandes zu trinken. Eine Flasche Champagner, die trinkt ja zu Hause höchstens der Gutsherr bei feierlichen Gelegenheiten! Ein Mann, der ihm einen solchen nie gekosteten Genuß anbot, mußte es gut mit ihm meinen, und glücklich und beseligt ging der Bauer in die Schlinge. Natürlich folgten ihm die anderen Einwanderer. Zuerst wurden sie aufs Passagebureau geführt, wo sie Karten für die Kanalfahrt erhielten, obgleich sie für ihre Beförderung mit der Eisenbahn bezahlten. Da somit an Jedem aus der Gesellschaft einige Dollars gewonnen wurden, so konnten auch leicht ein paar Dollars für einige Flaschen Champagner ausgegeben werden. Aber reklamirten und klagten die Bauern denn nicht? werden Sie fragen, nachdem sie statt der stipulirten Tage so und so viel Wochen auf dem Kanal herumgeschleppt waren. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich muß lachen über eine solche Frage, denn dahinten im Westen hört Alles auf, er ist der große Schlund, der Alles verschlingt und begräbt; wer erst in ihn gerathen ist, der ist besorgt und aufgehoben!

Es kommt indessen auch häufig vor, daß die Einwanderer an den Köder der Freundschaft und Landsmannschaft nicht anbeißen wollen, selbst wenn ihn die Runners noch so geschickt auswerfen. Doch diese wissen sich auch dann zu helfen. So sah ich einmal beim Landen eines Immigrantenschiffes einen solchen Loafer einer ans Ufer steigenden Mutter ihre beiden Kinder vom Arme nehmen und davon laufen. Die Frau erhob ein Zetergeschrei, ließ Kisten und Koffer stehen und lief dem Manne nach; ihr schloß sich die halbe Schiffsgesellschaft, wenigstens 100 Köpfe, ebenfalls kreischend und fluchend an. Der Runner eilte schnellen Schrittes zu dem in der Nähe liegenden Hause seines Principales und besänftigte dort den ihn herausfordernden Haufen durch die Versicherung, daß er der schwer beladenen Frau nur habe helfen wollen, denn im freien Amerika sei Galanterie gegen die Damen das höchste Gesetz für gebildete Männer. Und zur Bekräftigung seiner Worte gab er die Kinder der verdutzten Mutter zurück. Den Bauern gefiel diese Erklärung, und es war nun ein Leichtes, ihnen ein Passagebillet aufzuschwatzen, hatten sie es doch mit einem gebildeten Manne im freien Amerika zu thun!

Im Hintergrunde aber lauert für die Widerspänstigen die Gewalt, in deren Anwendung die Runner nicht gerade gewissenhaft sind. Schläge und Mißhandlungen Einzelner sind zu häufig vorkommende Erscheinungen, als daß sie noch besonderer Erwähnung verdienten. Kaum glaublich, aber es ist wahr, die Unverschämtheit jener Burschen geht so weit, daß sie ganze Schiffsladungen von Einwanderern an den Werften einsperren und ihnen so lange ihr Gepäck vorenthalten, bis sie sich bequemen, mit dem Opfer von ein paar Dollars ihre Freiheit und ein Beförderungsbillet zu erkaufen. Dieser Fall kam im letzten Jahre nicht einmal, sondern wenigstens 6 Mal vor, und, was

Ihnen das Befremdendste sein wird, die Polizei half dabei den Runnern gegen die Immigranten, waren diese doch „damned Dutchmen" und als solche vogelfrei, und durfte doch den städtischen Runnern ihr Unterhalt durch die Weigerung der Grünen nicht entzogen werden!

Trotzdem hörte ich mehr als einmal, daß die Deutsch-Amerikaner aus früherer Zeit das Loafer- und Rowdyunwesen, um es zu beschönigen, mit den Studentenstreichen der Vergangenheit verglichen. Das wenige Wahre, was in dieser Parallele liegt, mildert den Uebelstand nicht im Mindesten. Einmal ist der Vergleich keine Entschuldigung, denn auch der vormalige Studentenunfug war ein gesellschaftliches Uebel, dessen man sich in Deutschland entledigt hat. Dann aber müßten jene amerikanischen Bürger, um sich consequent zu bleiben, sich selbst mit den Philistern irgend eines deutschen Universitäts-Krähwinkels vergleichen, welche der akademischen Freiheit und ihres Geschäftes wegen sich gelegentlich mit aller Geduld eine Tracht Prügel aufladen ließen. Endlich aber weichen selbst die Vergleichungspunkte so wesentlich von einander ab, daß der oberflächlich hingeworfene Vergleich einen ganz schiefen Begriff giebt. Es ist wahr, eine große Zahl von Rowdy- und Loafer-Streichen entsteht wie die Studentenstreiche aus jugendlichem Uebermuth, aber jene sind ungleich roher, endigen mit Mord und viehischen Mißhandlungen und tragen vielmehr den Charakter der tiefsten Gemeinheit. Neben diesen aus Muthwillen entspringenden Rowdystreichen fallen viele vor, welche nichts anderes als Raub, Diebstahl und Brandstiftung der gemeinsten Sorte zum Zwecke haben, der Nothzucht gar nicht zu gedenken. In den Studentenstreichen dagegen lagen viele Züge von Geist, Witz und Laune, und war die höhere Bildung der jungen Leute, von denen sie ausgingen, allenthalben darin zu erkennen. Außerdem aber konnte der Studentenunfug nie die ungeheure Ausdehnung des Rowdyismus erreichen und weit eher mit launiger Stimmung ertragen werden. Die Züge von Witz und Humor überhaupt sind in dem amerikanischen Volke sehr dünn gesäet und die Amerikaner können in dieser Beziehung den Vergleich mit keiner fremden Nation, am Wenigsten mit den Engländern aushalten, denen sie sich so gern an die Seite stellen. Daher giebt es auch sehr wenig amerikanische Anekdoten und was dafür ausgegeben wird, ist über die Hälfte ungenießbar; ihre Carrikaturen gar sind fade Fratzen.

Endlich aber zeigten sich in den Studentenstreichen viele Züge von Muth und Ehrgefühl, wovon unter den Rowdies und Loafers nichts zu bemerken ist. Im Gegentheil sind die letzteren sehr feig und leicht in die Flucht zu schlagen, wenn nur irgendwie Ernst angewendet wird.

Aber diesen Ernst will und kann hier Niemand anwenden und darum bleibt der Unfug permanent. Fr. K.

Aus Indiana.

II.

Allen County, Indiana, im December 1852.

— — Aus meinem früheren Briefe wirst Du ersehen haben, daß man die Amerikaner des Westens, ohne ihnen zu viel zu thun, eher roh als einfach nennen kann. Alles Obst z. B. genießen sie schon im halbreifen Zustande. Im Sommer und Herbst haben daher ihre Aerzte vollauf mit Ruhren zu thun, welche Krankheiten diese Aeskulape gewöhnlich als Cholera ausposaunen, wobei sie sehr heroische Mittel anwenden. So wird wenigstens dem Namen nach diese Krankheit die westlichen Gegenden Amerika's nicht leicht wieder verlassen. Bei vielen Amerikanern hat auch das starke Tabakkauen den Geschmackssinn dergestalt abgestumpft, daß sie Sauer von Süß kaum mehr zu unterscheiden wissen. Ihre Verdauungswerkzeuge möchten daher ebenfalls sehr gefühllos sein, so daß jene Pferdekuren gewissermaßen entschuldigt werden. Aber auch Viele von ihnen, welche der üblen Gewohnheit des Tabakkauens nicht fröhnen, zeigen gleich den rohen Indianern einen wahren Abscheu vor feineren Speisen. Die Gentry oder Aristokratie der Umgegend macht hiervon keine Ausnahme. Diese Gentry vindicirt für sich allein das Recht, bisweilen im wahren Galgenschwengelkostüm umher zu laufen, während sie in treudeutscher Philisterhaftigkeit den Werth jedes fremden Mannes nach seinem Rocke, mindestens nach seinem Hute bemißt, wobei es gar nicht darauf ankommt, was unter dem Hute denkt. — Auch die Städter in der nahen Handelsstadt Wayne sind im Wesen nicht anders. Ich bin durch einen deutschen Dr. jur. verschiedentlich mit ihnen in Berührung gekommen. Dieser gewandte junge Mann hatte sich in kurzer Zeit die nöthige Kenntniß der englischen Sprache erworben und machte zur Bewunderung der Amerikaner sein Advocatur-Examen. Er hatte die Absicht, als Anwalt sein Brod zu erwerben, aber im amerikanischen Sinne war er doch nicht smart genug, denn das Smarte oder Gewandte hat hier zu Lande keine Grenzen und läuft sehr häufig auf Gemeinheit und Niederträchtigkeit hinaus. Daher giebt es auch im Westen zahllose Advocaten, welche, mit Ausnahme Weniger, zu einer Sorte von Bestien gehören, mit deren Naturgeschichte sich Bogen füllen ließen. In rücksichtsloser Hab- und Gewinnsucht finden sie wohl in keinem Theile der Erde ihres Gleichen und ihre anrüchigsten Collegen in Preußen und Sachsen können

im Vergleich zu diesen Businessteufeln nur Stümper genannt werden. — Ich weiß nicht, ob Eure Advocaten im Osten besser sind. — Kurz, jener junge Dr. jur. mußte es aufgeben, mit der Advocatur „sein Leben zu machen" oder „Geld zu machen", wie man hier sagt. Ich besuchte ihn mehrmals in seinem Boardinghouse in Wayne und hatte Gelegenheit zu sehen, daß Herren und Damen in der Stadt im Essen eben solche Barbaren waren als auf dem Lande. Gleichwohl war es das fashionabelste Boardinghaus in Wayne, welches eine Virginierin, die Wittwe eines Colonels, hielt. Ich fand hier Alles bestätigt, was ich schon in Deutschland von dem unerquicklichen, sich überstürzenden Essen der Amerikaner gelesen hatte. Beiläufig schienen gekochte Eichhörnchen, die man eben so gut für junge Hunde oder Ratten halten konnte, ein Lieblingsgericht zu sein. — Als Alles möglichst schnell verschluckt war, setzte einer nach dem anderen sein Creditiv als Gentleman aufs rechte oder linke Ohr und ging. In kaum 25 Minuten waren alle Gerichte verschlungen, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wäre. — Bei dieser unerquicklichen Prosa und Rohheit läuft ein gutes Theil Heuchelei mit unter. Während bei Tische der Schein des Temperancewesens bewahrt wird, laufen manche dieser Herren unmittelbar von der Tafel zum Grocer (Materialienhändler), der gegen gute Bezahlung für sie eine Hinterthür offen hält und nach Umständen auch ein verstecktes Zimmer. Dort treiben diese Herren ein gaunerisches Spiel oder kitzeln ihren Gaumen mit jenem widerlichen Gemisch, was sie Brandy nennen.

Doch kehren wir wieder in das Dunkel der Wälder zurück, wo auch der amerikanische Mensch kräftiger und naturgemäßer ist, als die Geldaristokratie in den Städten, obgleich sich auch in den Wäldern eine Menge von Drohnen und Gauklern bemühen, die einfacheren Farmer durch unglaublichen Sectenhumbug zu verwirren.

Vor nicht gar langer Zeit hielten die Methodisten wenige Meilen vom Orte meiner Niederlassung eine große Versammlung im Walde, ein sogenanntes „Camp Meeting." Ungefähr dreitausend Menschen ließen sich mehrere Tage hindurch unter dem Laubdache der Bäume häuslich nieder und versetzten sich durch fortwährendes Singen und Beten in die leidenschaftlichste Stimmung. Ohne diesen Unfug mit angesehen zu haben, kann man sich schwerlich einen Begriff davon machen. Besonders sah ich wie die Frauen und mannbaren Mädchen, angefeuert von ihren religiösen Gauklern, bemüht waren, sich in die höchste Exaltation zu versetzen, um des heiligen Geistes theilhaftig zu werden und in den irdischen Himmel, den Vorhof der Freuden des Jenseits, zu gelangen. — Lach- und Starrkrampf, dem diese Geschöpfe gewöhnlich unterliegen, liefern der singenden und betenden Menge den untrüglichen Beweis, daß der heilige Geist über sie gekommen. Sie werden dann von dem Gerüste,

welches sie den Heaven (Himmel) nennen, hinweggetragen. — Auf diesem Gerüste toben ihre Prediger gleich Rasenden, bis ihre Stimme in heiseres Brüllen ausartet, Schaum vor den Mund tritt, die Zähne klappern und in totaler Apathie die Arme schlaff am Leibe niederfallen. — Wer das Gelüste verspürt, den breternen Himmel zu betreten, geräth in die Nachbarschaft des heiligen Geistes und fängt an zu toben wie von der Tarantel gestochen.

Während der heiligen Zusammenkunft fehlt es gewöhnlich nicht an fleischlichen Vermittlern und nach dem natürlichen Zeitraum zeigen sich nicht selten die Spuren der genossenen Ehren.

Wie sehr aber in unseren Wäldern auch die Leute vom Sectengeist beherrscht werden, fehlt es ihnen doch nicht an Toleranz, welche selbst dem gebildeteren Deutschland zum Muster dienen könnte. Auf die nachbarlichen und staatsbürgerlichen Beziehungen bleiben die religiösen Verhältnisse hier stets ohne allen Einfluß. Diebstähle sind in unserer Gegend fast unerhörte Fälle. Unsere Häuser, unsere Vorrathskammern und Ställe haben keinen anderen Schutz als den einfachen Riegel. Haben wir einen Hirsch oder sonst ein großes Thier im Walde erlegt, dessen Fortschaffung uns augenblicklich unmöglich ist, so sichert uns das Jagdmesser, in die Brust des erlegten Thieres gestoßen, unbedingt den Besitz. Weit eher ereignet sich bisweilen ein thätlicher Angriff wegen Feindschaft oder Rache, häufiger in Folge des Jähzorns. Durch Brutalität oder aus irgend einem anderen Grunde in den Rechten eines freien Mannes gestört zu werden, darf hier Niemand befürchten. Die Freiheit und Gleichberechtigung, welche der Hinterwäldler über Alles liebt, will er auch an seinem Nachbar und Nebenmenschen geachtet wissen. Dieser Grundsatz erbt vom Vater auf den Sohn und ist in unseren Gegenden unumstößlich geworden. Dagegen geht die Unwissenheit über Wissenschaften, andere Nationen und Weltbegebenheiten trotz der vielen Zeitungen ins Weite. Von „The old country“, wie sie Europa nennen, und den dortigen Zuständen haben sie die sonderbarsten Vorstellungen. — „Ich kenne die Könige,“ sagte eines Tages ein ganz tüchtiger und nach westlichen Begriffen aufgeklärter Farmer zu mir; „die Könige haben keine Hüte auf, wie wir, sondern eine Krone von Gold und wohnen in einem Hause von Gold.“ — Er erging sich hierauf in Lobsprüchen über die Wohlfeilheit des amerikanischen Gouvernements. Der ehrliche Farmer wußte freilich nichts von den Millionen, um welche das amerikanische Volk jährlich von den Vätern des Vaterlandes betrogen wird. In den Wäldern von Indiana giebt es Leute, die niemals einen armirten Soldaten gesehen haben. Indeß brüsten sie sich gelegentlich mit den Thaten ihrer Vorfahren und blicken stolz auf alle Einwanderer herab, welche sich allerdings nur allzu oft den Amerikanern gegenüber tölpisch und dumm benehmen. Der Amerikaner ist

aber niemals rathlos und mit seiner Axt, der Büchse und dem Messer ausgerüstet, wird er sich nähren und alsbald, dem Grundzug seiner Nation folgend, auf Geschäft und „Geld machen“ bedacht sein. Im Besitz dieser Fähigkeiten, überschätzt er sich gar zu leicht und legt an alles Auswärtige den Maßstab seiner beschränkteren Bildung und seiner einfacheren Verhältnisse an. — —

Ddkd.

Amerikanische Reiseskizzen.

II.

Columbia am Brazos, Texas, 19. Mai 1852.

Am Mittwoch, den 12. d. M., Morgens um 9 Uhr, fuhren wir von New-Orleans mit dem Dampfer Louisiana den Mississippi herunter nach Galveston. Das Schiff war übervoll von sogenannten Texan Movers, d. h. Leuten, die nach Texas zogen und sich dort ankaufen wollten, sonst aber das ungenießbarste und langweiligste Volk von der Welt waren. Es wurde pflichtmäßig Tabak gekaut und gespuckt, trotz der respektvollen Bitte des Capitains, das Boot nicht in einen Stall umzuwandeln. Wenn die braune Jauche nicht den Weg in meine Rocktaschen fand, so unterblieb dies nur deshalb, weil sie von Innen angebracht sind.

In nicht ganz 9 Stunden waren wir bis zur südwestlichsten Mündung des Flusses gelangt. Man glaubt sich hier in einer erst werdenden Schöpfung, in welcher sich die Materie noch zu keiner Endgestaltung durchgerungen hat. Beim Blicke über diese formlose Wasser- und Sumpfmasse wird einem, wenn nicht unheimlich, doch unbehaglich zu Muthe. Es ist schwer zu unterscheiden, wo das Land aufhört und wo das Meer anfängt. Alles liegt da im wilden Chaos durcheinander gewürfelt. Ganze Hügel von Treibholz werden plötzlich von einem mächtigen Baumstamme durchbrochen, abgelöste Schollen Land tauchen auf und unter und die träg sich dahinwälzende Strömung, die gar kein Bett mehr hat, sondern sich bald ins Unbegrenzte verliert, bedeckt schnell Alles mit ihren Wellen. Ganz am Ende der äußersten Sumpfspitze, wo Wasser und Land schon in einander verschwimmen, erhebt sich ein steinerner Leuchtthurm. Er war der einzige feste Punkt, auf dem mein ermüdetes Auge ruhte, und ich

begrüßte in ihm den Triumph des menschlichen Geistes, der mit diesem letzten Merkzeichen seiner Macht den Sieg über die chaotische Materie davon getragen hat.

Der Sonnenuntergang fand uns schon auf offener See. Ihre reinen blauen Wogen contrastiren schroff mit dem gelben Wasser des Stromes, der sich, einem schmutzigen Taue gleich, noch eine lange Strecke in den Golf hinein unterscheiden läßt. Noch ein Sonnenuntergang, und wir waren schon wieder dem Lande nahe, konnten aber wegen der gerade eingetretenen Ebbe erst am anderen Morgen in den Hafen von Galveston einfahren. Dieser liegt sammt der ihm parallel laufenden Stadt an der südöstlichen Spitze der Insel Galveston, die, ein Produkt zweier entgegengesetzten Strömungen, gleichsam einen schirmenden Wall für das feste Land bildet. Die Stadt Galveston ist erst 14 Jahre alt. Im Jahre 1838 hatte sie blos 3 Häuser und jetzt zählt sie etwa 7000 Einwohner, worunter wenigstens 1/4 Deutsche sind. In der letzten Zeit ist sie übrigens verhältnißmäßig weniger gewachsen, da sie seit dem Aufschluß des nordwestlichen Texas in Indianola einen bedeutenden Concurrenten gefunden hat. Die texanischen Häfen werden zudem wegen ihrer schlechten Einfahrt und wegen der beschränkten Wasserverbindung mit dem Inneren selbst bei dem größeren Wachsthum des Staates stets nur eine secundäre Bedeutung haben und nie die großen Stapelplätze, sondern höchstens untergeordnete Zwischenstationen für den Handel bilden. Aus diesen Gründen dürfte auch Galveston so ziemlich beim Höhepunkte seiner Größe angekommen sein.

Die Stadt ist, wie fast alle amerikanischen Städte, in regelmäßigen Quadraten erbaut, besitzt nur hölzerne Häuser und Kirchen und erfreut sich bis jetzt noch keines schlechten Pflasters, wohl aber eines grundlosen Sandes. Sie hat auch ihren Broadway, der indessen nur die Breite mit dem New-Yorker gemein hat und höchstens 20 bis 30 einstöckige Häuser zählt. Das Land um Galveston herum ist so niedrig als eine niederdeutsche Düne. Nirgend ist außer den Gärten ein Baum oder Strauch zu entdecken; Wasser giebt es außer dem aufgefangenen Regen nicht zu trinken, wovon die Gallone während meiner Anwesenheit 1 Ct. (also die Flasche etwa 1 Pf.) kostete. Auf der ganzen Insel, deren Länge 34 Meilen beträgt, standen bis vor Kurzem nur drei Bäume, die ehemals den Schiffern als Wahrzeichen dienten und jetzt noch den Fremden mit demselben Stolze gezeigt werden, als etwa in Berlin die Linden.

Obgleich ich in das einzig erträgliche amerikanische Hotel des Ortes gegangen war, so wollte es doch auch hier wieder mein Unglück — oder wenn Sie lieber wollen, mein Glück — daß man mich gleich an den Haaren als lieben Landsmann erkannte. So redete mich, als ich ganz harmlos durch den tiefen Sand

stiefelte, eine vor ihrer Thür arbeitende Putzmacherin ohne Weiteres deutsch an und forderte mich auf, ihr von ihrer engeren Heimat Schlesien und von Johannes Ronge zu erzählen, dessen Bild die Wand ihres Zimmers schmückte. Sie hielt offenbar viel auf diesen modernen Kirchenvater, denn sie meinte, die deutsche Revolution würde sicher nicht verunglückt sein, wenn er sich nur an ihre Spitze gestellt und „unseren König" ein halbes Jahr früher mit einem Pamphlet angegriffen hätte. Natürlich gab ich der politisirenden Dame Recht, worauf sie mir denn zur Belohnung meiner Ausdauer einen Hemdknopf umsonst ansetzte. Ein sächsischer Schneider, der einen anderen Theil meiner defekt gewordenen Garderobe heilte, war unmittelbar nach dem Dresdner Aufstande hierher gekommen. Er kritisirte beim Flicken meiner Hose den dortigen Straßenkampf und erklärte mir, daß das vom Grafen Waldersee darüber geschriebene Buch von Unrichtigkeiten wimmle. Er schloß mit der Versicherung, daß er nächstens in der hiesigen Deutschen Zeitung einige berichtigende Artikel über die Dresdner Ereignisse veröffentlichen werde. Wenn diese Zeitung auch keinen Ueberfluß an Abonnenten hat, so besitzt sie doch vor anderen Blättern den Vorzug, daß ihr Redakteur oder vielmehr Compilator sie zugleich selbst setzt, druckt und expedirt.

Ein Dampfer ging von Galveston nicht ins Land und den Brazos hinauf, weil die einzigen zwei disponiblen kurz vor unserer Ankunft aufgefahren und in die Luft geflogen waren. Wir mußten also zum Postwagen (stage) unsere Zuflucht nehmen. Dieser glich viel eher einem alten Tische, dessen Platte man auf vier Räder gestellt hatte und dessen Beine mit Wachstuch umspannt die Wände bildeten. Ich saß einem alten Amerikaner gegenüber, der ebenfalls von der Bequemlichkeit seines Sitzes nicht sehr erbaut war. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er seine Beine über die meinigen legte. „Ich bin ein alter Mann," setzte er gleichsam entschuldigend hinzu. So weit, muß ich gestehen, trieb ich den Respekt vor dem Alter nicht, daß ich mich ohne Weiteres zum Fußschemel machen ließ. Mein vis à vis mochte das fühlen, als ich, ohne ein Wort zu sagen, sein Fußgestell ergriff und fest auf die Erde stampfte. Ungefähr drei Stunden hielt ich es im Marterkasten aus und ging dann zu Fuß ans westliche Ende der Insel. Der Weg dahin führt unmittelbar am Meeresstrande vorbei; die Fluth bespülte oft meine Füße, welche sich kaum in dem feuchten und glatten Sande ausprägten. Zu beiden Seiten und hier und da gerade vor mir lagen mächtige Baumstämme aufgethürmt, die von den aus Norden kommenden Strömen ins mexikanische Meer getragen und von dessen Wogen hierher gespült waren. Trotz der heißen Sonne fühlte ich keinerlei Beschwerde, denn von der See her brachten die in wilder Brandung sich jagenden Wellen und eine herrliche Brise mir Frische und Kühlung.

Gegen Abend kamen wir an den westlichen Endpunkt der Insel und traten dort, durch fußhohen Sand watend, in eine schmutzige deutsche Kneipe, die ein ehemaliger Förster aus Cassel hält. Wir waren sechs Gäste und wurden alle in ein kleines Zimmerchen gedrängt. Ich fand auf dem Kamine Lessing's Minna von Barnhelm und daneben Knigge's Umgang mit Menschen. Sicher hatte der in unserer Gesellschaft befindliche Pfarrer aus Galveston das letztere Buch nicht studirt, denn er sprach, ohne uns nur um Erlaubniß zu fragen, ein halbstündiges Gebet, dessen Quintessenz der Dank für das in Aussicht stehende Abendessen war. Aber der Reverend hätte gewiß seinem Gott nur ein Paar Minuten lang gedankt, wenn er die Aermlichkeit unserer Naturalverpflegung voraus gekannt hätte. Statt dessen hielt er einen auf den Stelzen geistlicher Salbung sich spreizenden Sermon. Er vertheidigte die Sklaverei mit christlichen Bibelstellen und pries die europäischen Völker glücklich, deren sich so liebevolle, uneigennützige Landesväter annähmen. Mich fragte er, wer jetzt deutscher Kaiser sei, und ob Kinkel sich wirklich von dem gesammelten Gelde in Louisville eine Bierbrauerei gekauft habe? Als ich den Reverend ob seiner Unwissenheit und des abgeschmackten, nichtswürdigen Märchens auslachte, erklärte er alle Deutschen und besonders mich für einen Abolitionisten. Der Vorwurf des Abolitionismus ist aber hier im Süden das schwere Geschütz beim Angriff, er macht den Getroffenen todt oder wenigstens vogelfrei. Da der geistliche Herr ihn ausgesprochen und mit einem mitleidigen Blicke bekräftigt hatte, so glaubten ihm pflichtschuldigst die anwesenden Amerikaner, die überhaupt mit einer Unterwürfigkeit der Rede seines Mundes lauschten, als ob das Orakel von Delphi, der Messias, der Prophet oder Fitzliputzli spräche. Die Unterhaltung stockte jetzt, die Gesellschaft wurde bedenklich und verlegen, man glotzte mich unwillig an und zog sich schweigend zurück.

Aber wohin denn? Es war ja kaum Platz zum Rückzug! Die sechs Menschen mußten sich daher in die vorhandenen zwei Betten zu vertheilen suchen. Ich sprang mit einem kühnen Satze in eins derselben und stieß mich bei diesem salto mortale ganz jämmerlich an den Kopf. Doch gleich darauf vergaß ich den Kopfschmerz, denn ein massiver, vierschrötiger Californier legte sich zu mir und lud seinen Freund ein, sich auch noch zu uns zu legen. Mich drückte er, wahrscheinlich um meinen Abolitionismus zu kühlen, mit dem rechten Arme an die Wand und jenen hob er mit der Linken ins Bett. Ich fand mich in einer gräßlichen Lage; ich konnte kaum athmen, geschweige denn schreien und nach Hülfe rufen, die zudem nirgends für mich zu finden war. Da streifte ich mich zufällig an der Schnalle meiner kleinen Reisetasche, die ich der größeren Sicherheit wegen umgehängt hatte. Halt, dachte ich, das kann dir helfen! — und ich richtete ihren spitzen Stift gegen den Californier. Er

wollte gerade zum Zeitvertreib wieder etwas drängen; goddam! rief er plötzlich und flog nach der anderen Seite mit solcher Vehemenz, daß er seinen Freund mit Donnergepolter zum Bette hinausschleuderte. Dieser mochte sich auch wohl von meinem Dränger keiner guten Dinge versehen, denn er fluchte und schrie laut, weckte den Reverend und den Wirth, von denen der erstere, statt nach der wahren Ursache des Skandals zu fragen, den beiden „verirrten Schafen" für ihre gotteslästerlichen Flüche eine derbe Strafpredigt hielt. O, es war eine kostbare Scene! die mich völlig mit dem ausgestandenen Ungemach wieder aussöhnte. Vor dem auf die Erde Gefallenen stand der dürrbeinige, bebrillte Reverend im bloßen Hemde und mit einer schmutzigen Oellampe in der rechten Hand, die zugleich die erforderlichen Gesten machen mußte, indem die Linke das Hemd vor der eindringenden Zugluft zusammenhielt. Es war noch ein Glück, daß der Pfarrer die viel complicirteren Flüche des deutschen Wirthes nicht verstand, denn sonst hätte er in seiner sittlichen Entrüstung bis zum frühen Morgen fortgepredigt. Der Freund blieb, um einen zweiten Fall zu vermeiden, auf der Erde liegen, und mein Nebenmann, sich zu mir wendend, flüsterte: „Nun lassen Sie's gut sein, Sie sind ein geriebener Bursche (smart fellow); wir wollen fortan gute Freunde sein." Ich hatte nichts Anderes gewollt, und so schliefen wir in Eintracht und Frieden nebeneinander.

Sie können es so ziemlich als allgemeine Regel annehmen, daß der Amerikaner da, wo er wie hier seine Absicht entdeckt und mit Erfolg vereitelt sieht, sich plötzlich aus einem Gegner in einen Freund verwandelt, eben weil er dann jenen als ihm an Verstand und Pfiffigkeit, wenn auch nicht überlegen, doch gleichstehend erkennt und schätzt. Ich fand wenigstens diesen Charakterzug in allen Theilen der Vereinigten Staaten bei den verschiedensten Gelegenheiten wieder.

Am anderen Morgen hätten wir nun ganz gut in der Frühe weiter gekonnt. Der Fährmann setzte uns zwar über zur verlassenen Insel San Luis, wo wir nur ein Paar Pelikane verjagen konnten; am festen Lande wieder angekommen ließ aber der Wagen bis gegen 3 Uhr auf sich warten. Wir vertrieben uns die Zeit so gut als es gehen wollte. Mein neuer Freund, der Californier, lehrte mich den Haifischfang. Ein am Wege liegender todter Hund wurde an einem kleinen Anker befestigt und ins Wasser geworfen. Es dauerte nicht lange, so hatte ein Hai angebissen. Wir zogen ihn mit vereinten Kräften ans Land, er mochte etwa 4 — 5 Fuß lang sein. Der Amerikaner durchbohrte ihm mit einer langen eisernen Stange den Kopf von einem Ohr zum anderen. Wir ließen das Thier als todt am Strande liegen; doch plötzlich arbeitete es sich aus dem Sande los und schwamm, sich kreisförmig bewegend, ins Wasser zurück, kam indessen, weil es fast besinnungslos war und

die Richtung verloren hatte, schon nach einer Minute wieder aus Land und regte sich dann nicht mehr.

Endlich erschien die Post. Wir fuhren wieder auf einem ebenso schönen Wege als gestern den Meeresstrand entlang und kamen gegen Abend nach Velasco. Dieser mit großen Buchstaben auf der Karte verzeichnete Ort liegt links an der Mündung des Brazos in dem mexikanischen Golf und zählt etwa 12 Häuser. Ihm gegenüber am rechten Ufer steht Quintana, das etwa doppelt so groß ist. „Aber wie kommt es, fragte ich unseren Wirth, daß Velasco noch viel kleiner ist als es in Büchern und Karten beschrieben wird?“ „Das ist ganz natürlich, versetzte er; früher gab es hier über hundert Häuser; diese sind aber nach der Gründung von Galveston fast alle dorthin gefahren.“ Der Mann mußte die Wahrheit sprechen, denn auch die Zurückgebliebenen hatten das Aussehen, als seien sie nur für eine Nacht hingesetzt und als sollten sie morgen Kunstreiterbuden gleich auf eine andere Stelle gezogen werden.

Die Landschaft war der Mississippi-Mündung frappant ähnlich: man hätte glauben sollen, sie wäre erst gestern aus der Sündfluth emporgestiegen. Der Grundton des Colorits war gelbgrau. Der Himmel und die Baumstämme, das Wasser und der Flugsand, Alles erschien gelbgrau. Hier lehnte sich ein riesiger Ast an eine der Uferhütten, als sei er erst gestern dort hängen geblieben, dort versperrte ein massiver Stamm den Weg, der halb vom Sande verweht war; kein grüner Baum, noch Strauch war zu entdecken, sondern höchstens ein grüner Alligator, der uns vielleicht nur deshalb so verwundert anglotzte und nicht einmal entfloh, weil wir in seine ausschließliche Domäne eingedrungen waren. Auch in unserem Gasthause war Alles gelbgrau: das Cisternenwasser und der Thee, das Tischtuch und das Bettzeug, ja selbst das Wirthszimmer prangte in dieser Farbe und sah im Uebrigen so schmutzig und öde aus wie eine Bedientenstube, die kaum von ihren Bewohnern verlassen ist.

Da kein Dampfer fuhr, so gab es auch von Velasco aus keine Verbindung mit dem Inneren. Der von meinen Begleitern gemachte Versuch eines Pferdekaufes zerschlug sich an der unmäßigen Forderung des Verkäufers, einen Wagen wollte Niemand anspannen, weil es Sonntag war, und ein Boot wollten wir zur Reise auf dem Brazos nicht nehmen, weil sein Besitzer für die mitreisenden Amerikaner zwar nur einfache, für uns Fremde aber ausdrücklich doppelte Preise verlangte. Was war also zu thun? Wir hielten großen Rath. Die Amerikaner suchten sich zu dem Ende jeder ein Stückchen Holz, zerschnitzten es allmälig mit einem Federmesser, hockten dabei in die Kniee und disputirten, ohne daß Einer den Andern ansah. So saßen ihrer Sechs Indianerartig im Kreise, während wir beiden Deutschen stehend dem Gange der Verhandlungen folgten. Man kam aber zu keinem Entschluß, obgleich ein

zweites und drittes Stückchen Holz zerschnitzt wurde. Sollten wir uns in diesem diluvianischen Orte der Tortur eines amerikanischen Sonntags aussetzen? Nein, das wäre unserer Willensstärke zu viel zugemuthet gewesen! Wir entschieden uns deßhalb dafür, zu Fuß nach Columbia zu gehen, und machten uns zum großen Aerger des Schiffers, sowie zum Entsetzen unserer bisherigen Begleiter sofort auf den Weg. Es war ja ein Sonntag, und außerdem geht hier zu Lande Niemand als höchstens die Neger!

Die Straße führte uns anfangs durch eine endlose Prairie, deren Monotonie nur hie und da von ein Paar Baumgruppen unterbrochen wurde. Für die erste halbe Stunde war mir die neue Landschaft interessant, allmälig aber wurde sie ermüdend langweilig. Alles ist da so lautlos, so still und verschwommen wie auf dem Meere, nur mit dem Unterschiede, daß im Gegensatz zum Ocean hier dem herumschweifenden Blicke und der mit ihm wandernden Phantasie Zügel angelegt werden durch die im fernen Hintergrunde sich hinziehenden Waldränder.

Gegen Mittag gelangten wir an den Brazos. Sein gelbes Wasser wälzt sich in einem nicht breiten, aber tiefen Bette mit steilen Ufern reißend dahin. Die Vegetation am Ufer, im sogenannten bottom (Grund) ist tropisch üppig und mannichfach. Am Besten gefielen mir die großen alten Eichen, deren Stämme von den reich wuchernden Schlinggewächsen fast erdrückt wird und deren Aeste von einem lang herabhängenden graugrünen Moose bedeckt sind. Dies Moos, dem ganzen Süden eigenthümlich, fiel mir zuerst in Cuba auf, wo mir beim Mondschein die davon bekränzten Bäume wie Greise mit langen ehrwürdigen Bärten vorkamen. Hier fand ich es ebenso schön und pittoresk wieder.

Ein alter Schotte setzte uns über den Fluß und kochte uns, am rechten Ufer angelangt, in seiner Blockhütte eine gute Tasse Kaffee. Ein Paar Cigarren machten den närrischen Kauz redselig. Er erzählte, wie er sich 24 Jahre lang als Matrose in allen Meeren herumgetrieben und des ewigen Umherziehens müde, sich endlich hier niedergelassen habe. Zugleich entwickelte er uns während des Trinkens seine Lebensphilosophie, die in dem einzigen Satze auslief: „Alle Menschen sind verdammte, armselige Narren; nur ist der eine etwas mehr, der andere etwas weniger! Ich nehme Euch jetzt freundlich auf, fuhr er fort, weil ich Euch nicht kenne; wenn ich Euch aber näher kennte, so würde ich vielleicht Euer größter Feind sein und Euch mit meinen Hunden zum Teufel jagen. Ich müßte sofort verrückt werden, wenn ich wieder in die närrische Welt zurückkehrte; darum bleibe ich hier und unterhalte mich lieber mit meinem Vieh und dem Walde als mit den thörichten Menschen.“ Heute schien der Alte aber das letztere vorzuziehen, denn er fand sichtbaren Gefallen an

unserer Gesellschaft, begleitete uns noch länger als eine Stunde weit und bedankte sich Abschied nehmend für die gute Sonntagsunterhaltung, obwohl er dieselbe so ziemlich ganz allein geführt hatte.

Von nun an gingen wir unausgesetzt durch einen dichten, schattigen Wald und kamen bei Sonnenuntergang in Brazoria an. Der Ort lehnt sich an den Brazos und ist völlig in den Wald hineingehauen, dessen Bäume bis in die Höfe und Straßen der sogenannten Stadt reichen. Sie zählt einige hölzerne Kramläden, ein Paar Schenkstuben, ein Gerichtshaus und etwa 20 bis 30 Privatwohnungen, die alle denselben provisorischen Ausdruck tragen, der mir schon in Velasco auffiel.

In unserem Wirthshause hielt man mich für einen Landspeculanten und alle Anwesenden bemühten sich, mir die Vorzüge der hiesigen Gegend herauszustreichen. Ein hier ansässiger Kentuckier bot mir sofort 15,000 Acres Land zum Kaufe an. „Obgleich mir schon 10,000 Doll. dafür geboten sind, betheuerte er, so will ich sie Ihnen doch für 14,000 Doll. verkaufen, weil ich schon von Ferne eine besondere Zuneigung zu Ihnen gefaßt habe." Ich begriff diese Art von Bevorzugung meiner Person nicht und hatte auch keine Lust, sie in der vorgeschlagenen Weise zu erwidern. „Es giebt in der ganzen Welt nur zwei liebliche Flecken (lovely spots) fuhr der Kentuckier fort, das sind Paris und Lexington in Kentucky; hier bin ich geboren und dort lebte ich ein Jahr lang; dann kommt New-York und dann erst London." Der Wirth stimmte ihm bei, obwohl er in seiner Trunkenheit gar nicht merkte, wovon gesprochen wurde. Als ich ihn ein Paar Minuten später um eine Flasche Wein bat, erklärte er mir lallend, daß in seinem Hause das Temperenzgesetz gelte, und fiel gleichsam zur Bekräftigung seiner Worte rücklings vom Stuhle auf den Boden. Wie wunderte ich mich am folgenden Morgen, als ich denselben Mann, der gestern nicht mehr Herr seiner selbst war, beim Frühstück mit christlicher Demuth und Ergebenheit den Vorbeter spielen sah, trotz seines Katzenjammers.

Von Brazoria bis Columbia sind nur 10 Meilen. Der Weg ging wieder am rechten Brazos-Ufer durch einen herrlichen Wald. Hie und da, wo er theilweise gelichtet war, schimmerte aus dem Hintergrunde ein freundliches Pflanzerhaus hervor. Einmal berührten wir eine Pflanzung, welche kaum erst seit einigen Wochen angelegt sein konnte. Mitten im Felde erhoben sich einen bis zwei Fuß hoch die Stämme alter Bäume, die nur heruntergebrannt und nicht ausgerodet waren. Die Anbauer schliefen unter leinenen Zelten, und vom Blockhaus standen erst zwei Wände. Ein Kind spielte zwischen den frischgepflügten Furchen mit einer Eau de Cologne-Flasche. Eine zerbrochene Pflugschar lag daneben. Selbst Jean Maria Farina verirrt sich in die

Wildniß, und der Luxus-Artikel überdauert den Pflug, den Anbahner der Civilisation!

Gegen Mittag erreichten wir Columbia, eine ärmliche, unmittelbar am Brazos liegende Sammlung von 10 bis 12 hölzernen Hütten und einem steinernen Hause. Dieses ist in seiner unteren Etage zum Laden (store) und in der oberen zur Kirche eingerichtet. Eine gutgewählte Allegorie, denn der Handel und das Christenthum beherrschen gemeinschaftlich das amerikanische Leben; aber der Handel geht vor und hat den ersten Stock inne, selbst in der Wildniß, wo man in einem einzigen Store Alles kauft, von Butter, Milch und Eiern an bis herauf zu Porzellan, seidenen Kleidern, Schulbüchern und Bibeln. Ich trat in den Laden, um mich nach meinem hier wohnenden Bruder zu erkundigen. Guten Morgen! rief mir eine Stimme aus dem Hintergrunde entgegen. Es war die meines Bruders, der gleich nach der ersten Begrüßung mich freudig versicherte, daß dies die ersten Worte seien, die er seit drei Jahren deutsch spreche.

Ich bin jetzt schon zwei Tage hier; allein abgesehen von meinen persönlichen Beziehungen ist es hier unausstehlich. Bei den Einwohnern finde ich überall den Stolz und den Hochmuth der Dummheit. Ein klein wenig äußerer Firniß ist da, allein dahinter steckt nur leeres Stroh. Der „Freiheitsstall" wird hier eng, kleinstädtisch und ermüdend langweilig. Die Gespräche bei Tisch betreffen das Geschäft oder Klagen über die Neger, christliche Sekten- und Kirchenfragen. Die Religion und Sklaverei kretinisirt dies Volk. Nirgend sah ich einen ausgeprägteren Nativismus unter den Alten und eine raffinirtere Rohheit unter den Jungen. Ein alter Buchhalter, der sich über dem Bibellesen zum Simpel ausgebildet hatte, sagte mir, als er mir einen einfachen, jedem Kinde einleuchtenden Rechtsfall mittheilte: das verstehen Sie freilich nicht, denn Sie sind ein Ausländer und haben keine amerikanischen Gefühle (American feelings). Sind dies etwa amerikanische Gefühle? fragte ich ihn zur Antwort, indem ich ihn auf den vor dem Fenster spielenden Knaben des Hauses aufmerksam machte, der ein Huhn lebendig zerrupft und an ein Seil befestigt hatte und es in diesem Zustand wiederholt lachend in die Luft warf. No matter! sagte der weise Mann, die Jugend muß auch ihr Vergnügen haben. Ich wandte mich an den Vater des Buben um Abhülfe, aber auch hier dieselbe Antwort.

Ich denke, Sie haben an diesem einen Ableger angelsächsischer Bildung genug. Morgens, Mittags und Abends die Hände gefaltet und mit den Zähnen geplärrt, dazwischen so ehrlich als möglich gehandelt und zur Abwechslung und Verdauung die Sklaven cujonirt: das ist hier das Treiben vom Morgen bis in die Nacht.

Mir ist, als ob mir unter diesem Volke die Kehle zugeschnürt würde und ich bewundere den Heldenmuth meines Bruders, der es drei volle Jahre unter diesen Barbaren aushalten konnte, ohne selbst einer ihres Gleichen zu werden.

Fr. K.

Erste Eindrücke von New-York.

Zweiter Artikel.

Die amerikanische Bauart ist dem Material nach vorzüglich dreierlei. Es giebt Blockhäuser, Framehäuser und Häuser aus Backsteinen, im amerikanischen Deutsch Brickhäuser genannt. Die aus Baumstämmen zusammengefügten Blockhäuser sind in der Nähe der großen Städte des Ostens nicht mehr gebräuchlich und bezeichnen die entfernteren Ansiedelungen, welche noch mehr mit der Natur zu kämpfen haben und wo das Holz einen geringen Werth hat. Man muß sich darunter nicht große hölzerne Gebäude mit dem malerischen Eindruck der Schweizerhäuser vorstellen. Sie sind klein und von sehr dürftiger Bauart.

Von den Framehäusern, deren es in großen Städten und besonders in deren Umgegend noch sehr viele giebt, kann sich Jeder, der sie nicht aus eigener Anschauung kennt, schwerer als von den Häusern anderer Construction eine richtige Vorstellung machen. Sie ähneln den in Deutschland aus Fachwerk gebauten Häusern, sehen aber äußerlich netter aus und sind nicht so dauerhaft. Das Gerippe derselben wird durch leichte Balken gebildet, welche nur drei bis vier Zoll im Durchmesser haben und auf der Sägemühle geschnitten sind. Die äußeren Wände verkleidet man mit Bretern, welche horizontal aufgenagelt werden und über einander überschießen. Im Inneren werden dünne Latten an die Breter genagelt und zwischen Balken und Latten wird Mörtel hineingeknetet und glatt gestrichen, wodurch die Wand das Aussehen einer mit Bewurf überzogenen Mauer bekommt. Die äußeren Breter werden größtentheils weiß angestrichen, in den Städten nimmt man auch andere Farben. Das Dach besteht aus Schindeln und ist oft sehr flach geneigt.

Auf dem Lande und in kleineren Städten, wo dergleichen Häuser in Gärten und überhaupt auf geräumigen Plätzen liegen, haben sie an einer

Seite oder an mehreren, zuweilen an allen Seiten und in zwei Stockwerken über einander einen Säulengang von dünnen hölzernen Säulen oder Pfeilern. Diese Art von Häusern mit weißem Anstrich und grünen Jalousien nimmt sich heiter und einladend aus, in den größeren Städten aber, wo die Framehäuser auf den schmalen Baustellen zwischen den steinernen Häusern eingezwängt sind, haben sie ein gebrechliches Aussehen. Neue und gut in Anstrich erhaltene Framehäuser haben im Allgemeinen den Charakter einer netten Leichtigkeit; sie altern aber schnell und alte, schmutzige und schlecht gehaltene Framehäuser haben das Aussehen erbärmlicher, windschiefer Breterhütten. Uebrigens sind die Framehäuser der Aufenthalt unzähligen Ungeziefers. Dennoch wohnen auch vermögende Leute in dieser Art von Häusern, die zuweilen mit Luxus gebaut sind. In den besseren Stadttheilen verschwinden sie aber immer mehr.

Die Backsteinhäuser sind im Rohbau ausgeführt, zwar mit sehr dünnen, aber wohlgefügten Mauern. Zu der Außenseite bedient man sich gepreßter Backsteine, die scharf auf einander passen. Die Fugen sind sauber weiß ausgestrichen. Viele Häuser, besonders aus früherer Zeit, haben einen rothen Anstrich und unterscheiden sich durch ein schärferes Roth.

Seltener sieht man mit Bewurf überzogene Mauern. Dieselben sind braun, gelb, grau oder hin und wieder auch weiß angestrichen; öfter sind die rohen Backsteine mit diesen Farben überzogen.

Größere Gebäude und Häuser, die mit Luxus gebaut werden, bekleidet man jetzt häufiger als früher mit gehauenen Steinen, besonders ist in New-York ein fester brauner Sandstein beliebt. Außerdem sieht man auch Mauerwerk von grauem Granit, hin und wieder aus weißem Marmor, der in Philadelphia noch häufiger vorkommt. Nordamerika hat verschiedene Marmorarten. Der weiße Marmor, den man an der Außenseite der Häuser verwendet, spielt etwas ins Graue und ist nicht so fein, wie der italienische, aber sehr fest und ein trefflicher Baustein. — Bei Weitem die Mehrzahl der Gebäude in den größeren amerikanischen Städten wird aber aus Backsteinen aufgeführt, so daß Ziegelroth die Hauptfarbe der Häuserreihen in den Straßen ist.

In der Architektur herrscht durchgehends der englische Typus vor. Auch bei Verzierungen durch Glieder der Antike oder ausschweifende Ornamente in Renaissance und Roccoco folgt man der Auffassung und Behandlung der Engländer. Zur deutlicheren Vorstellung des Charakters der Straßen wird die Schilderung der Façade eines Hauses von der gebräuchlichsten Art beitragen. Die meisten Häuser sind auf schmalen Baustellen, ungefähr 25 zu 100 Fuß erbaut. Auf dieser Fläche ist das Haus selbst etwa 25 zu 65 oder 25 zu 75 Fuß errichtet, mit der schmalen Seite nach der Straße gekehrt. Nach vorn liegt der Hauptkörper mit einer Tiefe zu zwei Zimmern hinter einander. Durch

einen schmalen und kurzen Hals wird ein Hintergebäude, das wenig breiter ist als der erstere mit dem vorderen Hause verbunden. So ergiebt sich auf der Baustelle neben dem Hintergebäude sowie hinter demselben ein kleiner Hofraum.

Die Façade kann natürlich nur schmal sein. Die gebräuchlichste Art hat drei Fenster neben einander und drei Stockwerke, wobei das Parterre mit gerechnet ist. Fünf Fenster in der Fronte ist in Amerika ein großer Luxus. Man sieht auch viele Häuser, welche nur zwei Fenster in der Breite haben. Diese Stockwerke sind bei den gewöhnlichen Backsteinhäusern nicht durch Gurte abgetheilt. Die Verhältnisse sind schlecht, die Fenster, welche nahe bei einander liegen, sind nach englischer Manier etwas breiter als die italienischen, wie man sie auch in Deutschland findet. Eben so sind die Zwischenräume der Stockwerke gering. Die Fensteröffnungen haben oben und unten die Einfassung eines Steinbalkens, gewöhnlich von braunem Stein, an den Seiten aber kein Fenstergewand, sondern die nackte Mauer. Die Glasfenster sind zum Schieben eingerichtet, was den Nachtheil hat, daß man sie nur zur Hälfte öffnen kann. Außen sind gewöhnlich grüne Jalousien angebracht. Die Hausthüren liegen nicht in der Mitte, sondern nach der Seite hin neben zwei Fenstern und sind häufig mit zwei Säulen verziert, welche bald vorspringen und ein Gebälk, aber keinen Balken tragen, bald in die Oeffnung der Thüre gestellt sind. Die meisten Dächer springen sehr wenig vor und bestehen bei den älteren Häusern oft aus Schindeln oder Schiefer, bei den neueren aus röthlich angestrichenem Blech von so flacher Neigung, daß man darüber hin gehen kann, während jene älteren Dächer spitzer zulaufen und oft mit Dachfenstern versehen sind. Die neueren Häuser für die wohlhabenderen Classen werden höher gebaut, mit vier oder fünf Fenstern über einander, auch giebt es Gebäude zu sechs, sieben, acht und neun Stockwerken, wenn man das Parterre mit rechnet.

Während diese schmucklosen Backsteinhäuser die Mehrzahl bilden, steigt doch täglich die Anzahl der mit Luxus gebauten Häuser, deren Façaden mit gehauenem Stein bekleidet und mit Verzierungen überladen sind. Grundriß ist wesentlich derselbe, wie bei anderen Häusern. Besonders beliebt ist jetzt der sogenannte italienische Styl, der aber nach hiesiger Behandlung nichts weiter als ein geschmackloser Zopfstyl ist. Man scheint hier (und großentheils auch in Deutschland) nicht zu wissen, daß der Reiz der italienischen Architektur nicht blos in den Gliedern und Ornamenten, sondern in den guten Verhältnissen und in der Composition überhaupt liegt.

Hier werden nun Renaissance- und Roccoco-Glieder und Ornamente in sehr schwerfälliger Behandlung auf den schmalen Façaden neben einander ge-

häuft. Dazwischen liegen die Fenster laternenartig nahe bei einander und sind oft ungewöhnlich schmal zu ihrer Höhe. Hierzu kommt noch Mangel an Consequenz im Styl und Vermischung verschiedener Style, so daß die neuesten Bauten oft ein entsetzliches Charivari von Mißtönen enthalten. Mit dem Luxus ist auch die Regellosigkeit gestiegen und nur im seltenen Falle sieht man etwas Gelungenes.

An manchen Stellen sind die Häuser von sehr verschiedener Höhe, an anderen laufen sie in langen Strecken unter derselben Dachlinie fort, wie eine lange Kaserne, nur durch die Hausthüren geschieden.

In vielen Straßen stehen Bäume vor den Häusern, darunter der schöne Ailantusbaum, dessen gefiedertes Laubwerk etwas Idealisches im südlichen Charakter hat. Dieser Baum ward aus China eingeführt, gedeiht aber hier besser als in Deutschland und ist vor etwa fünfzehn Jahren in New-York sehr Mode geworden. Jetzt ist er aber in Mißcredit gekommen, weil seine Ausdünstung schädlich sein soll. Die Bäume vor den Häusern fallen weg, wo sehr starker Verkehr ist, besonders in den Bezirken des Großhandels.

Während manche Straßen nur wenig belebt sind, bewegt sich durch andere eine ungeheure Menschenmenge. Nach dem letzten 1850 aufgenommenen Census nimmt man die Bevölkerung von New-York auf 515,547, nach Anderen auf 517,849 Seelen an. Da aber die vier Nebenorte dem Wesen nach zu New-York gehören und nach demselben Census

Brooklyn	96,725
Williamsburg	34,000
Jersey City	7,000
Hoboken	1,600

im Jahre 1850 Einwohner hatte, so würde sich damals die eigentliche Bevölkerung von New-York auf mehr als 657,000 Seelen belaufen haben. In Erwägung der inzwischen erfolgten Zunahme kann man sie aber auf 700,000 annehmen. Neuerdings ward die Bevölkerung von Brooklyn auf 120,000 Seelen angegeben und Hoboken soll jetzt fünf bis sechstausend Einwohner haben, Williamsburg hat jedenfalls über 40,000, Jersey City nimmt aber nach Verhältniß am Wenigsten zu. Das Leben und Treiben auf den Straßen von New-York ist allerdings sehr lebhaft, aber mancher Europäer, der von der Hast gehört, mit der man hier dem Gewinn und den Geschäften nachjagt, mag es sich noch ärger vorstellen. Man geht auf den Straßen kaum so schnell als in Berlin und mit Ausnahme einiger sehr leichter Wagen wird auch nicht schneller gefahren; im Gegentheil kann man in Berlin und Wien weit mehr im raschen Trabe fahrende Equipagen sehen, in Neapel fährt man aber im Allge-

meinen weit schneller und geschickter. Die zahlreichen Omnibus befördern rasch und billig.

In der Kleidung liegt wie in der Bauart der englische Typus zu Grunde. Die Tracht der Männer ist aber freier und ungenirter, als im nördlichen Europa. Zwar fehlt es nicht an Stutzern, die mit Sorgfalt den Moden folgen, wenn sie auch etwas verschieden von ihren europäischen Urbildern bleiben, aber sie verschwinden mehr unter der Menge, als bei uns. Das Ideal der Kleidung ist die Tracht eines englischen Gentleman, man nimmt es aber durchschnittlich nicht eben genau damit. Die Kleider hängen loser auf dem Leibe, sind nicht so genau angepaßt und gestatten eine freiere Bewegung, als in Deutschland. Dies folgt schon daraus, daß der Gebrauch, alle Kleider sogleich fertig in den Kleidermagazinen zu kaufen, weiter und höher hinauf verbreitet ist. Man ist in den Moden gegen die europäischen Hauptstädte zurück, denn für die großen Kleiderhandlungen werden die Sommerkleider im Winter und die Winterkleidung im Sommer gemacht. Das Schuhwerk ist durchschnittlich leichter als in Deutschland, besonders werden hier weniger lange und vollständige Stiefeln als Schuhe getragen, die bis ans Gelenk reichen. Lackirtes Schuhwerk ist unter den Herren sehr gebräuchlich. Die Sommerkleider sind ausnehmend leicht und man sieht Röcke von so dünnem Zeuge, daß das Hemd durchscheint. In der heißen Jahreszeit werden viele breitrándrige Strohhüte mit schwarzem Bande getragen, darunter die schön und dauerhaft gearbeiteten Panamahüte. Diese leichte Tracht ist bei der schweren Sommerhitze sehr zweckmäßig. Winter- und Sommerkleider sind aber so nachlässig gearbeitet, daß sie durchschnittlich nur halb so lange halten, als gute deutsche Arbeit. Alles wird nur für den Schein gemacht. Handschuhe sind zu dem Anzuge der Herren weniger nothwendig als in Deutschland und man sieht deren nicht viele außer bei harter Kälte. Dagegen ist der Gebrauch weißer Wäsche weit allgemeiner und tiefer hinab verbreitet, als in deutschen Städten. Hohe steife Halskragen — standing collars — gehören wesentlich zum amerikanischen Anzug. Frackröcke werden im gewöhnlichen Verkehr mehr als in Deutschland getragen, Stöcke aber sehr selten und dann gewöhnlich dünne Stutzergerten. Desto mehr bedient man sich verborgener Waffen. Die gebräuchlichsten sind Messer und Dolche verschiedener Art, Slung Shots (Schlagriemen mit Kugeln) und Revolver (Drehpistolen mit sechs, wohl auch mit zwölf Läufen aus Einem Stück, andere mit einem Laufe und einer sich drehenden Büchse, welche sechs Schüsse enthält.

Diese kurzen Revolver sind in der Nähe eine treffliche Waffe, geben aber schon bei geringer Entfernung keinen sichern Schuß. Mit längeren Pistolen dieser Art ist die Cavallerie der Vereinigten Staaten bewaffnet. Man braucht nicht lange in New-York oder einer anderen Stadt Amerika's zu sein, um von

Anwendung solcher Waffen in den zahllosen Excessen, Mordanfällen und anderen Brutalitäten zu lesen und zu hören. Selbst unreife Jungen bedienen sich mit großer Frechheit der Schießwaffen und richten nicht wenig Schaden damit an. Man bemerkt in der Kleidung mehr Einförmigkeit als in Deutschland. Der Schnitt, welcher die Tracht eines Gentleman vorstellen soll, ist allgemeiner verbreitet, obgleich man auch schlecht und dürftig gekleidete Leute sieht, und solche, die schwere Arbeit verrichten, sich auch im Aeußeren wesentlich von den Anderen unterscheiden. Arbeiter und junge Leute tragen oft Mützen von Wachstuch, welche Kopfbedeckung nebst unten heraufgeschlagenen Beinkleidern auch bei den zahlreichen Rowdies sehr gebräuchlich ist. Im Ganzen werden aber mehr Hüte als in Deutschland getragen. Daher machen die Hutmacher gute Geschäfte.

Die Menschenart, welche in diesen Kleidern steckt, ist allerdings von der europäischen etwas verschieden und man kann einige Veränderung der weißen Race bemerken. Durchschnittlich sind die Amerikaner schmächtiger als die Europäer, mit enger Brust, nach vorn abfallenden Schultern und dünnem Halse. Natürlich giebt es Ausnahmen von diesen allgemeinsten Umrissen, aber auch an starken und wohlbeleibten Amerikanern findet man großentheils an Brust und Schultern einige Verschiedenheit vom europäischen Körperbau und mehr Rundung als Breite. Die gemeinhin schmalen Gesichter sind im Ganzen wohlgeformt, namentlich trifft man viele wohlgestaltete Nasen, mehr groß als klein. Der untere Theil mit schmalen Lippen hat aber wenig Ausdruck und überhaupt mehr Gespanntes als Schwellendes. Die Gesichtsfarbe ist meist bleich und oft fahl. Unter den jungen Leuten und halbwüchsigen Jungen sieht man noch mehr als in Deutschland die Spuren frühzeitiger Ausschweifung. Ueberhaupt inkliniren die Amerikaner physisch und moralisch zur Frühreife.

Im Ganzen wird man in Deutschland mehr Gesundheit und Frische auf den Gesichtern sehen. Dasselbe scheinen die Amerikaner zu bemerken, wenn sie nach Europa kommen. So erinnere ich mich in den nicht uninteressanten Correspondenzen, welche ein Amerikaner, Mr. Brace, dem in Philadelphia erscheinenden Evening Bulletin aus Deutschland lieferte, gelesen zu haben, daß er das gesunde Aussehen der Bevölkerung von Berlin hervorhob. Nun zeichnen sich aber die Berliner bekanntlich nicht eben durch eine frische Gesichtsfarbe aus. Der Mann, dem die Frische und Gesundheit der Berliner auffiel, mußte also aus einem Lande kommen, wo diese Eigenschaften nicht sonderlich verbreitet sind.

In der neuesten Zeit sind Schnurrbärte Mode geworden, aber nicht sowohl im Volke, als unter der fashionablen Welt. Die verschiedenen Bärte

der eingewanderten Europäer, besonders wenn sie von schlecht gekleideten Individuen getragen werden, sind immer noch Gegenstände des Mißfallens, wenn nicht des Hasses und der Verhöhnung der Volksmassen, obgleich namentlich seit Kossuth's Reise durch die Union unter den hiesigen höheren Classen die ganzen Bärte mehr Anklang gefunden. Die allgemeinste Mode in den Bärten besteht in Backenbärten, oft um das ganze Kinn herum.

Man sieht in den Physiognomien der Amerikaner mehr Einförmigkeit in Form und Ausdruck und weniger markirte Individualität, großentheils eine gewisse Leerheit und Kälte; dagegen bemerkt man unter den Angloamerikanern auch nicht jene in Deutschland vorkommenden, durch den engsten Lebenskreis zusammengedrückten Gesichter, die in ausgeprägten, aber kleinlichen Zügen den Stempel des engherzigsten Philisterthums tragen. Viele amerikanische Gesichter erinnern ans Geistliche oder Schulmeisterliche mit einem starken Anflug von Heuchelei. Der kaufmännische Ausdruck herrscht aber vor und ist mit jenen puritanischen Zügen oft vermischt. Natürlich bringen Lebensweise und Beschäftigung eine Verschiedenheit hervor und neben größerer Feinheit der höheren Classen sieht man gröbere Formen in den unteren, oft mit den Zügen ausnehmender Rohheit. In Haltung und Bewegung der Amerikaner liegen die Widersprüche der Heftigkeit und Steifheit. Ihr eiliges Wesen ist daher nicht jene geschmeidige Lebhaftigkeit der romanischen Völker des südlichen Europa's, aber auch nicht die solide Gewichtigkeit der Engländer, oder die zwischen Zerfahrenheit und Ungeschick schwebende Haltungslosigkeit der Deutschen. Es ist eine eckige Behendigkeit.

Die Amerikaner gehen von dumpfer Apathie zu nervöser Aufregung über, im Allgemeinen bemerkt man aber in ihrer Haltung das Bestreben nach kalter Abgeschlossenheit. — Die dunkelbraunen Haare und oft dunkelen Augen, seltener ein weißer, öfter ein fahler Teint und die schmalen Gestalten lassen auf den ersten Blick den englischen Typus nicht recht erkennen, je länger man aber Gelegenheit hat, die Amerikaner zu beobachten, desto mehr englische Züge treten hervor, besonders die harten. Das englische Wesen ist leichter, behender und reizbarer geworden. Man kann schon am Aeußeren bemerken, daß in das englische Naturell ein gutes Theil französischer Leichtsinn gemischt ist, aber ohne die gesellige Anmuth der Franzosen.

Von der Schönheit der amerikanischen Damen ist manches Widersprechende gesagt worden. Mehr als einmal habe ich von Deutschen gehört, daß sie nirgends schönere Damen gesehen, als in New-York, andere haben das nicht zugeben wollen. Zwischen diesen Widersprüchen will ich versuchen, das Allgemeinste der äußeren Erscheinung anzudeuten. Die amerikanischen Schönheiten sind ungefähr das Gegentheil von dem Frauenschlag, den man in

Rom und Florenz als weibliche Schönheit bezeichnet. Wir finden hier nicht das ausgeprägte und künstlerische Profil, welches an jenen Italienerinnen überrascht, sondern zwar feine und schmale Gesichter mit wohlgeformten Nasen, aber dennoch im Allgemeinen nur schwach ausgeführte Formen. Erinnern die Italienerinnen an das classische Alterthum, so sind die Gesichter der Amerikanerinnen die modernsten unter den modernen. Sie haben sich von der plastischen Präcision der griechisch-römischen Welt noch einen Schritt weiter entfernt als die Physiognomien des neueren Europa's. Kann man in Italien Gesichter und Gestalten für Kunstwerke finden, so könnte Amerika eine hübsche Sammlung Porträts für Taschenbücher liefern. Man sieht leichte und feine Gestalten, aber ohne jene anmuthige Körperfülle, welche die Schönheit vollständig macht. — Es ist bekannt, daß die Amerikanerinnen früher verblühen und altern, als die Frauen in Europa, aber auch das Aeußere der jugendlichen Blüthe läßt auf zeitige Hinfälligkeit schließen. Wenn daher von Schönheit die Rede ist, so ist gewöhnlich nur das Gesicht gemeint, denn den mageren Formen fehlt es an Rundung. Natürlich giebt es Ausnahmen unter den Frauen wie unter den Männern, aber jene dünnen Gestalten bilden die Regel.

Nach den gangbarsten Ausdrücken könnte man verleitet werden, den Amerikanerinnen etwas Aetherisches oder Sylphidenartiges beizulegen, wäre ihre Haltung nicht mehr steif als graciös, der Ausdruck ihrer Züge mehr anmaßend als gewinnend, wobei die Figuren ins Puppenartige fallen. Ohne Zweifel trägt hierzu die übermäßige Verwöhnung des weiblichen Geschlechts in Amerika bei, wodurch die Weiber zu einem trägen, faden und langweiligen Leben verurtheilt werden. Dieser Haltung entspricht die Kleidung, welche möglichst den steifen und prätentiösen Zügen der Mode folgt. Die Amerikanerinnen, die meist sehr dünne Hälse haben, tragen die Kleider um den Hals herum, gemeinhin hoch hinauf und fest geschlossen. Schmucksachen werden scheinhafter und größer getragen, als in Deutschland, darunter vieles unechte. Locken, die in langen Ringeln herabfallen, sind sehr Mode und ebenfalls häufig unecht. — Es giebt unter den Amerikanerinnen seltener Blondinen als Brünetten mit dunklen Augen, darunter schöngeformte, aber meist von geringem oder kaltem Ausdruck. Man sieht feine Gesichtsfarben in Weiß und Roth, der natürliche Teint der Mehrzahl ist aber blaß, nicht immer vom besten Weiß und jene zarte Frische ist nicht selten künstlich, denn Schminke, falsches Haar und falsche Zähne sind nirgends weiter verbreitet als in Amerika. Sogar irländische Dienstmädchen schminken sich. „Importer of Human Hair“ ist die Ueberschrift von Geschäften, der man hin und wieder in New-York begegnet, abgesehen von den vielen Perückenmacherläden. Eben so fallen die zahllosen

Dentisten auf, welche ganze Gebisse und alle ihre abschreckenden Kunstwerke mit möglichster Ostentation an den Schaufenstern ausstellen. Nicht minder kann man im Broadway, der Hauptstraße von New-York, verschiedene Fabricate zum Ersatz weiblicher Körperfülle ganz naiv am Schaufenster hängen sehen. Brillen werden nicht selten getragen und nicht nur von alten, sondern auch von jungen Damen. Man hat den Amerikanerinnen oft den Vorwurf einer geschmacklosen Zusammenstellung greller und disharmonischer Farben gemacht. Dieser Vorwurf ist nicht ungegründet, aber übertrieben worden. In den europäischen Hauptstädten kann man allerdings einen feineren Geschmack finden, aber die Mehrzahl der amerikanischen Damen der höheren Classen ist reich und elegant gekleidet. Indeß sieht man zuweilen Nachlässigkeit neben Luxus und es kommt wohl vor, daß eine nach der neuesten Mode in reiche Stoffe gekleidete Dame zerrissenes oder übel gehaltenes Schuhwerk trägt. — Die Verbreitung des Bloomerkostüms hat man in europäischen Blättern übertrieben. Es ist nie in die elegante Welt gedrungen und längst als Lächerlichkeit bei Seite gelegt.

Wie die Kleidung der Männer zeigt die der Damen eine größere Einförmigkeit als in Europa. Ist irgend ein Schnitt, ein Stoff oder ein Muster Mode geworden, so verbreitet sich dieselbe äußerst schnell und man sieht bei geringerer Mannichfaltigkeit verhältnißmäßig mehr Individuen als in Europa, welche diese Mode zugleich annehmen.

Unter den kleineren Kindern der Amerikaner sieht man hübsche und blühende Kinder mit zarten Farben. Dieses Aussehen scheint aber nur von geringer Dauer zu sein, denn die schulfähige Jugend ist größtentheils blaß, dünn von Gestalt, mehr reizbar als kräftig und hat oft einen Ausdruck der Frechheit, dem man in Europa seltener begegnet. Dem entspricht auch die enorme Verwöhnung und Ungezogenheit und das zuweilen bestialische Benehmen gegen Eltern und Andere. Die Züge mancher ganz hübschen kleinen Mädchen werden durch altkluges Wesen und frühzeitige Prätension entstellt. Diese von der Oberfläche geschöpften Andeutungen sollen vom äußeren Anblick der amerikanischen Bevölkerung nur das Allgemeinste enthalten, was ein Reisender in den ersten Tagen bemerken kann. Manches Nähere werde ich bei anderen Gelegenheiten nachholen. Ebensowenig habe ich diesmal Raum, die Hauptzüge des großen Theiles der Einwohner zu schildern, die nicht in Amerika geboren sind. Wir werden unsere Landsleute in großer Zahl darunter antreffen.

Wie verschiedenartig die Bevölkerung von New-York zusammengesetzt ist, wird man aus folgender Aufzählung nach den Geburtsländern ersehen, welche im October 1852 durch mehrere Blätter ging. — Nimmt man nach dem Census von 1850 die Bevölkerung von New-York auf 515,547 Seelen an,

so waren von dieser Zahl 277,752 in den Vereinigten Staaten geboren, darunter 234,843 im Staate New-York. Außerhalb der Union waren geboren

in England	22,824
= Irland	133,730
= Schottland	—7,660
= Wales	—,347
= Deutschland	56,250
= Frankreich	4,990
= Spanien	—,303
= Portugal	—,123
= Belgien	—, 95
= Holland	—,611
= der Türkei	—, 8
= Italien	—,708
= der Schweiz	—,764
= Rußland	—,472
= Norwegen	—,216
= Dänemark	—,292
= Schweden	—,499
= China	—, 27
= anderen Theilen Asiens	—, 13
= Afrika	—, 49
im britischen Amerika	3,172
= Mexiko	—, 40
= Centralamerika	—, 10
= Südamerika	—,105
= Westindien	—,687
auf den Sandwichsinseln	—, 12
= der See	—, 39
Außerdem waren die Geburtsländer von	3,191

Einwohnern unbekannt.

Die Anzahl der Fremden ward also auf . 236,795 angenommen. Sie war aber vermuthlich größer, denn alle dergleichen statistische Angaben sind in Amerika unsicher. Es hat sich auch neuerdings herausgestellt, daß besonders manche Deutsche sich für Amerikaner ausgeben und zuweilen Ausländer, welche englisch sprechen, als Eingeborne verzeichnet werden.

Man ersieht übrigens aus dieser Zusammenstellung, daß die Fremden in New-York, vorzüglich in Großbritannien und Deutschland geboren sind. Die

größte Zahl ist die der Irländer. Außerdem konnten nur Franzosen und Leute aus dem britischen Amerika nach Tausenden gezählt werden.

Zu den fremdartigsten Erscheinungen gehören für einen Deutschen, der noch nicht außerhalb Europa gelebt hat, die Farbigen. Man begegnet ihnen allenthalben, jedoch in sehr verschiedenem Verhältniß, in einigen Gegenden der Stadt häufiger, in anderen seltener. Die Benennung Schwarze, Neger oder Farbige wird für alle, die noch nicht neben anders gefärbten Menschen gelebt haben, nur eine unbestimmte Vorstellung von den Farbigen in den nördlichen Staaten der Union geben. Man unterscheidet sie in Nordamerika nicht als Neger, Mulatten u. s. w, sondern begreift sie insgesammt unter der Benennung Farbige, Neger oder Nigger. Die verschiedenen Abstufungen der Farbe lassen sich auch nicht füglich classificiren, denn es giebt hier Farbige vom dunklen Schwarzgelb oder Braun bis zu einem gelblichen Weiß, das von der Farbe der Weißen sich nicht sehr unterscheidet, während der negerische Typus des Gesichts immer noch zu erkennen ist. Einen eigentlich schwarzen Neger wird man in Nordamerika nur selten antreffen. Die hiesigen Farbigen sind Eingeborene und ihre Farbe ist nicht nur durch Vermischung, sondern auch durch das Klima verkommen. Die Dunkleren haben in den nördlichen Staaten eine Färbung, als wären sie ursprünglich gelb gewesen, demnächst mit Ruß bestrichen, so daß das Gelbe durchscheint und endlich mit einem glänzenden Firniß überzogen. Form und Ausdruck des Gesichts sind grob und thierisch, obwohl nicht finster oder bösartig, sondern ihre Mienen und Geberden sind höflich mit der Demuth einer niedergehaltenen Classe. Die Nase ist breit, der große Mund hervorstehend mit schwärzlichen Lippen. — Die Zähne scheinen im umgekehrten Verhältniß zur Farbe zu stehen, denn während die Weißen in Amerika die schlechtesten haben und sie frühzeitig verlieren, haben die Schwarzen sehr weiße und dauerhafte Zähne.

Außer jenem Schwarzgelb sieht man auch Braun und Grau. Das Innere der Hand ist jederzeit heller, fast weiß. Diesen dunkleren Farben steht ein schmutziges Gelb zunächst, welches sich in vielen Nüancen fast bis ins Weiß verliert. Ist das Gelb dunkler, so hat die Haut noch jenen firnißartigen Glanz, der aber verschwindet, je mehr sich die Farbe dem Weißen nähert. Durchschnittlich haben diese gelben und gelblichen Menschen kein Roth auf den Wangen und blaßrothe Lippen, fast wie Weiße, die von einer schweren Krankheit erstanden sind; im seltneren Falle sieht man aber auch gelbliche Farbige, besonders weiblichen Geschlechts, welche einen Anflug von Roth haben. Diese Färbung nimmt sich gut aus.

Das wollige Haar der Neger ist bekannt. Wenn die Haut der Neger glänzt, so hat im Gegentheil das Haar ein äußerst todtes Aussehen und gleicht

einem aufgeklebten Pelze, der mit Staub gepudert ist. Reicht das Haar, so drehen es Männer und Frauen in verschiedene krause Zöpfe, kaum von der Länge einer Hand. Bei Farbigen, die sich mehr den Weißen nähern, findet man längeres Haar, das zu einer Frisur ausreicht und welches auch nicht jenes todte, pelzartige Aussehen hat. Gemeinhin kann man das Negerische aber auch bei längerem Haar an der Haarwurzel erkennen. Die Männer haben einen kurzen, krausen Bart, der dem der Weißen in dem Grade ähnelt, als die Individuen der weißen Race näher stehen.

Im Ganzen sind diese amerikanischen Farbigen sehr häßlich, obwohl man hin und wieder einen nach negerischem Maßstab hübschen Mann darunter findet und zuweilen possierliche Kinder. Unter den Weibern sieht man in den dunkleren Farben nicht leicht eine hübsche, eher noch unter den gelblichen Abstufungen eine farbige Schönheit von lebhaftem und ansprechendem Ausdruck, obwohl in New-York nicht gerade oft. Die meisten Farbigen verrichten die niedrigsten Handarbeiten. Man findet Fleißige und Faule unter ihnen. Die Frauen waschen und plätten sehr geschickt und weißen die Zimmerdecken. Negerjungen sind Essenkehrer, wozu sie wegen ihrer Farbe gut passen, da man den Ruß nicht auf ihnen bemerkt. Durchschnittlich haben die Neger eine servile Höflichkeit in der Manier eines behenden Bedienten. Ihre Haltnng ist gerade das Gegentheil der kalten Abgeschlossenheit der Angloamerikaner und ihre Lustigkeit hat in den Geberden etwas Affenartiges.

Man sieht unter den Negern viele schlecht und schmutzig gekleidete Leute, es giebt aber auch Wohlhabende unter ihnen, welche sich mit Luxus, aber ohne Geschmack kleiden. Ihre steifen Hemdkragen stehen sehr sonderbar zu den schwarzgelben, braunen oder grauen Gesichtern. Aber noch ungleich widersprechender nimmt sich der modische Frauenputz zu den Gesichtern der Negerinnen aus. Wenn so eine in Sammt und Seide grell aufgeputzte Farbige daherschreitet, deren braunes Gesicht mit vorstehendem Munde aus einem hellfarbigen seidenen Hute zwischen künstlichen Blumen heraussieht, so glaubt man einen aufgeputzten Affen zu erblicken. Diese Weiber erinnern an die Bilder der Fabelbücher, wo Thiere in allerhand Kleidern erscheinen. — Weit besser steht den farbigen Frauen ein buntseidenes Tuch, um den Kopf gewunden, sie bedienen sich dessen aber in den nördlichen Staaten selten und suchen die Moden der Weißen nachzuahmen.

Manche Negerinnen sind sehr fett und haben davon zu viel, wovon die weißen Frauen in Amerika zu wenig haben. Dagegen besitzen farbige Mädchen von der gelben Art zuweilen eine angenehme Körperfülle, obwohl sie die edlen Formen der Europäerinnen nicht erreichen.

New-York ist kein Sclavenstaat, aber die Farbigen haben hier, wie

allenthalben in den Vereinigten Staaten, eine untergeordnete Stellung, worüber ich aber diesmal nicht Raum habe, mich weiter auszulassen. Zunächst mag einem Europäer auffallen, daß sie vom Publikum verhindert werden, in den durch die Stadt gehenden Omnibus zu fahren. Oft schützt man die übelriechende Ausdünstung der Neger vor. Dies ist aber nicht der wahre Grund, sondern der Racenstolz, der in den Vereinigten Staaten in unglaublicher Härte und Befangenheit herrscht. — Wenn auch die Neger lauter Rosenduft um sich verbreiteten, so würde man sie doch aus dem Omnibus treiben. Farbig zu sein ist ein großes Unglück in Amerika und wer nur im hundert und neun und neunzigsten Grade mit Negern verwandt ist, wird doch zu den Farbigen gerechnet und wär' er so weiß wie ein Engel. — Und wär' er von der feinsten Bildung, so wird er doch nicht für einen vollen Menschen geachtet und bleibt aus der Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen.

B.

Aus der amerikanischen Presse.

Menschenraub.

Salomon Northrop, ein freier farbiger Bürger der Vereinigten Staaten, ist im Jahre 1808 in Essex County im Staate New-York geboren. Er kam frühzeitig nach Washington County, wo er sich im Jahre 1829 verheirathete. Sein Vater und seine Mutter wohnten ebenfalls dort bis an ihren Tod und waren beide freie Leute. Im Winter von 1841 wohnte er in Saratoga und ward dort von zwei Herren für täglich einen Dollar gedungen, mit einem Gespann nach dem Süden zu fahren. Er begab sich zunächst nach New-York und verschaffte sich die seine Freiheit betreffenden Papiere, um erforderlichenfalls beweisen zu können, daß er ein freier Bürger war. Hierauf ging er nach Washington, wo er am 2. April desselben Jahres ankam und in Gadsby's Hotel einkehrte. Kurz nach seiner Ankunft fühlte er sich unwohl und ging zu Bette. Während er an seiner Krankheit viel zu leiden hatte, kamen einige Leute zu ihm, welche ihm Medicin anboten und solche auch verabreichten. Dies ist der letzte Umstand, dessen er sich erinnert, bis er auf dem Fußboden von Williams Sklavenhaus in derselben Stadt sich wieder fand, angekettet und mit Handschellen geschlossen. Nach einigen Stunden kam James H. Burch, ein Sklavenhändler herein, welchen der Farbige bat, ihm die Eisen abzunehmen und ihm Auskunft zu geben, wie er in diese Lage gekommen. Burch erwiderte, damit habe er nichts zu thun. Der Farbige sagte, er sei ein freier Mann und erzählte, wo er geboren war. Burch rief hierauf einen gewissen Ebenezer Rodbury herein. Diese beiden legten den Farbigen über eine Bank und zählten ihm eine starke Tracht Prügel auf, wobei ihn Rodbury an den Handgelenken hielt. Burch schlug den Farbigen mit einem Ruder bis es zerbrach. Hierauf gab er ihm mit einer neunschwänzigen Katze hundert Hiebe und schwor, er werde ihn todtschlagen, wenn er jemals zu einem Menschen sagen werde, er sei ein freier Mann. Durch diese Behandlung ward der Farbige so eingeschüchtert, daß er, wie er angiebt, weder von seiner Freiheit zu sprechen noch auch nur seinen Namen zu nennen wagte bis im letzten Sommer. Er ward in dem Sklavenhaus ungefähr zehn Tage gefangen gehalten, bis er nebst anderen mit Handschellen und Fesseln von Burch bei Nacht hinaus auf einem Dampfboot den Fluß hinab und dann nach Richmond gebracht ward, wo man ihn nebst acht und vierzig anderen auf der Brigg Orleans

einschiffte. Dort entfernte sich Burch und die Brigg segelte nach Neu-Orleans. Als sie dort anlangte, kam, noch bevor sie am Werft befestigt war, Theophilus Freeman, ein anderer Sklavenhändler, an das Werft und nahm die Sklaven, sobald sie gelandet waren, unter seine Leitung. Freeman wohnte in New-Orleans und war im Jahr 1838 der Compagnon von Burch im Sklavenhandel gewesen. Northrop ward unmittelbar von Freeman mitgenommen und in dessen Sklavenhaus eingesperrt. Da Northrop an den Pocken erkrankte, ward er in ein Hospital gebracht, wo er zwei oder drei Wochen zubrachte. Als er ziemlich wieder hergestellt war, hütete sich Freeman, ihn an irgend Jemanden in der Nähe von New-Orleans zu überlassen und verkaufte ihn an einen gewissen Ford, welcher im Kirchspiele Rapides in Louisiana wohnte. Northrop lebte etwas über ein Jahr bei Ford und arbeitete als Zimmermann, welches Geschäft auch Ford betrieb. Ford kam in finanzielle Verwickelungen und mußte Northrop verkaufen. Ein gewisser Mr. Tibaut erstand ihn. Derselbe verkaufte ihn kurz darauf an Edwin Eppos in Bayou Beouf, ungefähr hundert Meilen von der Mündung des Red River. Eppos brachte Northrop im Jahre 1843 auf eine Baumwollenplantage.

Wir müssen hier in der Erzählung von Northrop's Schicksalen etwas zurückgehen. Im Juni 1841 schrieb er an Henry B. Northrop im Staate New-York. Der Brief war von New-Orleans datirt und hatte auch den dortigen Poststempel. Er erzählte in diesem Briefe, der seine Adresse erreichte, daß er geraubt und an Bord eines Schiffes gebracht worden, war aber nicht im Stande, den Ort seiner Bestimmung anzugeben, indeß bat er Mr. Henry Northrop, wo möglich zur Wiedererlangung seiner Freiheit ihm behülflich zu sein. Henry Northrop war außer Stande, etwas für Salomon Northrop zu thun, da er nicht wußte, wohin der letztere gebracht worden und keine Spur von ihm auffinden konnte. Salomon Northrop's Aufenthalt blieb unbekannt bis zu dem letztvergangenen Monat September, in welchem folgender Brief in die Hände seiner Freunde gelangte.

Bayou Beouf im August 1852.

An Herrn Wm. Pery oder Herrn Lewis Parker.

Meine Herren! Es ist nun lange Zeit her, seit ich nichts von Ihnen gesehen oder gehört habe und da ich nicht weiß, ob Sie noch am Leben sind, so schreibe ich nur aufs Ungewisse an Sie, aber die Dringlichkeit des Falles wird mich entschuldigen. Ich bin in Ihrer Gegend frei geboren, gerade am jenseitigen Ufer des Flusses, Ihnen gegenüber und ich bin gewiß, Sie werden mich kennen. Ich bin nun hier ein Sklave und wünsche, Sie möchten sich Papiere über meine Freiheit verschaffen und solche an mich nach Marksville in Louisiana gelangen lassen, im Kirchspiel von Avoyelles. Hierdurch werden Sie verbinden

Ihren

Salomon Northrop.

Dieser Brief gelangte in die Hände von Henry Northrop, welcher bei Herrn Hunt, dem Gouverneur des Staates New-York, eine Vollmacht nachsuchte, um als Agent nach Louisiana zur Befreiung Salomon Northrop's zu gehen. Der Beweis der Freiheit des letzteren ward dem Gouverneur durch die beschworenen Aussagen mehrerer Herren geführt, worunter sich unter Anderm die des Generals Clarke befand.

Den Gesetzen des Staates von New-York gemäß ward Henry B. Northrop zum Agenten bestellt, um Beweise zu beschaffen, einen Anwalt anzunehmen und überhaupt die zu Salomons Befreiung erforderlichen Schritte zu thun. Er verließ Sandy Hill im Staate New-York am 14. December 1852, ging nach Washinton und trug die betreffenden Umstände Herrn Pierre Soule, Senator von Louisiana, dem Kriegssecretair Conrad von New-Orleans und dem Richter Nelson, sowie anderen Herren vor. Diese versahen Mr. Northrop mit nachdrücklichen Empfehlungsschreiben an einflußreiche Männer in Louisiana.

Mr. Northrop ging von Washington über Pittsburg auf dem Ohio und Mississippi bis zu der Mündung des Red River und dann auf diesem Fluß nach Marksville im Kirchspiel Avoyelles. Dort nahm er Herrn John P. Waddill, einen vorzüglichen Rechtsgelehrten an, um sich mit ihm über den Weg zur Auffindung und Befreiung Salomon's zu berathen. Er überzeugte sich bald, daß letzterer weder in Marksville noch in der Nachbarschaft war. Bayou Beouf, der District, von wo aus der Brief datirt war, lag an der nächsten Grenze, 23 Meilen entfernt und hat eine Länge von 70 Meilen. Das sehr umsichtige Verfahren, wodurch Salomon Northrop's Aufenthalt ausfindig gemacht ward, kann jetzt aus gewissen Gründen nicht mitgetheilt werden, obgleich die näheren Umstände nicht wenig zu dem Interesse dieses Falles beitragen würden. Genug, der Farbige ward aufgefunden und das gesetzliche Verfahren nahm seinen Anfang. Der Sheriff ward angewiesen, sich nach Bayou Beouf zu begeben und sich in Besitz des Farbigen zu setzen, bis die Entscheidung des Gerichts über dessen Freiheit ergangen sei. Am nächsten Tage kam der Eigenthümer mit seinem Consulenten nach Marksville und suchte Mr. Northrop auf, welcher ihm alle Papiere über Salomons Freiheit vorlegte.

Als der Consulent des Eppos diese Papiere geprüft hatte, fand er die Beweise umfassend und genügend und sagte seinem Clienten, daß es völlig unnütz sei, sich in einen Proceß einzulassen. Er gab ihm daher den Rath, den Farbigen auszuliefern, damit er nach der Requisition des Gouverneurs von New-York nach diesem Staate zurück gebracht werde. Hiernächst ward ein Document abgefaßt und nach den Gesetzen des Ortes registrirt, worin die Freiheit Salomon's ausgesprochen war. Als Alles soweit geordnet, reisten der Agent nnd der Befreite am 4. Januar 1853 nach New-Orleans ab. Dort forschten sie den Verkäufen des Farbigen nach, von Tibaut an Eppos, von Ford an Tibaut und von Freeman an Ford. Alle diese Verkäufe waren in den zu diesem Zwecke gehaltenen Büchern eingetragen.

Als dies Alles aufgefunden war, gingen sie nach Washington, wo Burch wohnt, und machten ausfindig, wer im Jahre 1841 jenes Sklavenhaus in Besitz hatte. Sie reichten hierauf bei der Policei in Washington gegen Burch eine Beschwerde wegen Menschenraubes und Verkaufs eines freien Mannes in die Sklaverei ein.

Am 17. Januar ward ein Arrestbefehl gegen Burch erlassen. Der letztere ward eingezogen und unter 3000 Dollars Bürgschaft gestellt, welche Shekals für ihn stellte, ein Sklavenhändler, der dieses Geschäft schon seit 17 Jahren betreibt.

Den Autoritäten von Avoyelles und New-Orleans muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alles Mögliche thaten, um die Befreiung dieses unglücklichen Mannes zu bewirken.

Am 18. d. M. um 10 Uhr erschienen beide Theile vor dem Magistrat. Senator Chase von Ohio, General Clarke und Henry B. Northrop traten für den Kläger auf und J. H. Bradley für den Verklagten. General Clarke und H. Northrop wurden als Zeugen eingeschworen und sagten die vorerwähnten Umstände aus. Auf Seite des Verklagten wurden Benjamin Shekals und B. A. Thorn eingeschworen.

Mr. Shekals bezeugte, daß er vor zehn oder zwölf Jahren einen Gasthof in Washington hatte und daß Burch damals in demselben lebte und das Geschäft betrieb, Sklaven zu kaufen und zu verkaufen; daß in jenem Jahre zwei weiße Männer in sein Barzimmer (Gastzimmer) gekommen und gesagt, sie hätten einen Sklaven zu verkaufen; Burch sei unmittelbar darauf mit ihnen in Unterhandlung getreten, um den Sklaven zu kaufen. Die Weißen sagten, sie seien aus Georgia, hätten den Neger von dort mitgebracht und wünschten ihn so zu verkaufen, daß er nach jenem Staate zurückgebracht werde, welches auch der Neger selbst wünsche. Shekals konnte indeß weder die Namen der Weißen noch den Namen des Farbigen angeben, indeß sagte er aus, er habe gesehen, daß die beiden Weißen eine Quittung über 625 Dollars empfangenes Kaufgeld ausstellten, daß Burch ihnen 625 Dollars zahlte und die Quittung an sich nahm. Shekals sagte, daß er die Quittung gelesen, aber nicht angeben könne, wer der Verkäufer war und wer die verkaufte Person.

Mr. Thorn sagte aus, daß er im Frühjahr 1841 in jenem Wirthshaus gewesen und gesehen habe, wie ein Weißer mit Burch ein Geschäft über einen Farbigen abschloß; das Nähere kann er sich aber nicht mehr erinnern.

Burch ward hierauf in seiner eigenen Sache als Zeuge aufgestellt, um den Verlust des Verkaufsscheines zu beweisen. Klägerischerseits wurden zwar Einwendungen gegen dieses Verfahren gemacht, indeß das Gericht ließ den Burch als Zeuge zu. Er sagte aus, daß er den Verkaufsschein zwar besessen, aber verloren habe und nicht wisse, wohin er gekommen. Der klägerische Anwalt trug darauf an, einen Policisten abzusenden, um die Bücher des Burch über Verkäufe von Negern über das Jahr 1841 und die vorhergehenden Jahre zu holen. Die Bücher wurden herbeigebracht, aber es ließ sich keine Notiz über den Verkauf des in Rede stehenden Farbigen darin auffinden. In Folge des Beweises, daß der Farbige im Besitz des Burch gewesen und daß er länger als elf Jahre sich in der Sklaverei befunden, entschied der Gerichtshof, daß durch das Zeugniß des Sklavenhändlers die Thatsache festgestellt sei, daß Burch auf ehrliche Weise in Besitz des Farbigen kam. Demzufolge sprach das Gericht den Angeklagten frei.

Der Anwalt des letzteren hatte vor dieser Entscheidung eine von Burch unterzeichnete beschworene Aussage aufgenommen und einen Verhaftsbefehl gegen den Farbigen ausgewirkt wegen Complots mit zwei Weißen, um Burch um den Betrag von 625 Dollars zu betrügen. Der Verhaftsbefehl ward befolgt, der Farbige verhaftet und vor den Beamten Goddard gebracht. (So wendete sich nun die Sache dahin, daß der Ankläger Angeklagter und der Angeklagte Ankläger ward.)

Burch und seine Zeugen erschienen vor Gericht und Mr. Henry B. Northrop erschien für den Farbigen. Er sagte, daß er bereit sei, die Sache für den Farbigen zu verfolgen und zwar ohne Verzug. — Burch berieth sich kurze Zeit mit Shekals und erklärte dann der Behörde, daß er wünsche, die Klage fallen zu lassen. Der

Anwalt des Angeklagten erklärte, daß, wenn die Klage zurückgezogen werde, so geschehe das ohne Antrag und Einwilligung des Angeklagten. Burch bat hierauf die Behörde, ihm zu erlauben, die Klage und den Verhaftsbefehl zurückzunehmen und nahm hiernächst beides an sich. Der Anwalt des Angeklagten wollte dies nicht zugeben und bestand darauf, daß beide Documente bei den gerichtlichen Acten bleiben sollten. Burch gab hierauf die Papiere zurück und der Gerichtshof erließ eine Entscheidung auf Sistirung des Processes auf Antrag des Klägers.

Während der neun Jahre, in welchen Salomon Northrop Sklave des Eppos war, hatte er in seiner Hütte weder eine Diele, noch einen Stuhl, noch ein Bett, noch eine Matratze, noch irgend etwas zum Liegen außer ein zwölf Zoll breites Bret, einen Holzblock als Kopfkissen und eine einfache wollene Decke, während die Wände seiner Hütte so beschaffen waren, daß sie ihn vor der Witterung durchaus nicht schützen konnten. Zuweilen ward er gezwungen, gegen alles menschliche Gefühl zu handeln. — Einst ging ein farbiges Mädchen von ungefähr 17 Jahren, das dem Eppos gehörte, Sonntags ohne Erlaubniß eine halbe Meile weit auf die nächste Plantage, um eine Bekannte zu besuchen. Sie kehrte nach zwei oder drei Stunden zurück, wofür ihr eine sehr harte Strafe aufgelegt ward, welche Northrop vollziehen mußte. Eppos nöthigte ihn, vier Pflöcke in die Erde zu schlagen. Das Mädchen ward nun mit dem Gesicht auf die Erde gelegt und ihre Hände und Füße wurden an jene Pflöcke gebunden. Nun mußte Northrop, während Eppos neben ihm stand, dem Mädchen hundert Hiebe aufzählen und zwar auf das bloße Fleisch, da das Mädchen nackend gepeitscht ward. Als Northrop ihr hundert Hiebe gegeben hatte, weigerte er sich weiter fortzufahren. Eppos wollte ihn nöthigen, wieder anzufangen, aber Northrup weigerte sich entschieden, das Mädchen zu ermorden. Eppos ergriff nun die Peitsche selbst und hieb so lange zu, bis er zu müde war, weiter fortzufahren. Vom Nacken bis zu den Füßen floß das Blut von dem Mädchen und in diesem Zustande ward sie gezwungen, am nächsten Tage auf dem Felde zu arbeiten. Das Mädchen trägt die Spuren dieser grausamen Strafe noch an ihrem Körper, obgleich seitdem vier Jahre verflossen sind.

Als Salomon Northrop im Begriff war, durch Vermittelung des Mr. Henry Northrop die Plantage zu verlassen, kam dieses Mädchen, ohne daß es ihr Herr sah, an ersteren heran, schlang ihre Arme um Salomon's Nacken, wünschte ihm Glück zu seiner Erlösung aus der Sklaverei und zur Rückkehr zu seiner Familie und rief mit Verzweiflung aus: „Aber, o Gott! was soll nun aus mir werden!“

Bei so grausamer Behandlung des farbigen Mädchens konnten die Nachbarn nichts hindern, selbst wenn sie dazu aufgelegt gewesen, denn die nächste Plantage war von der des Eppos eine halbe Meile entfernt.

Nach den Gesetzen von Louisiana kann dort Niemand deshalb bestraft werden, weil er Salomon Northrop verkauft hat, da seit dem Verkauf dieses Mannes mehr als zwei Jahre verflossen sind und daher dort das Verbrechen verjährt ist. Eben so wenig kann Northrop eine Remuneration für seine Dienste fordern, weil er gekauft ward, ohne daß man wußte, daß er ein freier Bürger war.

New-York Daily Times 20. Jan. 1853.

Aus New-Mexiko.

Navajo County, New-Mexiko 10. October 1852.

Westlich vom Rio del Norte, etwa bis zur halben Entfernung zwischen diesem und dem West-Colorado sich ausdehnend und zwischen dem 35. und 37. Grade nördlicher Breite finden wir eine wilde und gebirgige Region; das Land ist nur von wilden Indianern, von den „Navajos" bewohnt. Durch die Mitte dieser Gegenden ziehen sich Vorläufer einer großen Bergkette, welche die Stromgebiete der atlantischen Seite von denen des stillen Oceans trennen. Schrecken und Oede liegen über dem ganzen Länderstrich, dessen Oberfläche in gewaltige Sandstein-Sierra's, enge Thäler mit sandiger dünner Erdoberfläche, sowie vulkanische Spalten, hier Canons genannt, getheilt ist. In grauer Vorzeit schuf die Hand der Natur diese ungewöhnlichen Gebilde. Manche bestehen aus ausgedehnten grauen und rothen Sandsteinklippen oder Felsenwänden, 200 bis 300 Fuß hoch, geformt als wären sie die Mauern einer Festung, welche sich symmetrisch mit regelmäßigen Ecken und Strebepfeilern dem Auge darstellen. In Anderen wieder ist die Aehnlichkeit mit einer gothischen Kirche und ihren Mauern, Thürmen und Wendeltreppen nicht zu verkennen. Dort wieder sieht man auf einer hohen Klippe ein kirchthurmartiges Gebilde aus leicht gefärbtem Sandstein, 50 bis 60 Fuß hoch; hier eine Felsenmasse, welche die Aufmerksamkeit durch überraschende Aehnlichkeit mit einer riesenhaften menschlichen Figur in sitzender Stellung auf sich zieht. Mineralquellen in großen, aus mächtigen Felsen geformten, 30 Fuß hohen Becken zeigen sich dem Beobachter; dann wieder weilt das Auge oft auf Höhlen, Amphitheatern und riesigen Portalen. Alle diese Formen gleichen überraschend Werken von Menschenhand.

Diese fremdartigen Gegenstände erregen Interesse und reizen die Neugierde. Es würde schwer sein, einen anderen Theil der Erdoberfläche zu finden, der weniger für den Pflug geeignet wäre als der eben beschriebene. Alles besteht aus einer hohen Bergregion mit sandigem Boden, reißenden Bächen und wenig Holz mit Ausnahme von Fichten und Cedern. Sonnenhitze bei Tage, kalte Luft bei Nacht, Frost und Eis vom September bis Mai, Schneestürme im October charakterisiren das Klima, übrigens ist es äußerst gesund. Man kennt hier keine Krankheiten, es sei denn die leichten, welche von unvorsichtigen Erkältungen herrühren. Dieses Land der Navajos war und ist noch jetzt für unsere Ethnologen und Archäologen von großem Interesse. Wahrscheinlich marschirten von hier, wo ich dieses schreibe, Abtheilungen der tapfern und unternehmenden Armee des Vasquez Coronado (1541), um sich die alten indianischen Ortschaften (nun Pueblos genannt) zu unterwerfen und den West-Colorado zu erforschen.

Während der warmen Monate des Jahres lassen sich die Indianer in der Nähe der Canons von Chelly, Carrizo und Banito, der Sierras Negro, Chusca und Tunecha und in dem Thale des San Juan River nieder. (Siehe Lt. Parke's Karte des Territoriums von New-Mexiko 1851.) In dieser wilden Gegend verbringen sie die Zeit bei ihren Heerden, bebauen kleine Pflanzungen mit Mais, Kürbissen und Melonen. Während des Winters ziehen sie sich nach den Thälern zwischen Fort

Defiance und Pueblo von Tunni, wo das Klima weniger rauh ist, zurück. Ehe sich in ihrem Lande Vereinigte Staaten Truppen befanden, belustigten sie sich, nachdem sie ihre Ernte eingesammelt, mit Angriffen auf die mexikanischen Ansiedelungen am Rio Grande. Die Nothwendigkeit, eine starke Militairmacht unter diese Indianer zu verlegen, ward zuerst vom Obrist Munroe, früherem Commandeur in New-Mexiko, nachgewiesen. Die Besetzung des Forts Defiance 25 Meilen nördlich vom Canon von Chelly hatte die Folge, daß diese Freibeuter von ihren Einfällen in die Niederlassungen abgehalten wurden. Eine große Anzahl von Hausthieren wurden früher von den Indianern New-Mexiko's nach diesen Gebirgseinöden getrieben und nicht selten sogar Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt. Einer der tüchtigsten Dolmetscher im Dienste des Befehlshabers vom Fort Defiance ist ein Mexikaner, der als Knabe von den Indianern gefangen genommen ward. Die Navajos führen ein wildes Leben und sind nicht so civilisirt, als die Indianer der Ebenen oder unsere östlichen Stämme. Selbst im Winter verschmähen sie in Häusern oder Hütten zu wohnen, und graben sich Höhlen in die vor dem Winter geschützten Seiten der Hügel und Berge.

Sind sie aber ja einmal genöthigt, sich ein Obdach zu bauen, so machen sie sich eine kegelförmige Hütte aus alten Cedernzweigen, Felsbrocken und Erde, kaum groß genug, um hinein zu kriechen. Die Navajos sind nicht besonders kriegerisch, obwohl stets als Diebe und Räuber gefährlich, selbst für die Pueblo-Indianer. Sie fürchten die Apachen, die ihnen überlegen sind, doch kommen diese selten in ihr Land und dann gewöhnlich nur um Handel zu treiben. Ihr Hauptschutz liegt in der Abgeschiedenheit und Rauheit ihrer Heimat. Sie treiben mit den Mapakanern und den Utah- und Apachestämmen Handel; jetzt ist Frieden zwischen dem Volk von New-Meriko und den Navajos. Dieses friedliche Verhältniß hat nun ein Jahr gedauert, d. h. seit Major Backus einen Vertrag mit ihnen schloß. Der Energie und dem verständigen Benehmen dieses Officiers ist es zu danken, daß die beständig im Gange gewesenen Marodeurzüge auf die Bevölkerung von New-Mexiko und die Beraubungen, Stehlen von Thieren u. s. w. aufgehört haben. Die Züchtigungen der bei Räubereien Ergriffenen waren eine nachhaltige Lection. Nun ist Handel und Tausch angeknüpft, die freundschaftlichsten Verhältnisse herrschen zwischen den Indianern und den Truppen, was dem öffentlichen Dienste in dieser Gegend und dem Wohlbefinden New-Mexiko's zu Gute kommt.

N. Y. Evening Post 16. Dec. 1852.

Eine indianische Gesandtschaft in Washington.

Am 3. September (1852) Vormittags forderten die nach Washington gekommenen Sac- und Fox-Indianer den Commissär der indianischen Angelegenheiten auf, die Geschäfte in Erwägung zu ziehen, welche sie veranlaßt hatten, den Regierungssitz zu besuchen. Die volle vereinigte Delegation war anwesend, sie bestand aus 8 Sac-Indianern, deren jugendlicher Führer Keokuk war, und sechs Fox-Indianern mit Powaishick als Führer.

Die Unterredungen während der Dauer der Zusammenkunft waren mannichfaltig und von einem Gegenstande zum anderen springend; sie brachten auf den Zuhörer

den Eindruck hervor, als ob die Delegation keinen besonderen Zweck im Auge hätte, diese klagte eben im Allgemeinen und suchte der Großmuth oder dem Mitleid der Regierung so viel abzupressen als möglich.

Keokuk klagte, daß er und sein Volk Zweifel hegen, ob sie die Summe, welche ihnen die Regierung nun auszuzahlen habe, (30,000 Dollars) je erhalten würden. Er sei darum gekommen, darnach zu sehen und von seinem großen Vater zu erfahren, wie die Sachen stehen.

Tackwauß erkannte die bindende Natur des Vertrags an, welcher die Sac und Fox dahin versetzt, wo sie jetzt sind ebenso auch die oberste Autorität der Vereinigten Staaten. Sie betrachten Washington als ihren Vater, oder einen hohen Baum. Der Präsident habe ihr Volk auf einen Platz gesetzt, wo es von Krankheiten hingerafft werde. Sie haben den Vertrag abgeschlossen, weil sie genug Geld zu bekommen hofften, um ihre Kinder groß zu ziehen, jetzt aber seien ihre Kinder immer hungrig. Er glaube, der Präsident werde ihn gut behandeln.

Waashawmeesaw, oder der junge schwarze Falke, sagte: er vermisse noch vom letzten Vertrage her Geld und dieser sei nicht nach allen seinen Bestimmungen erfüllt. Dies sei nicht bloße Einbildung, sondern wahr, was er sage. Als die Häuptlinge das letzte Mal da waren, nahmen sie die Versicherung mit nach Hause, daß zwei Mühlen, jede zu 5000 Dollars gebaut und fünf Felder hergestellt werden sollten. Da dies nicht geschehen, so denken sie, das Geld müsse immer noch hier liegen. Er hoffe, der Commissär werde dem Gelde nachspüren und sehen, was daraus geworden.

Mamoytook pflichtete den vorigen Rednern bei. Er hoffe, der Commissär werde das Geld auffinden und ihre Weiber und Kinder zu Hause hofften dasselbe.

Nakascowat unterstützte die Ansichten seiner Freunde eifrig, ebenso Monuß.

Powaishick präsentirte dem Commissär einige Documente und bemerkte, ihm scheine, als ob die Vertragspunkte sehr verschroben wären. Er für seine Person habe ein gutes Herz und darum habe er die jungen Häuptlinge mit sich gebracht. Er hoffe, der Commissär werde diese Papiere untersuchen und einige alte erneuern. Er habe gehört, daß er von den Sioux angeklagt sei, einige derselben umgebracht zu haben. Vor langer Zeit seien viele ihrer Häuptlinge und Tapfern von den Sioux getödtet worden, das sei der Grund, warum sie den Sioux nichts zahlen wollten. Er habe erfahren, daß in St. Louis 30,000 Dollars liegen, dieses Geld seien sie gesonnen, mitzunehmen, wenn sie den Rückweg antreten, der Commissär möge ihnen darum eine Anweisung geben, daß sie es erhalten können. Sie haben einen Vertrag mit den Pawnees abgeschlossen und seien im Frieden mit den Pottawatomies, Delawares, Shawnees 2c. Sie seien mit den Pawnees in Schwierigkeiten gerathen und hatten nun 1000 Dollars in Bereitschaft gelegt, sie zu bezahlen, allein die Pawnees seien nicht gekommen, sie zu holen und nun leben sie und die Pawnees im Frieden, sie hoffen, der Commissär werde ihnen eine Anweisung geben, damit sie die 1000 Dollars in Empfang nehmen können.

Der Commissär Lea sagte, die Papiere bestehen aus Vertragsabschriften und Zeugnissen über Powaishick's Charakter. Dieser verlangte dann zu wissen, ob die Schmiede von der Regierung in Washington oder von den Sacs und Foxes zu bezahlen seien. Als er zuletzt hier war, sei man übereingekommen, daß die Regierung sie bezahle, allein, sobald er weggegangen, sei es anders gewesen. Auch der Doctor

müsse aus der Casse für die Indianer-Angelegenheiten bezahlt werden. Auch wolle er wissen, wann die Felder gemacht würden. Er selbst esse kein Gras. Wenn in ihrem Lande Felder gemacht würden, sei nichts als Gras darin. Er wünsche, daß der Präsident dieses Feldermachen bezahle und dies wolle auch all sein Volk. Was nun die Schmiede und Waffenschmiede anbelange, so sagen diese, sie wollen nicht für Indianer arbeiten, wenn sie deren Namen nicht wissen. Er hoffe, der Commissär werde ihm hierauf antworten. Ebenso hoffe er, daß der Commissär die Rechnung für die Ausgaben, welche ihr Her- und Hinkommen verursache, übernehme. Er habe gehört, daß die Regierung sehr freundlich gegen andere Indianer gewesen sei, welche hier waren — er verlange dasselbe für sich und seine Freunde. Sonst würde er sich vorkommen, wie ein Mann, der sich selbst aufißt. Wenn er das Geld in den Händen hätte, welches diese Ausgaben erforderlich machen, würde er es anders verwenden.

Nakascowat sagte, wenn die Regierung alle ihre Ausgaben bezahlen wolle, so würden sie sehr zufrieden heimgehen.

Waashawmeesaw sagte, als der letzte Vertrag gemacht wurde, hätten sie 41,000 Dollars gehabt, dazu legten sie 40,000 Dollars und noch 30,000 Dollars; dies mache zusammen 101,000 Dollars. Nun aber haben sie nur noch 71,000 Dollars. Sie glauben den Grund, warum sie 30,000 Dollars verloren, zu wissen. Wenn der Commissär wissen wolle, wen sie meinen, so wollen sie die Namen nennen. (Der Commissär wünschte zu hören, was sie meinen.) Waashawmeesaw überlegte sich die Sache einen Augenblick und machte dann auf die Grenzlinie, welche, wie er sagte, den Des Moines und Red Rock überschreite, aufmerksam. Dann kam er wieder auf die Geldfrage zurück und bemerkte, daß das Geld in zwei Säulen aufgehäuft sei, die eine für die Sacs und die andere für die Foxes. Das Alles sprach er geheimnißvoll.

(Hier gab der Dolmetscher die Aeußerungen der Indianer nicht mit gehöriger Bestimmtheit und Accuratesse).

Waashawmeesaw sagte dann, Bill Phelps und Sumner Phelps seien die Personen, welche er meinte. Außer ihm wissen noch fünf andere Personen, daß dies wahr sei. Bill Phelps sagte: Ich gebe dir fünf und zwanzig Cents, wenn du Folgendes thun willst. Wir nehmen 30,000 Dollars von einer Säule und legen sie auf die Seite, dann nehmen wir 30,000 Dollars von der andern und machen es ebenso. Er glaubt, der Hauptmann bei dieser Sache heiße Sandford, Choteau Sumner sei ebenfalls dabei betheiligt. Keokuk und Ahneecoos stimmten hiermit überein. Beach war zu dieser Zeit Agent. Diese verfertigten die in des Commissärs Händen befindlichen Schriften. Aus diesem Grunde kann nun der Vertrag, den sie gut geheißen, nicht gesehen werden und darum kommen die Häuptlinge her, sie wollen den Commissär sprechen, um zu sehen, ob er irgendwie das Geld für sie auffinden kann.

Mahnatooaa sagt, daß sie, ehe sie von Hause weggegangen seien, beschlossen haben, den Sioux nichts zu bezahlen. Die Sioux und sie seien Feinde und sie zahlen ihnen nichts. Mit den Pawnees seien sie nun in Frieden und darum die Zahlung von 1000 Dollars überflüssig. Er hoffe, der Commissär werde ihnen eine Anweisung geben, damit sie die 1000 Dollars erhalten.

Keokuk unterstützte die Ansichten der vorgenannten Häuptlinge in allen Punkten und verlangte für jede Partei Silbergeld. Für die Halbblutindianer forderte er einige Hülfe von der Regierung. Er erwarte, daß der Commissär auch zu deren Beistand etwas thue.

Tackwauß hoffte, die Regierung werde Mitleid haben mit den Halbblutindianern, das würde dazu beitragen, ihr Volk zufrieden zu stellen.

Washawmeesaw sagte, die Händler seien weiß und verstünden den Mund voll zu nehmen. Er wünsche, daß die Rechnungen, welche die Händler gegen sie bringen, genau untersucht würden. Alles, was recht und billig sei, wünschen sie ausbezahlt. Auch die Halbblütigen haben einige Händler und wollen, daß sie bezahlt werden. Sie möchten die 30,000 Dollars in St. Louis in Empfang nehmen, um die Händler zu befriedigen. Wenn das geschehen sei, wollen sie nicht wieder ein ähnliches Verlangen stellen, sondern in Zukunft ihr Geld auf große Säulen häufen.

Der Commissär wollte wissen, ob es wahr sei, was er gehört habe, nämlich daß Powaishick nicht in seinem eigenen Lande lebe, sondern bei den Kickapoos? Und wenn so, warum?

Powaishick antwortete sehr geschickt und sagte dann, die Kickapoos wünschten dies, weil er vielen der Ihrigen das Leben gerettet. Als er eine große Strecke Landes besaß, habe er mehreren ihrer Stämme erlaubt, darauf zu leben und nun vergälten sie es ihm wieder. Eine große Volksmasse, aus allen Arten zusammengesetzt, lebe in der Stadt Washington, aber wenn er zu den Kickapoos gehe, dann bemerke man dies mächtig schnell. Ein Grund, warum er nicht gerne in seinem eigenen Lande lebe, sei große Widerwärtigkeit mit Pferden. Er habe viel von Soldaten gehört, die ihn zurücktreiben sollen, sehe aber nicht ein, warum.

Washawmeesaw wollte wissen, ob der Commissär Händlern erlaubt habe, ohne Erlaubniß der Häuptlinge Handel zu treiben. Alle ehrlichen Handelsleute möchten sich bei ihnen aufhalten, aber es seien zwei bei ihnen, welche aussähen, als wenn sie stehlen wollten. Die, welche Credit geben wollen, möchten bleiben, die anderen aber gehen, denn die Händler, welche keinen Credit geben, nähmen alle ihr Geld. Wenn ein Händler zu ihnen komme, baue er sich ein Haus und pflanze das Feld an. — Ist dies der Wunsch des Commissärs? Der Waffenschmied und die anderen Schmiede haben gleichfalls Felder so groß als es ihnen gefällt und setzen ihre Umzäunungen den Indianern in den Weg.

Da die Essenszeit der Indianer herannahete, wurden sie entlassen.

National Intelligencer 4. September 1852.

Aus Iowa.

Burlington, Iowa, Ende December 1852.

Der Fluß ist hier und auf Meilen südlich am 19. unter dem Schutze eines heftigen Nordwestwindes, der das Treibeis im Laufe anhalten half, fest zugefroren, und wird täglich mit Wagen befahren. Die Kälte ließ zwar zuweilen nach, steigerte

sich aber öfter plötzlich wieder zu einem hohen Grade. Am Empfindlichsten ist sie, wenn der Nordwestwind auftritt. Dieser artet von Zeit zu Zeit in den eisigsten Sturm aus, der kein Reisen auf der offenen Prärie zuläßt. Er durchdringt schneidend das Mark. Gewöhnlich erhebt er sich nach plötzlichem Temperaturwechsel, und zwar um Mittag oder Mitternacht, und hält in der Regel 12 Stunden, auch wohl 24, seltener 48 Stunden an. In den nördlichen Staaten, wie Wisconsin, Michigan, Minesota, muß der Winter aber streng regieren. Friert doch hier und noch südlicher der Fluß regelmäßig jedes Jahr zu, und selbst noch bis St. Louis etwa, alle 5 Jahre. Die Elemente des jungen Landes scheinen noch zu ungebändigt und unversöhnt zu wirken; denn wie im Sommer, wenn die Sonne das Regiment führt, die Hitze höchst lästig wird, so im Winter die Kälte unter den tellurischen Einflüssen. Der feuchten und sumpfigen Niederungen sind noch zu viele und die Erdkruste ist noch zu wenig gebrochen, als daß das Erdreich hinlänglich Wärme in sich aufgesogen hätte, um bei der Abwendung von der Sonne der Kälte Widerstand leisten zu können. Daher auch der rasche Uebergang zum ausgeprägtesten Winter. Ein Frühling hinwiederum als „Jahreszeit" ist dabei auch nicht möglich, und es hat sich schon ereignet, daß man das Eis, welches man gestern zur Kühlung für den Sommer sammelte, heute zu solchem Zwecke verwendete.

Die Preise der Lebensmittel sind im Steigen am ganzen oberen Mississippi. In St. Louis' Zeitungen fand ich dieselbe Klage. Der Grund bei uns und nördlicher ist der, daß die Kleinhändler in den Städten seit einigen Jahren, ohne zwar sich ausdrücklich zu dem Behufe geeignet zu haben, die Bestimmung der Preise sich anmaßen. Abgesehen davon, daß die Farmer, welche Früchte, Vieh und Fleisch mitbringen, genöthigt werden, zum Theil Waaren als Bezahlung anzunehmen, müssen sie, wenn sie sich davon zu sehr entblößt haben und dergleichen im Winter oder Frühjahr wieder bedürfen, dieselben um enorme Preise zurückkaufen. Die Stadtbewohner aber haben regelmäßig übertrieben dafür zu bezahlen. Herbeigeführt wird dieser Uebelstand nicht allein durch die vorausgesetzte Uebereinstimmung der Kleinhändler, sondern auch durch die große Zahl der Kaufläden, und hauptsächlich dadurch, daß die Farmer sich gleichsam auf Gnade und Ungnade ergeben, indem sie im Herbste alle ihre Produkte verkaufen. In den Kaufläden und Waarenhäusern liegen dann alle ländlichen Produkte aufgestapelt, und damit ist deren Inhabern die Macht der Preisbestimmung überlassen. So kommt nicht selten vor, daß z. B. die Gerste für 35 Ct. hingegeben und zur Saat für 80 Ct. zurückgenommen, daß das Schweinefleisch für 2 Ct. verkauft, Salzfleisch aber und die Schinken zu 10—12 Ct. zurückgekauft werden. Statt daß nun die Farmer solcher offenbaren Ausbeutung durch Zwischenhändler entgegen arbeiteten, indem sie sich ihrerseits vereinen, verfolgen sie das System, im Herbste Alles zu versilbern und sich auf einmal für den Winter mit allem Möglichen zu versorgen. Unter dem Vorgeben, daß sie am Fleische doch nichts verdienen, schlachten sie auch tüchtig drauf los und bringen so den Viehstand im Allgemeinen herab, was die großen Schwankungen im Preise noch befördert. Eine Association der Farmer zur Anlegung von Depots und Verschiffung im Großen müßte ihnen und den Nichtkaufleuten vom größten Vortheile sein. Der Hauptgewinn würde ihnen als den Producenten zufallen und das Publikum billiger bedient werden. Gegenwärtig besteht die Ansicht, daß alles Fleisch bis zum Frühjahr auf einen nie da gewesenen Preis steigen wird.

Gegenwärtig sind, nach langer Unterbrechung, die Schulen wieder im Gange. Es ist interessant, die Schüler und Schülerinnen (darunter 20jährige) von allen Richtungen her durch den Wald nach dem einsamen Schulhause wandern zu sehen. Fröhlich eilen sie durch den ungebahnten Schnee, um ein spärliches Wissen von einem auf die paar Wintermonate für 40—50 Dollars gemietheten beliebigen Yankee zu erschnappen. Dabei friert ihnen ihr Mittagsbrod, das sie bei sich haben, häufig ein. Die Schule dauert von 9—4 Uhr.

Gestern Nacht fehlte ich einen Habicht und schoß eine Stinkkatze, die beide nach den auf Bäumen übernachtenden Hühnern ausgingen. Letztere bestrafte indeß mit einem unaussprechlichen Gestank meine Geruchsnerven. Glücklicher Weise erreichte mich ihr stinkender Unrath nicht. Dergleichen Thiere sollen auf 20 Schritt damit treffen, und Kleider, von ihnen befleckt, nicht mehr getragen werden können.

Die Kälte hat einen hohen Grad erreicht, das Brennholz ist auf $2^1/_2$— 3 Dollars gestiegen. Die Wege sind wegen bedeutenden Glatteises mit Fuhrwerk nicht zu passiren.

Die Posten kommen uns sehr spät zu. Der Telegraph ist nach dem Osten hin an mehreren Stellen verletzt, und ist an eine Herstellung vorerst nicht zu denken.

N. Y. Handelszeitung 12. Jan. 1853.

Utah und die Mormonen.

(Correspondenz des St. Louis Intelligencer.

Great Salt Lake City, 12. September 1852.

Unter Peitschenhieben und Spornstichen in die Flanken ihrer Thiere, sprengte eine Gesellschaft mormonischer Schönen und Stutzer in vollem Galopp an meinem Fenster vorüber; erstere sind in lange, eingefaßte Reitkleider und grüne Sammetkappen gehüllt, letztere in Hemdärmeln und bloßem Halse, mit umgeschlagenen wollenen Hüten auf den Köpfen und um die Beine von den Knien abwärts Streifen rauhen Leders, wie Leggins, gewunden. Indem ich vor der Thür den ungewohnten Anblick dieser Figuren noch weiter genieße, fällt mir ein, daß ich Ihnen versprochen habe, etwas über Sitten, Einrichtungen, Charakter und sonstige Einzelnheiten des Mormonenlebens schreiben zu wollen, wie sie mir bei mehrwöchigem Aufenthalte im Thale erschienen sind. Diese Aufgabe ist gar nicht leicht. Denn bei so viel Unwissenheit und Fanatismus auf der einen und so viel Vorurtheil und Verachtung auf der andern Seite ist es ganz unmöglich, Mormonen und Heiden (denn so nennen die Heiligen alle nicht in der Religion mit ihnen Uebereinstimmenden) in Allem zu gefallen. Die Heiden werden mir sicherlich zu große Milde und Nachsicht für die abscheulichen Doctrinen und hassenswerthen Personen der gotteslästerlichen Bilderdiener vorwerfen, während die Mormonen mich beschuldigen werden, gegen Gottes gläubige und auserwählte Heilige einen wahren Verfolgungseifer zu entwickeln. Ja es ist sogar zweifelhaft, ob ich selbst mit der Treue nnd Wahrheit meiner eigenen Eindrücke zufrieden sein werde. Da indeß dies meine Sache allein ist, so schreibe ich wie ichs denke, unbekümmert um Beifall oder Tadel.

Die Bevölkerung dieser Stadt beläuft sich auf 8—10,000 Seelen, die des ganzen Thales kann ich nur annähernd schätzen, und denke, nach den besten und

zugängigen Quellen, sie auf etwa 20—30,000 veranschlagen zu dürfen. Diese Bevölkerung ist durchgängig sehr verschiedenen Charakters, denn sie besteht aus Einwanderern aus allen Theilen der Union und fast allen Ländern Europas. Hier findet sich der scharfe, witzige, rastlose Yankee, der vorsichtige, schlaue Schotte mit dem schmalen Gesicht, der engbrüstige, selbstgefällige, consequente Engländer, der finstere, phlegmatische Deutsche und gelegentlich wohl auch ein lustiger, leichtherziger Irländer oder Franzose, und sie alle zusammen leben in diesem wüstenumgürteten Zufluchtsorte in voller geselligen Harmonie und Brüderlichkeit. Oft habe ich mich ergötzt an einer ihrer heiligen Sitten, an der Art nämlich, wie sie unter einander sich anreden und sprechen. Ein Heiliger grüßt oder spricht zu einem Bruderheiligen stets mit dem Titel: Bruder oder Schwester, ein Liebeswort, das nicht den Aelteren der Gemeinde allein gehört, sondern jedem Alter und Geschlecht zukommt. Ja ich habe oft lachen müssen, wenn ich ein Heiligenkind von 8—12 Jahren seinen Spielkameraden oder auch einen ältern Mann mit dem geschwisterlichen Namen Bruder Zebulon oder Bruder Hyde anreden hörte. Nur eine einzige Ausnahme besteht unter ihnen in dieser Beziehung. Nur höchst selten, ja vielleicht nie wird der Titel Bruder dem Oberhaupt der Kirche und Gouverneur des Territoriums Brigham Young beigelegt. Die weniger exaltirten Heiligen legen dieser hohen und einflußreichen Person, wenn sie ehrerbietig sprechen wollen, den Titel: Präsident bei, weil er doch Präsident der Kirche ist. Für gewöhnlich aber wird er ganz familiär nur Brigham genannt. Sehr selten nur ist von ihm als Gouverneur die Rede, denn die Heiligen wollen nichts wissen vom politischen Rang und Titel für den Hohenpriester ihrer Religion und unmittelbaren Stellvertreter Gottes auf Erden.

Engländer beiderlei Geschlechts bilden nach meinem Dafürhalten wohl ein Drittel, ja vielleicht die Hälfte der Gemeinde. Mit treuem Festhalten an ihrem englischen Ursprung und Charakter bilden sie die thätigsten, bedeutendsten Arbeiter des Thales. Ein rothbäckiger, zungenfertiger Engländer, dessen Bauch durch Beefsteaks, und starkes Bier und ähnliche Getränke zu einer stattlichen Rundung gediehen ist, erst frisch importirt aus dem alten Lande, wo er vielleicht Mylord John den Steigbügel zu halten oder auf Sir Thomas Klingel unterthänigst zu erscheinen hatte, kommt an den Salzsee und beginnt bald, sich selbst als Lord zu fühlen, beim bloßen Gedanken an seine frische Emancipation. Je nachdem er gerade gelaunt ist, schaut er mit unverhehltem Mißvergnügen oder übermüthigem Vornehmthun auf die gebornen Amerikaner herab, die durch diese Gegend ziehen oder auf kurze Zeit dort halten. Gewöhnlich trägt er verrätherische Gesinnungen gegen das Gouvernement der Vereinigten Staaten zur Schau, ja spricht wohl gar unehrerbietig über den höchsten Beamten und andere hohe Würdenträger der Nation aus. Dergleichen Charaktere trifft man häufig hier an. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich damit eine Tirade gegen England und das englische Volk beabsichtige; denn zunächst nach meinem eignen schätze ich Volk und Institutionen Altenglands. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem feinen englischen Gentleman und einem rohen unwissenden Bauer. Unglücklicher Weise gehören viele, sehr viele der Engländer am Salzsee dieser letztern Classe an. Auch Wallisen leben in einiger Entfernung von der Stadt auf dem Lande und sind in der Regel sehr thätig und nüchtern.

Von der amerikanischen Bevölkerung gehört der größere Theil New-York und den übrigen Mittel- und Oestlichen Staaten an; bisweilen ist wohl auch ein Repub-

sentant aus den Süd- oder West-Staaten unter ihnen. Durch die Bank gehörten die Mormonen den unteren oder arbeitenden Classen der Gesellschaft in den Staaten an, wo sie anfänglich wohnten. Was die Bildung und Kenntniß der Mormonen im Allgemeinen anlangt, so muß ich nach den uns vorgekommenen Proben sagen, daß sie noch auf sehr niederer Stufe stehen, und daß viele selbst der gewöhnlichsten Erziehung nicht theilhaftig waren, und roh und unwissend in hohem Grade sind.

Ich kann mich nicht erinnern, unter denselben jemals nur einen einzigen Mann gesehen zu haben, dessen Aussehen Manier, oder Sprache ihn als einen Gentleman von feinem, gebildeten oder nur gut erzogenem Benehmen bezeichnete. Ich nehme bei dieser Bemerkung weder Gouverneur Young noch irgend ein anderes Oberhaupt der Kirche aus. Und dennoch giebt es viele Leute unter ihnen, welche einen von Natur schlauen, verschlagenen und großen Verstand besitzen. Wenn auch die natürliche Intelligenz der Mormonen keine sehr durchdringende, ihre erworbenen Kenntnisse keine sehr vollendeten und ihr Benehmen nicht das höflichste ist, so besitzen sie doch gleichsam als eine Entschädigung für diesen Mangel die zwei Cardinaltugenden jener Classen, von welchen sie größtentheils abstammen, in einem sehr hohen Grade — nämlich Fleiß und Nüchternheit. Wenn man äußerliche Manifestationen als wahren Typus der innern Gefühle und des Charakters gelten lassen kann, so sind Energie, Ausdauer und Nüchternheit gewiß hervorragend im Charakter der Mormonen.

Jeder Mormone treibt ein Geschäft, und verfolgt dasselbe gewöhnlich mit lobenswerther Thätigkeit. Ein müßiger oder betrunkener Mormone ist ein gesellschaftliches Phänomen, welches mir noch nicht vor Augen gekommen ist. In der Stadt giebt es nur wenige Branntweinläden, und ich glaube, sie werden selten von andern Leuten besucht, als von Emigranten und Personen, welche sich nur temporär in der Stadt aufhalten. In den Straßen ist es zu allen Stunden, Tag und Nacht, ruhig und ordentlich.

Als ein Beispiel des Geschäftsgeistes und der Ausdauer der Mormonen will ich nur einer wohlbegründeten Thatsache erwähnen. In der ersten Stunde, nachdem im Jahre 1847 die ersten Abenteurer in das Thal gekommen waren, hatten schon einige derselben ihre Pferde an Pflüge gespannt, Andere hackten den Rasen auf, Andere stachen Gräben aus und machten andere Vorbereitungen zur Bewässerung. Im Allgemeinen habe ich die Mormonen höflich und nicht abgeneigt gefunden, mir jede gewünschte Aufklärung über die Hauptgrundzüge ihrer religiösen und socialen Organisation mitzutheilen. Was die Ehrlichkeit ihres Charakters und ihres Betragens anbelangt, ist es die Mode bei Nichtmormonen oder „Heiden", Zweifel und Mißtraunn darein zu setzen. Es mag sein, daß ich in dieser Beziehung etwas zu stark in die herrschende Mode verfallen bin, aber dennoch muß ich offenherzig gestehen, daß ich nichts sah, was mich hätte glauben machen können, daß die Mormonen besser oder schlimmer als andere Leute wären.

Da ich so viel über die Männer gesagt habe, so muß ich auch der Frauen gedenken. Mit aller pflichtschuldigen Achtung gegen die Verbindlichkeiten, welche Galanterie und Nachsicht gegen die Rechte dieses Geschlechts auferlegt, kann ich nicht sagen, daß die Mormonendamen irgend einen Anspruch auf Superiorität über ihre Herren und Meister — die Heiligen — in Rücksicht auf Aussehen, Sitten oder Erziehung beanspruchen können. Mit sehr wenigen Ausnahmen schienen sie mir

von den niederen Classen der Gesellschaft abzustammen. Was immer ihre andern Tugenden sein mögen, welche man schicklicher Weise bei ihnen voraussetzen muß — schön, zart, graciös sind sie gewiß nicht.

Ohne die Grenzen des Anstandes zu überschreiten oder die Prärogative des Geschlechtes zu beeinträchtigen, mag es mir erlaubt sein, zu behaupten, daß ein zärtlicher Schäfer ganz gewaltig von den Pfeilen Cupido's verfolgt werden muß, wenn er sich auf den ersten Blick in eine Mormonen-Lady verliebt. Mormonen-Ladies lieben es, wie andere Ladies, durch Mode und Putz, so viel nämlich innerhalb ihres Bereiches liegt, ein wenig Aufsehen zu erregen. Die dort gangbaren Moden variiren aber so weit von einander, wie die verschiedenen Moden und Gebräuche der verschiedenen Länder, aus welchen die Damen kommen. Eine Lieblingsmode bei vielen derselben sind Genueser-Hüte, beinahe nach der Art, wie dieselben von den Schweizerinnen und den italienischen Bäuerinnen getragen werden. Diese Hüte verleihen manchmal Gesichtern, welche sonst in ihren Zügen nichts Anziehendes hätten, etwas Pikantes. Die Bemühungen mancher Schönheiten, alter und junger, ihre Reize durch modernen Putz zu heben, gehen oft ins Lächerliche.

Die Frauen sind hier in zweite Linie gestellt. Vielleicht hätte ich sagen sollen, sie ständen in gänzlicher und absoluter Unterordnung unter dem Manne, wenigstens würde dieser Ausdruck ihrer Lage entsprechender sein. Zufolge des Glaubensbekenntnisses, das sie unter einander angenommen haben, hat das Weib nicht eher Anspruch auf Glück und geistige Erlösung, als bis sie sich verheirathet oder, mormonisch gesprochen, mit einem Manne versiegelt hat. Die Männer halten demnach das Loos der Frauen in ihren Händen und sind durchaus nicht beschränkt in der Zahl derer, auf die sie mit fürstlicher Liberalität und christlichem Mitleiden die Segnungen des Glückes und des Seelenheiles ausgießen wollen, während das arme Weib bei Todesstrafe gezwungen ist, nur einen Gatten als souveränen Herrn anzuerkennen.

Es ist dies ein Recht und Privilegium, von dem manche Heilige in größter Ausdehnung Gebrauch machen. Bigamie und Polygamie ist ein Cardinalsatz im Glauben und ein hervorstehender Zug im Leben der Mormonen, eine Sache, die offen und ohne alle Hülle anerkannt und verwirklicht wird. Viele Heilige trachten danach, zehn, zwölf und mehr Mädchen unter ihren heiligen Schutz zu nehmen, die dann Spiritualen genannt werden. Zum Eintritt in diesen Stand von Herrschaft bedarf es der Einwilligung des Präsidenten Brigham Young zunächst, worauf durch eine besondere Ceremonie die Vermählung vor sich geht. Die Zahl der Spiritualen zu nennen, die zu Gouverneur Youngs unmittelbarem Haushalte gehören, sowie derer, auf die er souveräne Rechte ausübt, ist unmöglich. Oftmals indeß habe ich seinen Wagen oder Omnibus zur Kirche fahren sehen, gefüllt mit einem Dutzend oder noch mehr Damen von jedem Alter, die, wie man mir sagte, alle darauf Anspruch machen, seine geliebten und geehrten Weiber zu sein. Außer diesen aber, weiß ich, hat er noch eine Menge Weiber in den verschiedenen Stadtvierteln. Als Oberhaupt der Gemeinde hat er die Auswahl aus der Heerde.

Die übrigen Häupter der Heiligen, erfahre ich, haben Frauen oder Spirituale (geistliche Töchter) in der Zahl, die ihrem Range und Ansehen in der Kirche entspricht. Gewöhnlich wohnen diese Spiritualen mit ihrem Herrn im selben Hause, und zwar die Favorite in dem Hauptgebäude, die übrigen nahebei in kleinen Cot-

tages oder Außengebäuden, die für ihre Bequemlichkeit zugerichtet sind. Bisweilen wird aber das Hauswesen so zahlreich, daß es gebieterisch eine Theilung fordert, und die Frauen ziehen dann in andre Wohnungen, wo sie, je nach Geschmack und Neigung des Gatten, eine um die andere besucht werden. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese vielen vereinigten Lehnsleute (um den gesetzlichen Ausdruck zu brauchen) eines einzigen Herrn, meist in bestem Einvernehmen und Harmonie untereinander leben. Die Eifersucht, dieses Ungeheuer, scheint von den Damen am Salzsee nicht gekannt zu sein. Ein derartiger Fall ist in den Annalen des Mormonismus bis jetzt unerhört und man hält ihn gar nicht für möglich.

Wie sich nach dem hier Gesagten von selbst versteht, lassen die Mormonen dagegen ihre Familien nur in einen sehr beschränkten und wohl überwachten Verkehr mit den „Heiden" treten. Mit orientalischer Eifersucht scheinen sie jeder geselligen Annäherung an ihre Weiber und Töchter von Seiten Fremder zu mißtrauen. In der That ist es den jungen mormonischen Damen durchaus untersagt, sich in irgend welche Beziehung zu einem jungen in der City lebenden Heiden zu setzen. Unähnlich aber sind sie darin ihren großen Vorbildern, den mißtrauischen, eifersüchtigen Muselmannen, daß sie keine Eunuchen von fürchterlichem Aussehen als Wächter der Heiligkeit ihrer Wohnungen und der kostbaren Schätze darin anstellen. Ich denke aber, Viele von ihnen ersparen sich diese Masse von Zweifel, Angst und Sorgen durch die einfache Philosophie, daß, wo die Versuchung gering ist, auch Vergehen und Verbrechen verhältnißmäßig gering sind.

Der Hauptstolz und Trost, bei dem Mangel an sonstigen Privilegien, scheint für diese Frauen in der Ehre zu liegen. deren sie sich auch im höchsten Maßstabe erfreuen, Mutter einer unendlichen Menge von Heiligenkindern oder „Göttern" zu werden, wie sie sich selbst und ihre Nachkommenschaft betiteln. Die Zahl der Kinder im Thale geht ins Unglaubliche. Fast jedes Frauenzimmer, das das Alter der Mannbarkeit erreicht hat, trägt eine dieser kindlichen Verantwortlichkeiten mit sich umher, und man kann sich daraus eine Idee von der raschen Vermehrung der Bevölkerung machen, deren Salt Lake fähig ist. Diese Götterkinder werden kurz nach der Geburt meist mit einem biblischen oder andern Namen bezeichnet, wie z. B. Zebulon, Erastus, Jerodiah, Nehemia, Naphtha, Tomas ꝛc.

Seit ich hier bin, wohne ich regelmäßig ein= oder zweimal dem Gottesdienst jedes Sabbaths bei, in dem einzigen Gotteshause der Stadt. Der Charakter und das Ceremoniell bei diesen Andachten hat unverkennbar dasselbe Gepräge wie bei verschiedenen protestantischen Sekten. Den Anfang macht ein Gebet, dann wird etwas opernartig eine Hymne gesungen von einem Chor Sänger, Männer und Weiber, unter Begleitung von Geigen, Clarinetten, Flöten und sonstigen Instrumenten. Nun folgt die Predigt, auch wohl mehrere, von einem oder mehreren Aeltesten. Ist dies vorbei, so wird die Versammlung mit einem Gebete entlassen. Die Kanzel ist gewöhnlich vom Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und den zwölf Aposteln eingenommen, aber auch von anderen hohen Aeltesten, von denen manche nur nach augenblicklicher Eingebung und ohne alle Vorbereitung zur Menge sprechen.

Vor ein paar Wochen hatte ich das Vergnügen, eine Predigt des Bruder Orson Pratt über Vielweiberei und eine Vorlesung über die Offenbarung, die Joe Smith über denselben Gegenstand wurde, durch den Präsidenten Young zu hören.

Dadurch gewann ich eine hellere Einsicht in die Geheimnisse der mormonischen Theologie, als ich bis dahin gehabt hatte. Die Mormonen glauben an die Echtheit des Alten Testaments, wie an die Göttlichkeit des Charakters, der Sendung und Offenbarung Jesu Christi. Außerdem aber glauben sie, daß der Wille Gottes sich dem Joseph Smith in ähnlichen Offenbarungen kundgab und, wenn Verhältnisse es fordern, sich heute dem Brigham Young und den andern Patriarchen der Kirche ebenso kund geben wird. Die Mormonen glauben an Vielgötterei eben so, wie an Vielweiberei; beide gehen Hand in Hand, beweisen ihre gegenseitige Nothwendigkeit. Den Grundideen ihrer Theologie gemäß sind sie selbst alle „Götter und Väter von Göttern", nur in Macht, Wissen und Rang verschieden; Götter, die sich selbst erniedrigt haben, eine Zeit lang unter menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen.

Eine ihrer größten Pflichten in ihrem erniedrigten Charakter ist es deshalb, ihr Geschlecht zu vermehren, und nicht allein diese, sondern auch andere unzählige und unerschaffene Welten mit ihren Nachkömmlingen, Götter wie sie selbst, zu bevölkern. Daher kommt die Nothwendigkeit und der Grund für die Annahme der Vielweiberei, nämlich um diesen großen Zweck ihres Daseins schneller zu Stande zu bringen. Nach dem Tode fahren sie in den Himmel hinauf, nehmen ihre ursprüngliche Gottheit an, und leben hier in einem Zustande ewigen Freudengenusses, umgeben von ihren zahlreichen Weibern und ihrer Nachkommenschaft. In ihrem Glauben giebt es keine Hölle. Die Hölle besteht nur darin, daß Unwürdige der Freuden und Entzückungen des Himmels beraubt werden.

Ich kann nicht umhin, einer sonderbaren Idee zu erwähnen, welche Herr Pratt in seiner Rede aufstellte, und diese war: der Hauptgrund, warum die Vereinigten Staaten und Europa nicht das System der Vielweiberei annähmen, sei, daß die Männer oft schon zu geizig seien, um nur ein einziges Weib und ihre Kinder zu ernähren. Diese Erklärung eines Gebrauches, welcher bisher dem Tugend-Principe der Amerikaner und der Europäer zugeschrieben wurde, wird ohne Zweifel nicht wenige derselben überraschen. Die Heiligen bemühen sich auf alle mögliche Weise, Proselyten für ihre Religion zu machen. Sie schicken zu diesem Zwecke Missionäre nach jedem Theil der Erde aus. In einigen Tagen werden achtzig oder neunzig solcher Apostel des Mormonismus sich auf ihre Missionen begeben; einige derselben sind nach verschiedenen Theilen der Union, andere nach verschiedenen Ländern in Europa, und wieder andere nach China, Hindostan, Australien, die Sandwichs-Inseln und andern entfernten Gegenden bestimmt.

Diese Missionäre werden gewöhnlich von der ganzen Gemeinschaft der Heiligen gewählt, und bisweilen aufgefordert, in einer Zeit von acht oder zehn Tagen nach ihren weit entfernten Missionspunkten abzureisen. Sie erhalten keine Belohnung oder Bezahlung. Diese Pflicht erfüllen sie meistens mit Bereitwilligkeit und Freude. Herr Pratt, welcher den Sermon hielt, von welchem ich sprach, begleitet eine Missionsgesellschaft nach Washington City, um hier eine Mormonen-Zeitung herauszugeben. Durch die Spalten dieses Journals, denke ich, wird das Publikum über alle wichtigen Punkte der Mormonen-Theologie aufgeklärt werden.

In Betreff der Politik ist, wie ich glaube, unter den Mormonen sehr wenig oder gar kein amerikanischer Geist zu finden. Wenn sie je ein Gefühl der Zuneigung für die Regierung und die Institutionen des Landes hegten, so bin ich über-

zeugt, daß eine Reihe von Verfolgungen und Feindseligkeiten Seitens verschiedener Staaten dasselbe beinahe gänzlich in ihrem Gemüthe vertilgt hat. Sie sind mißtrauisch und unfreundlich gegen die Bürger der Vereinigten Staaten im Allgemeinen. Da ihr Gefühl gegen das Volk von dieser Art ist, so kann man natürlicherweise keinen andern Schluß ziehen, als daß das nämliche Mißtrauen und der nämliche Widerwillen sich auch auf die Regierung erstreckt, von welcher dieses Volk regiert wird. Diese verrätherischen Gefühle und Meinungen gegen die Nationalregierung herrschen in dieser Communität in einer größern Ausdehnung, als man gewöhnlich in den Staaten annimmt.

Wenn sich diese Gefühle noch nicht in einer offenen Rebellion oder in Mißachtung der Regierungsbehörden gezeigt haben, so geschieht dieses hauptsächlich, weil die Mormonen sich noch nicht auf ihre Stärke verlassen können, oder keine hinlängliche Provocation gefunden haben, die ein solches entschiedenes Auftreten rechtfertigen könnte. Ich denke, daß in einigen Jahren ihre Stärke zunimmt, und eine geeignete Gelegenheit wird dann diese Gefühle zur Ueberzeugung eines Jeden offenbaren. Ich gründe meine Meinung nicht so sehr auf positive Handlungen oder Aeußerungen, welche ich entweder gesehen oder gehört habe, als auf die Information, welche ich mir aus verlässigen Quellen verschaffte.

Von der mexikanischen Grenze.

(Aus einem Schreiben des Commissär Bartlett.)

Chihuahua, 23. Oct. 1852.

Wir langten gestern nach einem 15tägigen Marsche von El Paso hier an; die Entfernung beträgt 320 bis 340 Meilen. Am zweiten Tage kamen wir an den Rio Grande, dessen steile Ufer wir zuvor niedergraben mußten, ehe wir ihn passiren konnten. Von da ab marschirten wir, bei herrlichem Wetter und auf einer von der Natur geebneten Straße, unangefochten weiter, bis uns am 18. eines jener furchtbaren Ereignisse betraf, mit dem wir, obschon sie in dieser Gegend ziemlich häufig sind, bis dahin verschont geblieben waren.

Am Morgen des genannten Tages brach ich mit noch vier Anderen ein wenig vor dem Zuge auf. Unser Lager war inmitten einer breiten Ebene ohne Baum, Strauch oder Fels; wie wir denn auf der ganzen Strecke vom Rio Grande an weder auf Hügel noch Thal gestoßen waren. Das Ganze bildete eine unübersehbare Fläche mit einzelnen Bergkegeln in Zwischenräumen von 10 bis 20 Meilen. Einige solcher Kegel standen auch wenige Meilen von dem Lager entfernt, bis zu ihnen war Alles offen und eben.

Als wir etwa eine Meile zurückgelegt hatten, mußten wir durch ein kleines Flußbett von 8—10 Fuß Tiefe, das mit niedrigem Gebüsch und Gesträuch bewachsen war. Plötzlich höre ich Flintenschüsse und wildes Geheul; ich wende mich um und erblicke eine Schaar berittener Indianer, die aus jenem Gebüsch hervorbrechen und auf den Wagenzug losstürmen, der 5—600 Schritte hinter uns war. Wir wenden sofort um und sind in wenigen Minuten zur Seite des Zuges. Die Indianer, denen das Scheumachen unserer Maulthiere mißlungen war und die uns mit gutgeladenen Pistolen dicht auf ihren Fersen sahen, jagten nach dem hinteren Theile

der Caravane und stürzten sich auf die Treiber der unangespannten Maulthiere mit furchtbarer Gewalt. So unerwartet war der Angriff, daß er erst bemerkt wurde, als die Rothhäute den Treibern gegenüber standen und diesen die Pfeile um die Ohren schwirrten. Zwei Mann wurden bei dem Choc von ihren Pferden geworfen und ein Dritter erhielt einen Lanzenstich mitten durch das Herz, der ihn augenblicklich todt zu Boden streckte. Der Kampf drehte sich um den letzten Wagen, den die Wilden von dem übrigen Zuge abgeschnitten hatten und nun versuchten die Maulthiere auszuspannen. Der Wagenführer indessen sprang mit großer Geistesgegenwart von seinem Maulthiere ab, schlang die Leinen den Thieren um die Köpfe und befestigte sie am Wagen. Dann nahm er seine Büchse zur Hand und vertheidigte sich wie ein Held. Die Pfeile flogen in allen Richtungen und wiederholte Lanzenangriffe wurden auf die Treiber gemacht. Auch unsere fünf mexikanischen Soldaten waren von den Wagen gesprungen und feuerten mit ihren alten Musketen so schnell es anging. Das Schießen war allgemein, indessen solchen Gegnern gegenüber, die auf ihren flinken Thieren mit Blitzesschnelle wendeten und sich im vollen Rennen vorwärts oder rückwärts hinter den Leib derselben beugten, konnten unsre Feuerwaffen nur geringe Wirkung hervorbringen. In der That wurde nur e i n Indianer todtgeschossen, doch gereichte es uns zur besonderen Genugthuung, daß es gerade derjenige war, welcher den einen von unsern Leuten niedergestochen hatte. Die Maulthiere, welche den Nachtrab des Zuges bildeten, gingen uns alle verloren, eben so die beiden Pferde, deren Reiter bei der ersten Attacke aus dem Sattel gehoben waren und noch eins dazu, im ganzen 11 Stück. Sie wurden durch das wahrhaft diabolische Geheul der Indianer scheu gemacht und rannten nach allen Richtungen unaufhaltsam über die Ebene, so daß es verlorene Mühe gewesen wäre, ihnen zu folgen. Unsere einzige Trophäe war Pferd, Sattel und Rüstzeug des erschossenen Indianers.

Als die Schufte uns Alle gegen sich ankommen sahen, fanden sie den Spaß doch etwas zu ernsthaft und gaben in aller Eile Fersengeld. Sie flohen nach den Bergen zu; vier oder fünf der Unsrigen, die sich nicht zurückhalten ließen, folgten ihnen mehrere Meilen weit, ohne sie zu erreichen, denn jene hatten frische Pferde und ihre Verfolger nur Maulthiere, noch dazu ziemlich abgetriebene. Aus Furcht, irgendwo in einen Hinterhalt zu fallen, mußten sie endlich die nutzlose Jagd aufgeben.

Durch den Schaden klug gemacht, beschlossen wir, uns nicht wieder zu trennen und dadurch die Wagen einem neuen Anfalle auszusetzen. Die Taktik der Indianer besteht gerade darin, sich irgendwo im Gebüsch oder Gesträuch zu verstecken und vereinzelte oder getrennte Partien zu überfallen. Herr Thurber entkam nur mit knapper Noth. Er botanisirte in einiger Entfernung hinter dem Zuge, als die Rothhäute ihm auf den Nacken kamen; seine Botanisirkapsel im Stiche lassend, sprang er rasch auf sein Pferd und setzte sich in Vertheidigungszustand; doch bevor die Indianer an ihm waren, sprangen die mexikanischen Soldaten zur Hülfe herbei, vor deren Musketen sie doch einen gewaltigen Respect haben. — Trotzdem wir einen Mann und 11 Thiere verloren, sind wir doch noch gut genug davon gekommen, denn wir retteten unsern Zug mit seinem werthvollen Inhalte und schafften uns die Feinde vom Halse. Ihr Plan war, ein stampede unter den Maulthieren zu verursachen, d. h. sie scheu zu machen, so daß sie sich nicht mehr regieren lassen, sich

von den Wagen losreißen und davonlaufen, in welchem Falle keine menschliche Macht sie zurückzubringen im Stande ist. Mit der Geschwindigkeit von Vollblut-Rennern jagen sie dann über die Ebenen und Berge, manchmal 60—100 Meilen weit, bis sie erschöpft niedersinken und die Beute der Indianer werden. Die Wagentreiber benahmen sich vortrefflich bei der Affaire. Bei der Attacke sorgten sie zunächst dafür, ihre Thiere so zu befestigen, daß es ihnen unmöglich war, sich loszureißen, dann richteten sie ihre Pistolen und Büchsen auf die Indianer und hielten diese in gemessener Entfernung, waren aber klug genug, nicht zu schießen, da sie sonst, bevor sie wieder geladen hätten, wie die Lerchen gespießt worden wären.

Nachdem wir unsern Todten begraben, setzten wir unsern Marsch mit großer Vorsicht fort. Wenige Meilen weiter stießen wir auf viele Gräber und Reste von Kleidungsstücken; hier war vor kaum einer Woche auf eine große Caravane ein ähnlicher Anfall, nur mit besserem Erfolge für die Banditen, gemacht worden. Mehrere Personen wurden dabei getödtet und 30 Thiere fielen den Indianern in die Hände. Auf derselben Stelle wurde vor zwei Jahren ein sehr bedeutender Zug complet vernichtet.

N. Y. Abendzeitung 21. Dec. 1852.

Von der Grenzcommission.

Die „New-Orleans Picayune" enthält folgendes Schreiben, datirt Fort Duncan, West-Texas, 29. November.

„Ich habe das Vergnügen, Sie von der glücklichen Ankunft der unter Mr. Marine Chandler stehenden Abtheilung der Grenzcommission zu benachrichtigen. Sie kam über Santa Rosa und San Fernando und ward genöthigt, ihre Arbeiten am Rio Grande aufzugeben, da sie in den Stromschnellen ein Boot verloren hatte und, in Folge dessen, Mangel an Lebensmitteln eintrat.

Mr. Chandler sagt, die Landstrecke, welche sie passirten, biete große Schwierigkeiten und Gefahren. Seine Leute litten sehr Noth und ermangelten der erforderlichen Kleidungsstücke und anderer Bedürfnisse, dennoch gelangten sie glücklich hierher. Lieut. Green, der die Escorte befehligte, verdient alle Anerkennung für die Art, wie er sich der ihm anvertrauten Aufgabe entledigte. In Folge der Ermordung des Obrist Craig fiel die ganze Führung der Escorte diesem zwar jungen, aber verdienstvollen Officier zu und seine tüchtigen Leistungen beweisen seine militärische Fähigkeit.

Bei dem Paß de los Camanches besuchte eine Anzahl Camanches-Indianer unter dem Häuptling Mawo den unter Mr. Chandler stehenden Zug. Man glaubt, daß diese Bande dieselbe sei, welche kürzlich auf der Straße von San Antonio mehrere unserer Leute niedermachte. Sie führten eine Menge 50 Dollar Goldstücke und Kleider bei sich, die sie wahrscheinlich den Ermordeten geraubt hatten.

Nahe Santa Rosa wurde die Gesellschaft von einer Bande Neger und Indianer unter Anführung des „Wild Cat", der jetzt in der Nähe besagter Stadt lebt, angehalten. Nach einer kleinen Unterredung zwischen Lieutenant Green und dem Häuptling zogen sie unbelästigt weiter.

Mr. Chandler bringt eine Anzahl Notizen, Zeichnungen, Mineralien u. s. w.

mit, die für Alle von Interesse sein müssen, welche sich über ein so wenig bekanntes Territorium, wie das am Rio Grande, Auskunft verschaffen wollen.

N. Y. Daily Times, 25. December 1852.

Aus Texas.

Wir erwähnten kürzlich der Verhaftung des Postmeisters Stephens auf mexikanischem Boden wegen Mordversuchs. Neueren Berichten entnehmen wir folgende interessante Details:

Dem Eagle Paß und dem amerikanischen Fort Duncan gegenüber an den Ufern des Rio Grande liegt eine kleine, ebenfalls neu angelegte mexikanische Stadt mit einer Besatzung von mexikanischen Söldnern. In der Nähe hat die „Wilde Katze", der berühmte Seminolenhäuptling, sein Lager aufgeschlagen. Die Vollendung der neuen Quartiere für die Soldaten gab kürzlich zu mehrtägigen Festlichkeiten Anlaß, jeder Abend brachte mehrere Stiergefechte und die Nacht hindurch tobte der Fandango, bis der anbrechende Tag die müden Tänzer nach Hause trieb. Von amerikanischer Seite hatten sich ebenfalls Gäste eingefunden, und unter ihnen einer von der Grenzvermessungscommission des Majors Emorey. Beim Tanze kam es zwischen diesem und Gopher John, einem der Bande der „Wilden Katze" zu Streitigkeiten. Die mexikanische Wache wollte Gopher John verhaften, und als sich dieser zur Wehr setzte, eilte Stephens zur Unterstützung der Wache herbei und feuerte aus seinem sechsläufigen Revolver über Gopher John hinweg, um ihn zu erschrecken. Er erreichte jedoch seinen Zweck nicht, Gopher John wandte sich gegen ihn, drang mit einem Messer auf ihn ein und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Stephens zielte jetzt tiefer und die Kugel drang dem Indianercapitän durch die linke Schulter, so daß er niedersank. Jetzt kam die Reihe, verhaftet werden zu sollen, an Stephens, er wollte es auf einen Kampf ankommen lassen, folgte aber der Mahnung eines seiner Freunde und suchte mit diesem sein Heil in der Flucht. Sie erreichten glücklich den River, fanden auch ein Boot, jedoch nicht zu ihrem Heile, denn es war an einen Felsen angekettet, und über die vergeblichen Versuche, es loszumachen, verloren sie eine kostbare Zeit, bis die 10—12 Mann starke Wache sie erreichte und als Gefangene zurückbrachte. Doch ward nur Stephens in Haft gehalten.

Gopher John war zwar gefährlich, aber nicht tödtlich verwundet. Die Indianer packten ihn auf und brachten ihn nach dem Lager. Die übrigen Amerikaner, die nur theilweise bewaffnet waren, hielten es für gerathen, ihre Haut auf die andere Seite des Rivers in Sicherheit zu bringen, ehe die Indianer zurückkehrten, um ihren Führer zu rächen. — Nach einem Privatbriefe soll es auch Stephens gelungen sein, der Haft zu entkommen; sonst war man in Eagle Paß so ziemlich entschlossen, ihn gewaltsam zu befreien.

Es ist dies eine der Scenen, wie sie an unseren Grenzen täglich vorfallen, nur daß sie oft noch zu blutigeren Resultaten führen.

Die Indianer in Texas haben sich in diesem Jahre mehr Gewaltthaten zu Schulden kommen lassen, als seit langer Zeit. Auf mexikanischem Gebiete in der

Nähe von Santa Rosa wurden kürzlich von den Comanches wieder ein Amerikaner, ein Bürger aus Eagle Paß und zwei Mexikaner getödtet.

N. Y. Criminal-Zeitung 31. Dec. 1852.

Eine indianische Zeitung.

Wir erfahren durch den „Fort Smith Herald", daß eine Gesellschaft Chickasaw-Indianer eine wöchentliche Zeitung zu Post Oak Grove herauszugeben beabsichtigt. Der Prospectus ist gut geschrieben. Folgender Auszug mag die Absichten der Herausgeber näher bezeichnen:

Das Blatt soll den Wissenschaften, der Literatur, dem Ackerbau, dem Erziehungswesen, der Beförderung der Künste und Wissenschaften unter den Chickasaws und anderen civilisirten Stämmen der rothen Race und den Tagesneuigkeiten gewidmet sein. Die Gesellschaft wird sich bestreben, ihr Blatt so interessant und nützlich als möglich zu machen, sowohl für den weißen, wie für den rothen Mann; es wird alle Vorgänge unter den civilisirten Stämmen der Indianer genau erzählen und zugleich dem rothen Manne alle interessanten Neuigkeiten und Nachrichten bringen, eben so ihn mit dem Preise und Werthe der Producte Aufait erhalten. Der „Intelligencer" soll sein, was ein Blatt unter den vorliegenden Umständen nur sein kann, während bis jetzt noch keines für die Indianer existirte. Es soll die Gewohnheiten, Gebräuche, Gesetze und Herkommen unter den Indianern so vollständig verzeichnen, daß es für Alle von Interesse sein muß, welche sich über diesen Gegenstand zu unterrichten wünschen. Den rothen Männern soll das Blatt die vorgerückte Stellung der Weißen in Künsten und Wissenschaften vorführen und die Indianer zur Erlangung des nöthigen Wissens und zu industriellem Fortschritt anspornen. Es wird eine Statistik der Stärke, der Productionen und Reichthümer der einzelnen Stämme bringen.

In politischer und religiöser Hinsicht ist der „Intelligencer" neutral. Der Herald, welcher von diesem Prospectus Notiz nimmt, bemerkt, daß die Chickasaws ein sehr interessanter Indianerstamm seien und rasche Fortschritte in der Civilisation machen, wofür auch die Absicht eine Zeitung zu gründen spricht.

N. Y. Daily Tribune 28. Dec. 1852.

Geisterliteratur.

Wenige unserer Leser — sie müßten denn selbst bei dem großen Geschäft des Geistersehens, Geisterklopfens, Tischspringens, Sprechens in wunderbaren Zungen und anderer dergleichen Erscheinungen betheiligt sein — werden einen Begriff von der Ausdehnung haben, in welcher diese Offenbarungen in unserem freien und unabhängigen Lande verbreitet sind.

Kaum findet man eine Stadt oder Pfarrgemeinde, die nicht ihre Mediums oder Arbeiter auf dem Felde des mystisch Unbekannten zählen. Allenthalben empfangen die Neugierigen und Leichtgläubigen Nachrichten von ihren verstorbenen Oheimen, Tanten, Großmüttern und anderen Vorfahren. Gläubige Seelen froh-

locken über neue Winke, Zeichen, Händedrücke, Klapse auf die Wangen, die ihnen von der überirdischen Welt herablassend zugetheilt werden und aus derselben Quelle sind ihnen größere Offenbarungen versprochen aber noch nicht zu Theil geworden.

Solche, die da predigen, daß ein verderblicher Wahn ausgebrochen sei, können sich wenig Aufmerksamkeit verschaffen, noch weniger Glauben. Die Geister arbeiten besser. Sie gehen darauf aus, Propaganda zu machen und machen sie auch.

Die Anzahl ihrer Anhänger wächst von Tag zu Tag und erstreckt sich von Maine bis Californien.

Wenn Alles Humbug ist, so muß man gestehen, daß ein solcher niemals weiter verbreitet war und für Diejenigen, welche seinen Einfluß nicht unterschätzen und seine Folgen nicht in Frage stellen, ist es Zeit, ihm mit Energie entgegen zu wirken; wenn dies anders noch möglich.

Die Literatur über diese soit disant-Geister ist schon bedeutend verbreitet und wird es täglich mehr, was den Beweis liefert, wie groß die Zahl der Anhänger ist, die an diese in Frage stehenden Manifestationen glauben. Es bestehen etliche Dutzend Zeitschriften, welche bald theilweise, bald ausschließlich die Prätensionen dieser Unsichtbaren bevorworten und die Presse seufzt unter Geisterpamphleten und Geisterbüchern aller Art, von den tiefsten Untersuchungen über die innersten Geheimnisse des Seins an, bis zu Erzählungen herab, die uns sagen, wie Peter Simpel von den Klopfgeistern erfährt, daß seine Großmutter vor 5 Jahren und 3 Monaten an der Schwindsucht starb und sich nun in der zweiten Sphäre befindet. Oder wie Orsamus Snudge durch Geister vom Boden gehoben und an das Täfelwerk geschleudert ward, als sich gerade außer ihm Niemand im Zimmer befand.

Die Titel derartiger Publicationen sind eben so sonderbar als originell. Wie gefällt Ihnen z. B.

„Licht aus der Geisterwelt. Eine Reihe von Aufsätzen über Geisterzustände und geistige Offenbarungen aus der ersten und zweiten Sphäre; unter der Controlle von Geistern geschrieben"?

Was sagen Sie zu einem „Cursus von Lectionen unter dem geistigen Lehrer, von Geistern aus dem sechsten Kreise"? Wollen Sie sich „Wanderungen Thomas Paine's, geschrieben von dem Geiste Paine's durch C. Hammond, Medium" betrachten? Oder belieben Sie sich in die Tiefe der „Uebernatürlichen Theologie" zu versenken? Oder zu sich zu nehmen eine Dosis „Liebe und Weisheit, nach Mittheilung der Geister von Victor Wilson, Benjamin Franklin, General Washington und Sir Astley Cooper"?

Die Geister wissen für vielseitigen Geschmack zu sorgen, allein ihre Hauptpassionen scheinen Medicin und Theologie zu sein. Zu Dingen von allgemeinem und handgreiflichem Nutzen scheinen sie sich nicht hinzuneigen. Wir kennen ein hochbegünstigtes „Medium", das sich erbot, uns mit den Geistern Sokrates, Abel's, Swedenborg's, Salomon's und anderer verstorbener Celebritäten bekannt zu machen, uns Vorgänge auf den Sternen zu beschreiben, aber es lehnte ein für allemal ab, uns mitzutheilen, was gerade in London vorgehe, obwohl wir ihm als permanenten transatlantischen Berichterstatter einen sehr hohen Gehalt boten. Unter allen Werken über Geisternachrichten ist uns nicht eines bekannt, das ein wirkliches Ge-

heimniß enthüllte; nicht einmal eine bessere Art zu Kochen oder irgend eine nützliche Erfindung theilen sie uns mit. Offenbar gehören solche Gegenstände nicht in das Reich der Geister. Unter den periodischen Publicationen dieser Art ist am Sorgfältigsten bearbeitet: Der „Shekeniah", ein oft besprochenes und commentirtes Magazin. Eine Wochenschrift der „Spiritual Telegraph" steht unter Leitung desselben Editors Mr. Brittan. Der „Spirit Messenger" wird wöchentlich von Mr. Ambleu herausgegeben, welcher selbst ein Medium ist. Er kann von Allen zu Rathe gezogen werden, die sich von den Mittheilungen der Geister in Kenntniß setzen wollen.

Die New-Era in Boston, gleichfalls eine Wochenschrift, bringt Offenbarungen aus dem höheren Range der Geister. „Light from the Spirit World" erscheint jeden Samstag in St. Louis. Die Seiten dieses Journals sind von Mittheilungen der Geister gefüllt. „The Seraphic Advocate" nennt sich ein Blatt, das von den Geistern blos gehört, sie aber nie gesehen hat.

Die „Crisis" erscheint in Grand Rapids, Staat Michigan, und das „Mountain Cove Journal", das am hochtrabendsten schwatzt, wird in Virginien gedruckt. Noch manche andere Blätter räumen den Geisterunterredungen einen bedeutenden Theil ihrer Spalten ein, wenn sie sich gleich nicht ausschließlich damit beschäftigen, so der „Practical Christian" von Milford in Massachusetts. In sämmtlichen genannten Blättern sind die einfältigsten Artikel jene, welchen eine geisterhafte Autorschaft zugeschrieben wird. Wenn die Geister etwas Sinn für ihren guten Ruf haben und sich nicht in Mißcredit bringen wollen, so werden sie ihre Mediums besser wählen oder als Propheten den großen Gegenstand selbst besprechen.

New-York Daily Tribune 23. December 1852.

Fahrt nach Oregon.

(Aus dem Tagebuche eines von St. Louis dahin ausgewanderten Schweizers.)

Oregon City, 25. September 1852.

Gegen Mitte Juni verließen wir Fort Laramie und nahmen die Richtung gegen den Süd-Paß. Am 24. sahen wir ganze Massen alten Schnees an der Straße. Am 29. kamen wir an eine 45 Meilen lange Wüste, ohne Wasser und Gras. Wir fingen sie am andern Morgen zu passiren an, nachdem unsere Ochsen sich vorher noch sattsam voll gefressen und trieben bis gegen Abend, dann hielten wir eine Weile an. Vor Sonnenuntergang ging's wieder weiter bis Morgens 2 Uhr. Wir spannten aus und überließen es den Ochsen, sich in der Wüste Futter zu suchen. Mit Sonnenaufgang wurde aufgebrochen und bis gegen Abend fort gefahren, wo wir am Green-River ankamen, den wir am andern Morgen mit einer Art Fährboot passirten. Die Ochsen — wichtige Thiere bei einer solchen Reise, deren Pflege mehr Sorgsamkeit als die eigene erheischt — mußten geschwemmt werden; ein Manöver, das nicht wenig Mühe machte.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten, die ich in der Nähe des Green-Rivers sah, zeichneten sich aus: der Courthouse-Felsen, so genannt, weil er von ferne einem

Courthouse (Gerichtshaus) ähnlich, des Chimney-Rock (Schornsteinfelsen), dann der Indepedent-Rock, ein nackter ungeheuerer Fels.

Die Zeit von Ende Juni bis Mitte Juli war für mich sehr hart und es ist wunderbar genug, daß ich nicht erkrankte. Meine Gefährten waren alle leidend; ich mußte nothgedrungen Treiber, Koch, Holz- und Wasserträger in einer Person sein und durfte zur Erholung auch manchmal noch Wache stehen. Ich blieb gesund trotz aller Anstrengung und trotzdem, daß mich Straßenstaub und der unleidliche Gestank zahllos umherliegender Aase oft zu ersticken drohten. Wir feierten, als gute Patrioten, den 4. Juli mit einem Rasttag am Ufer eines kleinen Flusses. Die Festtags-Stimmung — ohnedies auf ein bescheidenes Maß reducirt — verschwand gegen Abend vollends durch eintretende große Kälte. Der letzte Schimmer von Heiterkeit floh dahin. Wir flüchteten in das Innere der Wagen und suchten die klappernden Glieder mit wollenen Decken und Buffalo-Häuten gegen Hagel und Frost zu schützen. Am 23. Juli verlor R.— sein Pferd, indem es von einer Schlange gebissen wurde und nicht mehr zu retten war. Wir hatten weite Strecken hin wenig Gras und schlechtes Wasser. Unsere Zugthiere, die zu viel davon tranken, wurden marode und eines Abends erkrankten sechs auf einmal.

Die Gegend hier war mit todtem Zugvieh aller Art weit und breit besäet und der Gestank wahrhaft unausstehlich.

Ich trieb ganze Nächte hindurch, um nur bald freundlicheres und wirthbareres Land zu erreichen. Wir fanden es endlich am Snake River (Schlangenfluß) und setzten, des besseren Grases wegen, allsobald auf sein jenseitiges Ufer über. Andere Emigranten, welche die alte Straße beibehielten, verloren viel Vieh. Unsere Ueberfahrt über den Snake River war beschwerlich genug. Während sich die Einen bemühten, die Wagenböden wasserdicht zu machen und keine Mittel dazu hatten, versuchten es die Andern, das Vieh hinüberzutreiben, doch lange vergeblich. Die Ochsen scheuten die starke Strömung und schwammen regelmäßig zurück. Endlich ging doch noch Alles gut von Statten. Bei Forte Boise passirten wir den Lewis-River, aber dieses Mal mit weniger Schwierigkeiten. Bei Fort-Hall litten wir während einer Nacht in undenklicher Weise durch die Musquitos. Ochsen und Pferde jagten die ganze Nacht wie toll herum. Die Straße war eine Strecke lang sehr rauh und die Reise höchst beschwerlich. Ueber sehr steile Felsgebirge ging's unabläßig und mit unsäglicher Anstrengung bald hinan, bald hinab. Da meine Schuhe längst schon verbraucht und selbst verfertigte Mokassins nichts taugten, so mußte ich diese Fels- und Bergpartien baarfuß durchwandern, ein Umstand, der sie mir nichts weniger als romantisch erscheinen ließ! Die häufigen Regenschauer und großen Fröste machten mich dazu noch übler gelaunt.

Nachdem wir das Grand Round Valley passirt hatten, traten wir die Reise über die blauen Berge an. Vier Tage lang ging's durch einen ungeheuren Urwald von riesigen Fichten und Tannen, steile Felshügel hinauf und zum Ueberstürzen steile hinab. Doch ging Alles gut vorüber, wir erreichten endlich den stolzen Columbia und gelangten zu den sogenannten Dalles, wo viele Emigranten lagerten und sich zur Reise über die Cascade Mountains vorbereiteten. Wir thaten wie sie, und kamen nach sieben Tagen am Fuße dieser Berge an. Hier sah und aß ich die ersten Heidelbeeren in Amerika und kaufte auf einer Farm in der Ebene gute Kartoffeln, Oregon-Mehl, weiß wie Schnee, und frisches Fleisch, und aß mich nach

fünfmonatlicher, höchst mühseliger und entbehrungsvoller Reise zum ersten Male wieder satt. Ich trennte mich bald von meinen Gefährten und ging nun Arbeit zu suchen, nach Oregon City, einer Stadt mit unregelmäßig gebauten Holzhäusern. Es sind mehrere Kaufläden und 2 Bäckereien hier. In einer der letzteren bekam ich sogleich Arbeit. Der Lohn ist 2 Dollars per Tag, nebst Kost und Logis. Die Lebensmittel sind ziemlich theuer: Mehl 6 — 7 Dollars das amerikanische Faß (Barrel). Kartoffeln $1^1/_2$ Dollar per Bushel, Eier 78 Cents (das Dutzend) sind, sowie Butter, sehr rar. Sonstige Lebensmittel sind meist 3 und 4 Mal so theuer als in den östlichen Staaten.

Anzeiger des Westens.

Unfälle, Verbrechen und Rowdyismus.

Der Rowdyismus, die häufigen Mord- und Gewaltthätigkeiten, die große Zahl der Unfälle auf Eisenbahnen und Dampfbooten, die vielen Feuersbrünste und die Zuchtlosigkeit der Jugend gehören zu den Zügen amerikanischer Zustände, welche den Europäern gewöhnlich zuerst auffallen, wenn sie die Ver.-Staaten betreten. Diese Gruppe von Uebelständen hat theils gemeinsame, theils in einander verwachsene Wurzeln. Vorliegendes Heft enthält eine kurze Schilderung der Rowdies und Loafers. Thatsachen erläutern gewöhnlich am Besten. Daher geben wir in den folgenden Auszügen aus Zeitungen einige Beispiele des Rowdyismus. Hierbei wollen wir auf einen Zug aufmerksam machen, der in den Schilderungen Amerika's vielleicht noch nicht sonderlich hervorgehoben ward. Bekannt ist der bis zu lächerlicher Unterordnung der Männer in Amerika getriebene Cultus der Weiber, aber weniger bekannt wird sein, daß die Weiber dadurch keineswegs vor Rohheit geschützt werden. Oft hört man in Amerika sagen: Eine Dame könne ungefährdet allein durch die ganze Union reisen. Wir möchten aber jeder Dame rathen, nicht zu viel Vertrauen auf den Schutz amerikanischer Sitten zu setzen. Es giebt zwar in Deutschland Menschen genug, vor denen sich Frauenzimmer zu hüten haben, indeß möchten sie allenthalben dort sicherer sein, als in Amerika.

Außer dem Unwesen der Rowdies haben wir die auffälligeren Verbrechen zusammengestellt. Es fehlt zwar in Deutschland nicht an Verbrechen aller Art, man wird sie aber in Amerika mehr gehäuft und Züge einer Barbarei darin finden, welche in Deutschland nicht so leicht vorkommen und energischer bestraft werden. Die große Menge von Diebstählen, insofern sie nicht für die Verdorbenheit der Jugend charakteristisch waren, Betrügereien und Fälschungen haben wir weggelassen, eben so den häufigen Kindermord. Nicht minder haben wir die Feuersbrünste und Brandstiftungen sowie die große Zahl von kleineren Unglücksfällen übergangen, wie etwa Arbeiter in Fabriken verunglücken und getödtet oder verstümmelt werden. Außerordentlich viele Leute werden in den Straßen überfahren und „Run over" (Ueberfahren) ist eine stehende Rubrik in den Zeitungen. Ueberhaupt war es uns nicht um statistische Vollständigkeit, sondern um einen Einblick unserer europäischen Leser in einen Theil des amerikanischen Treibens zu thun, als wenn sie etwa in guter Ruhe einige der an Papier und Buchstaben reichen Zeitungen Amerika's vor sich hätten. Eine Menge von Unglücksfällen werden durch den gedankenlosen Leicht-

sinn des Publikums veranlaßt. Viele Leute gehen auf den Eisenbahnen herum, als wenn sie der sicherste Weg wären; auch Ochsen, Schweine und Kühe bedienen sich derselben nach Belieben als Straße und Lagerstätte. Mit geringer Ausnahme giebt es auf den amerikanischen Eisenbahnen keinen Bahnwärter und wo dergleichen angestellt sind, helfen sie nicht viel.

Ueberhaupt kommt es bei amerikanischen Eisenbahnen vorzüglich darauf an, daß die Unternehmer möglichst viel gewinnen oder „Geld machen," wie man sich hier ausdrückt, dagegen wird sehr wenig danach gefragt, ob die Reisenden verbrüht, verbrannt, in die Luft gesprengt, zerquetscht und auf vielerlei Weise verstümmelt oder getödtet werden. — Eine vielgelesene New-Yorker Zeitung sagte daher vor Kurzem: Zu den Dingen, welche es äußerst schwer ist, auf einer Eisenbahn nicht zu verlieren, gehören Augen, Zähne, die Zeit, die Geduld, die Glieder, das Gepäck, die Frau oder das Leben. (N. Y. D. Times.)

Diese und andere Uebelstände wuchern in den Ver.-Staaten um so ungehemmter, als es factisch nirgends eine Controlle giebt. Denn wo eine solche auf dem Papiere steht, ist sie illusorisch. Die geringe Wirksamkeit der Presse und der öffentlichen Meinung werden wir später Gelegenheit haben zu erläutern.

Die Thatsachen, welche wir hier verzeichnet haben, sind mit geringer Ausnahme Blättern aus dem Monat December 1852 entnommen. Wenige ältere Fälle haben wir beigefügt. Uebrigens passirt in Amerika mancherlei dergleichen, was weder zur gerichtlichen Cognition noch zur Kenntniß der Presse kommt. Californien, wo Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung sind, haben wir ganz weggelassen. — Bunt durch einander, so wie sie in den Zeitungen standen, theilen wir nun die einzelnen Fälle mit.

Die New-Yorker Criminalzeitung vom 3. December 1852 zählt in einer wöchentlichen Uebersicht folgende Morde und Mordversuche auf.

An der Spitze steht ein Mord, den ein 11jähriger Knabe beging. Der Knabe Campbell war bei einem Farmer, Nathaniel Dandrige, in der Lehre; für Fehler, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, erfuhr er eine Zurechtweisung und für den andern Morgen war ihm eine Strafe zudictirt. Noch war aber der Tag nicht angebrochen, als er sich schon mit einem geladenen Doppelgewehr an das Bett seines Principals schlich und beide Läufe in solcher Nähe auf ihn abfeuerte, daß dessen ganzer Kopf in Atome zerschmettert wurde. Darauf bespannte er einen Schlitten, brachte die blutige Leiche selbst nach einem $^3/_4$ Meilen entlegenen Sumpfe und kehrte zurück, um durch Anzündung des Hauses jede Spur des begangenen Verbrechens zu verwischen. Hierin ward er indessen durch ein altes Negerweib, Sklavin des Ermordeten, gehindert. Er empfahl dieser Stillschweigen und entfernte sich. Die Negerin machte aber sofort Anzeige, der Mörder wurde eingeholt und ins Gefängniß gebracht. Er leugnete seine That keinen Augenblick und nahm alle Verantwortlichkeit für dieselbe auf sich.

In Troy versetzte ein Sohn Jakob Drake's seiner Schwägerin mit einer Feuerschaufel einen Schlag, daß sie todt liegen blieb. Er versuchte darauf, sich selbst die Kehle durchzuschneiden, und öffnete, als ihm dies nicht gelang, eine Arterie seines Arms, an der er sich zu Tode blutete.

In Natchez ward der Sklave Ned wegen Tödtung seines Mitsklaven Moses in der linken Hand mit einem M. gebrannt. Wo die Eigenthumsfrage ins Spiel

kommt, hält man die Sühnung des Mordes durch die Vernichtung des Mörders also nicht für nöthig.

Aus Cleveland, 26. Nov., wird berichtet, daß am vergangenen Sonntag in dem Stadtbezirk von Indepedence die Leiche von Michael Dunke mit zahlreichen Wunden am Kopfe aufgefunden wurde. Er hatte die Stadt in Gesellschaft seines Sohnes verlassen. Nachdem sie ungefähr 8 Meilen gewandert, hatten sich beide in einer Scheune zum Schlafen niedergelegt. Der Knabe wachte nach zwei Stunden wieder auf und weckte seinen Vater; da sich dieser aber aufzustehen weigerte, so verließ er ihn. Der Ort, wo man die Leiche fand, war von der bezeichneten Scheune etwa 4 Meilen entfernt. Am Hinterkopfe zeigte sich eine 4 bis 5 Zoll lange Wunde, eben so eine breite Schmarre am Vorderkopf über dem linken Auge und ein anderer 2 Zoll langer Schnitt unter dem Auge. Am Nacken war trotz der bedeutenden Wunde kein Blut heruntergelaufen, woraus man schloß, daß der Unglückliche niedergeworfen wurde, ehe er die tödtlichen Streiche erhielt.

In Cincinnati kehrte am 28. Nov. ein Trupp von 40 Reitern (Bürgermiliz) von dem Begräbniß eines Irländers zurück. Sie begannen ein Wettrennen und ritten dabei den Dr. J. W. Campbell, der ebenfalls zu Pferde auf dem Wege nach der Stadt war, nieder, so daß er todt auf dem Platze blieb. Einer der Reiter ward verhaftet und wegen Tödtung unter Bürgschaft gestellt.

In Marlborough (Maryland)ward Dr. T. C. Worthington wegen tödtlicher Verwundung des Mr. Charles Crook, eines Aufsehers, verhaftet. Crook's Wiedergenesung ist zweifelhaft; man glaubt, daß Dr. Worthington unter Einfluß von Geistesverwirrung gehandelt habe.

In Grimes County wurde vor wenigen Tagen Mc Goffin durch einen gewissen Monroe Black durch einen Pistolenschuß getödtet, weil jener verweigerte, ihm seinen Wagen zu leihen.

Aus Springfield wird vom 24. Nov. berichtet, daß ein Haus in dem Städtchen North Adams, welches von zwei irischen Familien bewohnt wurde, in der letzten Nacht vom Dienstag zum Mittwoch von den Flammen verzehrt und am anderen Morgen der Leichnam eines Weibes mit zerschmetterter Hirnschale unter den Trümmern gefunden wurde. Ihr Mann und ihr Kind werden vermißt, und man vermuthet, daß derselbe zuerst seine Frau ermordet und dann um den Verdacht von sich abzulenken, das Haus in Brand steckte. Wenigstens hörte man in derselben Nacht einen heftigen Zank zwischen den beiden Eheleuten.

Bei Hinsdale in New-Hampshire ward auf einen wohlhabenden Farmer, Mr. Pliny Smith, der Nachmittags in dem Orte mehrere Einkassirungen gemacht hatte, ein Mordversuch ausgeführt, der dem Angegriffenen wahrscheinlich zwar nicht das Leben kosten wird, dem Angreifer jedoch Gelegenheit gab, sich mit der Baarschaft seines auserkornen Opfers zu bereichern. Mr. Smith stand Abends in seiner Scheune, als eine Kugel, die von unbekannter Hand durch das Fenster gesandt wurde, ihn niederwarf. Seine augenblickliche Besinnungslosigkeit machte die Ausführung des Raubes möglich.

Ueber einen Mord in New-Salem berichtet der „Greenfield Courier" folgende Einzelnheiten. Zwischen zwei Arbeitern, Charles R. Weeks und Philbrook Whitney bestand seit Jahren ein alter Groll; jener war ein junger, unverheiratheter Mann, 21 Jahr alt, dieser 32 Jahr alt, hat ein Weib und 4 Kinder. Am Tage

des Mordes und einige Tage vorher, waren Beide mit noch andern Arbeitern damit beschäftigt, für Bacon Day u. Co., Stämme aus einem Mühlteiche herauszuholen. Als sie am Donnerstag Abend nach vollendeter Arbeit an einem Breterhaufen standen, machte Weeks dem Whitney den Vorschlag, zu versuchen, wer von ihnen Beiden der Stärkere sei, wobei er jedoch ausbedang, daß Derjenige, der den andern bezwungen habe, sich aller weiteren Gewaltthätigkeiten enthalten solle. Whitney antwortete nicht, als aber die Aufforderung mehrere Male wiederholt wurde, erwiderte er, Weeks würde besser gethan haben, sich zu entfernen; gleich danach stürzte er auf ihn los, schlug und stach nach ihm. Weeks fiel nieder, raffte sich wieder auf, klagte Whitney an, er habe ihn tödtlich verwundet und sank dann wirklich todt zusammen. Whitney ward gleich nach der That verhaftet; das Messer, dessen er sich bedient, fand man am andern Morgen in dem Breterhaufen, auf den Weeks niedergefallen war. Vor dem Monat April wird der Proceß gegen den Mörder nicht beginnen. Nach den Gesetzen des Staates Massachusetts muß ein Capitalverbrecher, wenn er überwiesen ist, noch ein Jahr im Gefängniß zubringen, ehe die Strafe an ihm vollzogen wird.

Am 3. December explodirte der Dampfkessel einer Dampfmühle in Baltimore, wodurch der Ingenieur gefährlich verbrüht ward.

New-York Daily Tribune 4. Dec. 1852.

An demselben Tage geriethen auf der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn zwei Conducteurs zwischen die Wagen und wurden übel zugerichtet. Ebendaselbst.

Am 3. December platzten zwanzig Meilen von St. Louis beide Dampfkessel des Dampfers Keokuk. Verschiedene Personen wurden getödtet. Capitain Perry ward tödtlich verwundet. N. Y. Herald 5. Dec. 1852.

Am 29. Nov. explodirte zu Sumptervville in Süd-Carolina der Dampfkessel einer Dampfmühle. Drei Neger wurden sofort getödtet, vier andere verwundet.

N. Y. D. Trib. 6. Dec. 1852.

Den 27. Nov. ward ein junger Mann, der als Bremser bei einem Eisenbahnzuge angestellt war, von dem Zuge überfahren und getödtet. Ebendaselbst.

Bei einem Zusammenstoß auf der Southcarolina-Eisenbahn kam ein deutscher Heizer ums Leben. New-Yorker Staatszeitung, 6. Decbr. 1852.

Bei Elgin auf der Galena Eisenbahn ward der Conducteur Estes von einer einstürzenden Brücke getödtet. Ebendaselbst.

Am 2. December erhing sich in New-York ein deutscher Knabe, weil ihn seine Mutter angehalten regelmäßiger in die Werkstatt seines Lehrherrn zu gehen.

Ebendaselbst.

Am 5. December geriethen in New-York zwei Knaben in Streit und schlugen sich. Als Henry, der stärkere, im Begriff war, seinen Gegner zu überwinden, ergriff der letztere ein Messer, stieß es zweimal in den Leib Henry's und verwundete ihn tödtlich. Der junge Mörder ward arretirt. Ebendaselbst.

Zu Dover erhing sich am 19. Novbr. ein 12jähriger Junge, nachdem ihm sein Vater nicht erlaubt hatte, auf ein Welschhuhnschießen zu gehen.

New-Yorker Staatszeitung, 7. Decbr. 1852.

Ein fünfstöckiges Gebäude, welches in der 32. Straße in New-York aufgeführt ward, stürzte am 7. Decbr. ein und begrub mehrere Leute unter seinen Trümmern. Drei Mann wurden getödtet, drei verwundet.

N. Y. D. Trib. 8. Decbr. 52.

Als man auf der New Albany und Salem-Eisenbahn in Indiana eine neue Locomotive probirte, stieß dieselbe mit einem Zuge zusammen, der Schweine geladen hatte. Hierbei ward Georg Sever's Schenkel so zerfleischt, daß er amputirt werden mußte, außerdem ward Severs noch so verwundet, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Ein anderer Mann, der eine Heerde Schweine nach New-Albany bringen wollte, ward sofort getödtet. Einer der Conducteurs ward schwer verwundet, einige Andere wurden leicht verletzt. Der Ingenieur und der Heizer sprangen herunter, bevor der Zusammenstoß stattfand. Von den Schweinen wurden sechzig getödtet. An der Locomotive entstand ein Schade von ungefähr 7000 Dollars.

Ebendaselbst.

Am 4. Decbr. fand auf der New-York- und Erie-Eisenbahn ein Zusammenstoß statt. Einige Passagiere erlitten starke Quetschungen, aber Niemand ward schwer verwundet.

Ebendaselbst.

Ein unbekannter Mann ward auf der Eisenbahn zwischen Newark und Elisabethtown von einem Zuge getödtet.

New-Yorker Demokrat 9. Decbr. 52.

Am 7. Decbr. ward ein Mann, Namens Woods, auf der Morristowner Eisenbahn getödtet. Man fand seinen Leichnam am 8ten früh auf den Schienen.

N. Y. D. Trib. 9. Decbr. 52.

Die New-Yorker Criminalzeitung vom 10. Decbr. 1852 hat über Morde und Mordversuche nachstehenden Artikel:

Es möchte schwer zu bestimmen sein, in welcher von den größeren Städten der Union es mit der persönlichen Sicherheit am Schlechtesten bestellt ist. In New-York mußten die Gerichte in der letzten Woche 4 Todesurtheile fällen, in Philadelphia war die Session nicht weniger reich an Mordprocessen, in Baltimore treibt der Rowdyismus so stark sein Wesen, daß kaum noch ein friedlicher Bürger sein Haus ohne Waffen zu verlassen wagt, und in St. Louis verschwinden die Leute, welche das Unglück haben, bedeutende Geldsummen mit sich führen zu müssen, ohne daß von ihnen eine Spur sich wieder auffinden läßt. Es ist noch gar nicht lange her, daß man dort 3 bis 4 Personen gänzlich aus den Augen verloren hat, und vor ungefähr 14 Tagen wiederholte sich derselbe Fall mit einem in der Stadt ganz bekannten Manne. Herr Thomas C. Mitchel, der in Kirkwood mit dem Baue des Pacific Eisenbahndepots beschäftigt ist, hatte sich hier von dem Schatzmeister der

Kompagnie eine Summe Geldes, 1500 Dollars, auszahlen lassen, mit der er die Forderungen seiner Arbeiter berichtigen wollte; mit einem Drittel des Geldes, 500 Dollars, deckte er vorher einige Schulden in der Stadt und machte verschiedene Einkäufe. Dann begab er sich zu seinem Freunde McCallough, legte hier seinen Ueberrock und einige Papiere ab, und entfernte sich wieder, mit dem Bemerken, daß er in 10 Minuten zurückkehren werde. Seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört oder gesehen. Sein ehrenhafter Charakter sowohl, sowie die vorherige Verausgabung von einem Drittel des Geldes bürgen dafür, daß er nicht etwa selbst mit demselben das Weite gesucht hat. Es ist vielmehr zu befürchten, daß eine wohlorganisirte Bande von Raubmördern in St. Louis ihren Sitz aufgeschlagen hat.

In der Nähe von St. Louis, ward kürzlich ein aus Zinn roh verfertigtes, hermetisch verschlossenes Kästchen und in demselben die Leiche eines bildschönen, neugebornen Knäbchens gefunden, das weder die geringste Spur äußerer Verletzung zeigte, noch die Merkmale von innerer Krankheit, die seinen Tod herbeigeführt haben könnten.

In Cleveland wurden auf die eidliche Aussage von H. Munroe am 27. Nov. Peter Casey, James Morisey und Michael Guire verhaftet, beschuldigt, am 10. deff. Mon. einen Mann, dessen Name unbekannt, mit Absicht getödtet zu haben. Die Umstände, welche zu dieser Verhaftung führten, sind sehr interessant. Um die angeführte Zeit ungefähr kehrte Derjenige, der ermordet wurde, in das Wirthshaus des Peter Casey, „Traveler's Home" genannt, ein und blieb mehrere Tage dort; man vermuthete ihn im Besitz von vielem Gelde. Ein Knabe von ungefähr 15 Jahren, Martin Mannion, übernachtete ebenfalls dort und war Zeuge des Mordes. Später erhielt dieser Beschäftigung bei Mr. Munroe, bei dem noch ein anderer Knabe, John Carron, angestellt war. Nach John's Angabe erzählte ihm Martin eines Tages, „daß er etwas Schreckliches wisse — etwas Furchtbares gesehen habe." Zum Erzählen gedrängt, weigerte er sich indessen, wie er sagte, „aus Furcht, man möge ihn umbringen." Endlich gelang es John's Ueberredungskunst, Martin's Furcht zu bewältigen. Er erzählte, daß er in der Nacht vom 9. auf den 10. November in der 2ten Etage von Casey's Haus mit einem Anderen zusammen geschlafen habe. Da es draußen laut wurde, sahen er und sein Bettkamerad aus dem Fenster. Sie erblickten Casey, dessen Kellner und einen Dritten mit einem Unbekannten ringen, sie warfen ihn in den Fluß; Casey und ein Anderer sprangen in ein kleines Boot, faßten ihn wieder, zogen ihn nach der Mitte des Stromes, und tauchten ihn dort unter. Derselbe rief „Mord" als er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, aber Casey versetzte ihm einen Schlag mit dem Ruder, daß er wieder untersank und nicht mehr zum Vorschein kam. — Diese Umstände wurden dem Policisten Mike Gallagher mitgetheilt, der, nachdem er über die Sache noch alle möglichen Erkundigungen eingezogen, sich zu Casey begab und ihn unter falschem Vorwande aus dem Hause lockte. Auf der Straße beschuldigte er ihn geradezu des Mordes, Casey erblaßte, zitterte und war so aufgeregt, daß er kein Wort vorbringen konnte. Er ward im Gefängniß einquartirt und leugnet jetzt jede Kenntniß des Vorganges. In Begleitung anderer Policisten kehrte Gallagher dann zu dem Hause zurück und verhaftete Morrisey und Guire, die Beide ihre Unschuld betheuern. Der Knabe Mannion ist aus Furcht vor der Rache der Mörder davongelaufen und bis jetzt noch nicht wiedergefunden.

Im Fort Smith (Ark.) ward der Constabler Houlchan von einem reisenden Bauchredner Namens Counn, der die License-Taxe nicht bezahlt hatte und dessen Gepäck Hollchan deshalb zurückhalten wollte, durch einen Schuß tödtlich verwundet. Counn wußte sich durch die Flucht zu retten. Die Bürger von Fort Smith haben für seine Wiederergreifung eine Belohnung von 100 Dollars ausgesetzt.

Demselben Blatte entnehmen wir folgenden Artikel:

Baltimore, 7. Dec. — Rowdy-Unwesen. Eine Verurtheilung. — Unsere Waffenläden machen die besten Geschäfte von der Welt. Jedermann sieht sich vor, um sich im Nothfall schützen zu können, da auf den Schutz der Policei gar nicht mehr zu rechnen ist. Die Zahl der in den letzten Wochen verkauften kleinen Waffen ist ganz enorm, und Leute, die früher vor dem Abdrücken einer Pistole allen Respekt hatten, stolziren jetzt mit einem Revolver in der Tasche umher. Vor einigen Tagen hatte sich hier das Gerücht verbreitet, der Bürgermeister wolle auf sein Amt resigniren, weil er die Hoffnung aufgegeben habe, des täglich mehr überhandnehmenden Rowdyismus Herr zu werden. Das Gerücht hat sich zwar nicht bestätigt, aber daß es überhaupt aufkommen konnte, ist schon bezeichnend für den Zustand unserer Stadt.

Die Angriffe auf Personen und Wirthshäuser gewähren übrigens den Rowdies schon nicht mehr Beschäftigung genug, sie üben ihre Zerstörungslust auch an unfertigen Gebäuden. So wurden in einer Straße die Bewohner aus dem Schlaf geschreckt durch das ungeheure Gekrach, welches das Zusammenstürzen einer Giebelmauer und des schweren Holzgerüstes veranlaßte, das jener zur Stütze gedient hatte. — Am Samstag Abend ward Wesley Thompson, ein Farbiger, der mit seinem Wochenlohn von der Arbeit zurückkehrte, von drei Schurken überfallen und erhielt mehrere Messerstiche, einen durch die Nase. Die heftige Gegenwehr des Angegriffenen verhinderte die Mörder an der Vollendung ihres Verbrechens.

Vor dem Criminalgerichte stand diese Woche Wm. Meyer, weil er bei einem Gastmahle der „Washington Garde" am 14. Sept. im betrunkenen Zustande ein Mitglied dieser Garde, Georg Feller, mit einem Messer am Kinn verwundet. Der Angriff galt eigentlich einem Comitemitglied, welches dem Meyer die weitere Verabreichung von Getränken verweigerte. Feller ergriff eine Muskete und versetzte damit Meyer mehrere Schläge auf den Kopf, so daß sich der Lauf verbog und Meyer, aus dem Zimmer stolpernd, die Stiege hinunterfiel, und in Folge der gewaltsamen Erschütterung an einer Gehirnentzündung lange darniederlag. Von dem Gerichte ward er außerdem noch zu einer Geldbuße von 20 Dollars und zu den Kosten verurtheilt.

Ueber den Rowdyismus in Baltimore schreibt der New-Yorker Demokrat vom 1. Decbr. 52: Die ganze Stadt Baltimore ist wegen der Schändlichkeiten, welche die Rowdies verüben, in Unruhe. Die Straßen sind zur Nachtzeit so unsicher, daß in einigen Kirchen die Abend-Gottesdienste eingestellt worden sind. Eines Sonntags Abends ward ein Herr, Namens McCornick, als er mit einigen Damen durch Libertystreet ging, von einer Bande Rowdies angefallen. Herr

McCornick zog einen Revolver und feuerte einen Schuß auf einen von der Bande ab, welcher mit einem lauten Schrei zusammenstürzte. Seine Genossen hoben ihn auf und flohen.

Im Januar 1853 erzählte in einem New Yorker Hotel ein Herr aus Baltimore: Es habe sich dort eine geheime Gesellschaft mit einem Fond gebildet, um dem Rowdyismus entgegenzutreten. Sie hätten beschlossen, erst gesetzliche Mittel anzuwenden, um die Rowdies in vorkommenden Fällen der Justiz zu überliefern; wenn das aber nichts fruchten und die Justiz sich schlaff beweisen sollte, die Rowdies niederzuschießen.

Am 9ten December Nachmittags um 5 Uhr wurden auf der Harlemer Eisenbahn, in der Nähe der 48sten Straße in New York drei Arbeiter, die auf der Bahn beschäftigt waren, gefährlich verletzt. Zwei arbeiteten auf der Bahn, wo kein Zug mehr erwartet ward. Plötzlich brauste eine Locomotive mit einem Wagenzug heran. Beide Arbeiter wurden mit aller Gewalt etwa 12 Fuß weit von der Bahn geschleudert. Der Arm des einen Arbeiters ward so zersplittert, daß er amputirt werden mußte. — Bald darauf entdeckte der Ingenieur, daß der Zug auf dem unrechten Schienenwege war. Er versuchte nun die Locomotive aufzuhalten, allein bevor er dies bewerkstelligen konnte, stieß die Locomotive gegen drei auf der Bahn stehende Karren, in deren einem ein Mann beschäftigt war. Durch den heftigen Stoß fiel der letztere von dem Karren herab, wobei er eine bedeutende Kopfwunde und eine gefährliche Gehirnerschütterung davon trug. Dieser Unfall ward durch die Nachlässigkeit des Mannes herbeigeführt, der die Ausweicheschienen zu stellen hatte.

N. Y. Demokrat 11. Dec. 52.

Am 10ten Decbr. früh fand ein Zusammenstoß auf der Rochester und Syracuse Eisenbahn statt. Der Postzug von Buffalo stieß auf einen anderen Zug nahe bei Williamsville. Drei Personen wurden sofort getödtet, verschiedene andere verwundet, einer davon, wie man vermuthet, tödtlich.

N. Y. D. Trib. 11. Decbr. 52.

Der Policist Welsch von der 2. Ward zu Williamsburg verhaftete am 9ten December Morgens fünf Knaben, die alle erst zwischen 7 und 10 Jahren alt sind. Dieselben standen an der Ecke der 5. Straße und insultirten ein vorübergehendes Frauenzimmer, indem sie mit Steinen nach ihr warfen. Etwas später verhaftete derselbe Policist zwei andere Knaben von ähnlichem Alter, welche einem jungen Huhn aus Muthwillen ein Bein entzwei schlugen. Bald darauf verhaftete dieser Policist noch einen Knaben, der in einer Oelfactorei einige Säcke gestohlen hatte.

N. Y. Demokr. 11. Dec. 52.

Der Policist White von der 14ten Ward in New-York verhaftete am 10ten Dec. zwei Jungen, welche dem Jeffery Lowler in der 10ten Straße eine Summe von 105 Dollars gestohlen hatten.

Ebendaselbst.

Wir schließen hieran nachstehenden Artikel der New-Yorker Criminal-Zeitung vom 19ten November 1852.

Es ist nichts Ueberraschendes, unter den Verbrechern, welche wöchentlich die Gefängnisse der V. St. bevölkern, auch das Alter vertreten zu sehen, welches kaum der Ruthe, gewiß noch nicht der Vormundschaft der Eltern entwachsen ist. Dieses Mal sind die Berichte über jugendliche Verbrecher ganz besonders zahlreich.

So wurden in Cincinnati am 12. d. M. zwei Knaben verhaftet, von denen der eine seinem Vater eine Taschenuhr, Geld und drei goldene Ringe gestohlen und sie dem andern zum Verkaufe übergeben hatte. Der Dieb ward auf Ansuchen seines eigenen Vaters ins Correctionshaus geschickt, der Hehler und Wiederverkäufer dagegen unter 200 Dollars Bürgschaft gestellt. — An demselben Orte ward ein Knabe von etwa 12 Jahren, „von finsterem Gesichtsausdruck", wie es in dem Berichte heißt, von seinem eigenen Vater vor den Richter gebracht, unter der Anklage, daß seine Familie vor ihm in Furcht leben müsse, weil er ihr nach dem Leben trachte, daß derselbe sowohl ihm (dem Vater), als der Familie mit Todtstechen gedroht und um die Haushälterin zu erschießen, sich schon in den Besitz einer Pistole gesetzt habe. Eine doppelläufige Pistole, welche der den Vater begleitende Policeibeamte dem Knaben abgenommen hatte, ward wirklich vor Gericht präsentirt. Der Vater mußte das traurige Geständniß ablegen, daß er sich ganz außer Stande fühle, seinen hoffnungsvollen Sprößling länger in Zucht und Ordnung zu halten, und ersuchte selbst darum, ihn der Besserungsanstalt zu überweisen. Hier soll denn wieder gut gemacht werden, was Elternliebe ohne Zweifel am Kinde verdorben hat.

In Baltimore wurden am 14. d. M. drei Knaben zwischen 12 und 16 Jahren überrascht, als sie gerade aus einem Store für einige 100 Dollars Waaren ausgeräumt hatten. Und ein Knabe war es, der eine Uhr feil bot, die Abends vorher einem jungen Manne, der sich auf dem Heimwege aus dem Theater befand, nebst Taschenbuch durch Ueberfall geraubt war. Er versah also schon das Amt eines Hehlers bei einer Diebsbande.

Diese Thatsachen bilden Illustrationen für die Erziehung unserer Jugend, welche dieselbe eben nicht im günstigsten Lichte erscheinen lassen. Da das „Geldmachen" hier für den Hauptzweck des Lebens gilt, wird auch die Jugend bei Zeiten darauf angewiesen und der Stachel der Gewinnsucht schon frühzeitig tief in das noch unverdorbene Gemüth hineingepreßt. Und damit sie möglichst früh lernen, sich auf eigene Faust durch's Leben durchzuschlagen, werden Knaben schon als Männer behandelt, wenn sie die ersten Kinderschuhe noch nicht abgelaufen haben.

Am 11. December ward James Karr im Criminalgericht zu Baltimore des Todtschlags für schuldig erachtet, weil er John Fürtsch getödtet hatte. Als die Geschworenen aus dem Gerichtslocal kamen, wurden sie von Karr's Anhängern überfallen und einer von ihnen schrecklich zerprügelt.

N. Y. D. Trib. 13. Decbr. 52.

Ein äußerst frecher Angriff von Rowdies ward am 9ten December Abends in Broadway (der Hauptstraße von New-York) in der Wohnung des Doctors Powell ausgeübt. Einige Freunde waren bei dem Doctor versammelt, als die Gesellschaft

von einem halben Dutzend Rowdies unterbrochen ward, welche die Klingel zogen, Einlaß und zu trinken verlagten. Ein Dienstmädchen wollte ihr Eindringen hindern, ward aber von ihnen übel zugerichtet. Der Doctor und dessen Freunde kamen dem Mädchen zu Hülfe, wurden aber ebenfalls von den Rowdies angegriffen, so daß ein allgemeines Handgemenge entstand. Endlich wurden die Rowdies in die Flucht geschlagen. Es war so dunkel, daß man Niemanden erkennen konnte.

Ebendaselbst.

Sonntags den 12ten December fand eine viehische Schlägerei zwischen zwei Männern an der Ecke zwischen Bleecker und Bankstreet in New-York statt. Der Schwächere ward von seinem Gegner in den Rinnstein geworfen, mit dem Kopfe auf die Steine gestoßen und mit großer Rohheit ins Gesicht und auf den Kopf geschlagen. Eine Menge Loafer und Jungen waren um diese widrige Scene versammelt, welcher sie, wenn nicht mit Vergnügen, doch mit Gleichgültigkeit zuschauten. Wie gewöhnlich ließ sich die Policei nicht sehen.

Ebendaselbst.

Denis Hogan und eine ganze Brut kleiner Spitzbuben wurden am 11. December in New-York vom Polizisten Killer arretirt, weil sie aus einem Laden in der Greenwichstraße einen Rock, 18 Dollars an Werth, gestohlen hatten. Sie wurden ins Gefängniß geschickt.

N. Y. Demokr. 13. Decbr. 52.

John Sinott, welcher in Baltimore schuldig befunden ward, einem Sklaven zur Flucht verholfen zu haben, ward zu sechs Jahren und fünf Monaten Einsperrung verurtheilt.

N. Y. D. Tribune 14. Decbr. 52.

Dagegen ward 1851 Simon Souther, ein reicher Bürger in Virginien, welcher überwiesen war, einen seiner Sklaven todt geprügelt zu haben, nur zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

N. Y. Daily Trib. 14. Juli 51.

Eine Mrs. Kelly ward am 13. Decbr. auf ihrem Wege zu der Hoboken Ferry in New-York von einer Bande Rowdies angefallen, welche versuchten ihr Gewalt anzuthun. Sie entfloh nach dem Landungsdamm, wo sie Schutz fand. Die Rowdies entwischten.

N. Y. D. Trib. 14. Decbr. 52.

Zwei Bürger von Brooklyn wurden am 11. Decbr., als sie durch Atlanticstreet gingen, von einer Bande Rowdies angefallen. Die Angegriffenen zogen ihre Messer und trieben die Rowdies in die Flucht, nachdem sie zwei derselben verwundet hatten.

N. Y. Demokr. 14. Decbr. 52.

Fünf Jungen von deutschen Eltern wurden in New-York am 14. December arretirt, weil sie in einen Austernkeller eingebrochen und Austern im Werthe von fünf Dollars gestohlen.

N. Y. D. Trib. 15. Decbr. 52.

Ueberhaupt sind im verflossenen Jahre 1852 viele Diebstähle und Betrügereien von Deutschen verübt worden.

Am 16ten December stieß der Eisenbahnzug von Philadelphia bei Beverly in New-Jersey auf einen Wagen, worin ein Herr und eine Dame saßen. Der Herr ward sofort getödtet, die Dame aber so schwer verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt.

The Evening Post 17. Decbr. 52.

Am 14. December Abends halb 9 Uhr ging Mr. Hicks, Zolleinnehmer von Vienna, durch die Lombardstraße in Baltimore, als er plötzlich einen Strick um seinen Hals fühlte und von drei Männern in eine Seitenstraße geschleppt und dort völlig ausgeplündert ward. Eine Hand voll Kalk in Mund und Augen hinderte ihn am Sehen und Schreien, und als er wieder zu sich gekommen war, waren die Räuber längst verschwunden. Er hatte eine ziemlich bedeutende Summe bei sich geführt: 500 Dollars in Gold, 1200 Dollars in Noten und einen Wechsel auf New-York von 1400 Dollars. Seine Uhr war natürlich auch nicht vergessen; alle seine Taschen waren aufgeschnitten und dabei auch das Fleisch nicht geschont. — Herr Smith von der Firma Wyman, Appleton und Comp. ward am 10. Decbr. noch unhöflicher in Baltimore behandelt. Ein Hieb mit dem Slungshot raubte ihm das Bewußtsein. Das Hinzukommen mehrerer Personen rettete ihn vor Beraubung.

N. Y. Criminalzeitung 17. Decbr. 52.

Dasselbe Blatt theilt folgende Morde und gewaltthätige Angriffe mit.

In New-Orleans wurde Bridget McCune und Marie Simmons auf die Anklage hin verhaftet, den Tod eines weißen Kindes veranlaßt zu haben. — Ueber die Leiche eines andern etwa 2 Monate alten Kindes ward Leichenschau gehalten, und die Ueberbringerin desselben, Elisabeth Thimm, eine freie Farbige, ward als die muthmaßliche Mörderin festgehalten. Das Kind schien durch Rauch erstickt zu sein. — Auch über eine männliche Leiche gab die Jury das Verdikt auf Tödtung ab. James Delaney war aus Kings County, Irland, gebürtig. Er trug mehrere Wunden an Brust und Kopf, und Tobias Gibbons und Patrick Clarke wurden auf den Verdacht hin, daß sie die Mörder seien, arretirt. — Wegen versuchter Tödtung ward auf die Anklage J. Wallaces auch Peter Donahan verhaftet, und ebenso Arthur Murphy, weil er ein Messer gegen einen Policisten zog.

In Easton geriethen am 9. d. Wm. Calley und W. H. Swordy über eine Kleinigkeit mit einander in Streit, wobei Letzterer seinem Widersacher drei tödtliche Stiche versetzte.

Am Samstag, 8. Dec., miethete Deanis Tracy von Besonville, Pferd und Wagen und fuhr mit einem andern Irländer aus. Als er am Sonntag noch nicht zurückgekehrt, ward ausgesandt, um ihn zu suchen. Man erfuhr, daß Tracy und sein Begleiter in der Nähe von Kingley's Mühlen in Westhampton eingekehrt seien. In dem betreffenden Hause fand man Blutspuren an verschiedenen Stellen, konnte jedoch weiter nichts entdecken. Endlich, als man den Mühlteich abließ, fand man die Leichen der Vermißten, die unverkennbare Spuren eines gewaltsamen Todes an sich trugen.

Ungefähr 30 Meilen von Cincinnati, an der kleinen Miami-Eisenbahn, ge-

riethen eine Anzahl Arbeiter mit einander in Streit; ein alter Mann versuchte den Vermittler zu spielen, darüber aber gerieth einer der Streitenden, ein gewisser Donahue, so in Wuth, daß er einen Stock ergriff und damit dem Alten einen Hieb über den Kopf versetzte, der ihn besinnungslos zu Boden warf. Donahue riß ihn wieder empor, lehnte ihn gegen einen Stamm und drohte ihm, seinen „verdammten Hirnschädel" einzuschlagen, wenn er nicht gerade sitze. Der Unglückliche konnte natürlich, besinnungslos wie er war, diesem Ansinnen nicht gehorchen, worauf der Unmensch seine Drohung auszuführen, eine Axt ergriff und mit ihrer Schärfe dem Alten noch einen Hieb über den Kopf versetzte, der dessen augenblicklichen Tod herbeiführte. Der Mörder ergriff sogleich die Flucht.

In dem Gehölze zwischen Hudson und West-Hoboken bei New-York in der Nähe der Pallisaden Avenue, fand man am Donnerstag die Leiche eines etwa 30 Jahre alten Mannes mit einer Schußwunde im Nacken. Der Mörder ist nicht entdeckt.

Ein eigenthümlicher Fall ereignete sich in der Nähe von Skaneathes, am 6. December. Ein Einwohner dieses Ortes, Mr. James Holland fand Abends in einer der Straßen einen Mann liegen, der sich für krank ausgab und über schlechte Behandlung klagte, die er in einem benachbarten Hause erfahren habe. Herr Holland führte ihn wieder zurück zu dem Hause, und erfuhr hier, daß er Nachmittags dort gewesen sei und sich so betragen, daß man ihn habe hinauswerfen müssen. H., der den Mann für wirklich krank hielt, wußte ihm trotzdem Aufnahme zu verschaffen, bis ein Arzt gerufen war. Dieser fand den vermeintlichen Patienten ziemlich wohl, es ward ihm dessen ungeachtet Nachtquartier gewährt. Am andern Morgen kam Holland und frühstückte mit ihm, plötzlich aber erhob er sich und stieß seinem Beschützer ein Messer in die Brust, ohne die mindeste Provocation von dessen Seite. Dann stürzte er auf den Hausbesitzer los, der seitwärts saß. Unbewaffnet wie dieser war, gelang es ihm doch, den Angreifer zur Thür hinauszubringen; draußen entspann sich ein verzweifelter Kampf, bis es dem Angegriffenen gelang, sich eines Knüppels zu bemächtigen und damit seinen Gegner niederzuschlagen. Dieser erholte sich jedoch bald wieder, ging abermals zum Angriff über und zwang den Hausbesitzer, hinter einem Baume Schutz zu suchen. Als endlich Hülfe kam, rannte der Raufbold in ein Nachbarhaus, wo er mehrere Metzgermesser fand, mit denen er sich jetzt gegen die Uebermacht zu vertheidigen suchte. Er ward indessen überwältigt und nach Syracuse ins Gefängniß gebracht. Herr Holland wird seine Menschenfreundlichkeit wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen, denn das Messer traf ihn in der Nähe des Herzens.

Auf der offenen Landstraße, ungefähr eine Meile von Hamilton wurde Samuel Snoddy, ein junger Mann, von Alexander Maine niedergestoßen. Maine verschwand gleich darauf in den nahen Wäldern; die Nachricht von seiner That hatte sich rasch im Orte verbreitet, und ein ansehnlicher Theil der Einwohner machte sich zur Verfolgung auf. Polizist Glynn setzte sich an ihre Spitze, und der Distrikts-Attorney Charles Myers spornte ihren Eifer durch das Versprechen einer Belohnung von 100 Dollars an. Bald jedoch hatte man jede Spur verloren, und der anfängliche Eifer der meisten Verfolger begann nachzulassen, ehe noch die Nacht hereinbrach. Glynn ließ sich durch die Dunkelheit nicht abschrecken, stellte Wachen und Posten aus und legte sich selbst auf der Canton Straße, welche nach seiner Be-

rechnung der Verfolgte passiren mußte um den Lawrence Strom zu erreichen, auf die Lauer. Um Mitternacht hörte er die Fußtritte eines Mannes auf der Canton-Falls-Straße, Glynn folgte dem Fliehenden und brachte ihn durch die Drohung, daß er ihn niederschießen werde, zum Stehen. Maine erwartet jetzt im Canton-Gefängnisse die gebührende Strafe für seine Schandthat, während dem Glynn nicht allein die versprochene Geldbelohnung, sondern auch die allgemeine Anerkennung für seinen unermüdlichen Eifer und die Gewandtheit, mit der er seine Pflicht zu erfüllen wußte, zu Theil wurde.

In Baltimore starb Mr. Samuel Holland am 30. Nov. an den Folgen einer Wunde, die er 3 Wochen früher in Washington erhalten. Nach seiner Angabe ging er damals an einem Wirthshause vorüber, als aus diesem plötzlich ein Mann heraussprang und ihm mit einem 20 Pfund schweren steinernen Kruge einen heftigen Schlag auf den Kopf versetzte. Die Obduction ergab, daß der innere Theil des Schädels zerbrochen war und sich eine Masse Blut und Eiter im Gehirne gesammelt hatte. Die Geschwornen gaben ihr Verdict: „Gestorben an den Folgen einer von einer unbekannten Person empfangenen Gehirnverletzung.“

Aus Louisville schrieb man vom 18. Decbr.: Der Dampfer Western World stieß auf der Tour von St. Louis nach New-Orleans mit dem Dampfer Hill bei Grand Lake zusammen. Die Cajüte des Western World ward zertrümmert und das Schiff sank. Man vermuthet, daß zehn bis zwölf Menschen dabei umkamen. Sechzig bis siebenzig Stück Vieh gingen ebenfalls verloren.

Der Dampfer Moro Castle sank neulich bei Hurricane Island.

N. Y. D. Trib. 20. Decbr. 52.

Am 18. December halb 9 Uhr früh ward eine bejahrte Frau auf der Eisenbahn nach New-Haven, in der 52sten Straße in New-York überfahren und arg verstümmelt. Sie ward aufgehoben und in einen Wagen gesetzt, um nach dem Hospital von New-York gebracht zu werden, starb aber auf dem Wege dahin.

Ebendaselbst.

An demselben Tage verhaftete in New-York ein Policist zwei Männer, Namens Bernard Henry und Michael Kierman, die den Owen McCabe angefallen, ihm eine goldene Uhr, sowie 19 Dollars baares Geld auf der Straße geraubt, und ihn dabei schwer gemißhandelt hatten.

N. Y. Allgemeine Zeitung 20. Dec. 52.

Caspar Hart, ein Deutscher, ward am 17. December des Nachts von einigen Bürgern besinnungslos und aus mehreren Wunden blutend in New-York auf der Straße gefunden und ins Stationshaus der 7ten Ward gebracht. Eine unbekannte Person hatte ihn überfallen.

Ebendaselbst.

Am 30sten November ward ein Mann, Namens John Slevans, unter der Beschuldigung, Pferde in Illinois gestohlen zu haben, in St. Louis arretirt, gebunden und nach Mechanicsburg in Illinois gebracht. Dort ward er von den Bür-

gern mit Gewalt den Policisten entrissen, die ihn eskortirten. Slevans ward hierauf niedergelegt und grausam gepeitscht, um aus ihm die Angabe seiner Mitschuldigen zu erpressen. Er gab als solche Thomas Hatchfield und William Johnson in St. Louis und einen Neger an. Als man dieses Geständniß erlangt hatte, ward Slevans aufgehängt. Hatchfield und Johnson wurden arretirt und man fand bei ihnen eine beträchtliche Summe falsches Papiergeld.

N. Y. Herald 21. Dec. 52.

Am 20sten Dec. kam nach 5 Uhr Abends auf der Hudson River Eisenbahn, der Kieszug mit etwa 30 Arbeitern von der anderen Seite des Spuyten Duyvil Creek zurück. Als er sich der Brücke näherte, machte der Bahnwärter ein Signal, um anzudeuten, daß die Zugbrücke aufgezogen sei, aber der Ingenieur, welcher das Signal nicht bemerkte, hielt nicht an. — Die Locomotive stürzte in's Wasser und riß alle Karren mit hinab, mit Ausnahme des letztern. In demselben befand sich die Mehrzahl der Arbeiter, welchem Umstand es zuzuschreiben ist, daß nicht mehr Menschen ums Leben kamen. Der Feuermann ward getödtet. Der Ingenieur erlitt einen dreifachen Beinbruch und noch andere Verletzungen. Ein Arbeiter ward schwer verwundet und ein Aufseher brach ein Bein. Drei Mann wurden vermißt.

N. Y. Daily Times 22. Dec. 52.

Joseph Buntling ging am 19ten December Nachts 12 Uhr mit zwei Freunden durch die Greenwichstreet in New-York und gerieth mit einem Fremden, der ihm entgegenkam, in Streit. Der Fremde zog einen Dolch und verwundete Mr. Buntling gefährlich durch einen Stich in die Stirn und zwei Stiche in den Rücken. Der Fremde entfloh und Mr. Buntling ward von seinen Freunden in das Stationshaus geführt, dort verbunden und von da in seine Wohnung gebracht.

N. Y. Daily Tribune 21. Dec. 52.

In das „Railroad House", ein Trinkhaus am Fuße von Centrestreet in Newark (einer Stadt in der Nähe von New-York), kam am 19. December eine Bande Rowdies. Sie tranken, wollten nicht bezahlen und fingen Händel an. Es entstand ein Handgemenge, die Rowdies zogen ihre Messer, wurden aber mit einer Tracht Prügel hinausgeworfen.

New-Yorker Abendzeitung 22. Dec. 52

Fünf Farmer, welche am 20sten December aus Sommerset County nach Newark auf den Markt kamen, wurden von etwa 25 Rowdies in räuberischer Absicht überfallen. Die Farmer hatten nämlich ihre Producte verkauft, ihr Fuhrwerk in eine Taverne gebracht und begaben sich zum Empfang des Geldes in einen Spezereiladen. Die Rowdies, welche in der Nähe umherlungerten, fielen über die aus dem Laden tretenden Landleute her und schlugen sie nieder, bevor sie sich dessen versahen. Zwei Farbige sprangen den Angegriffenen zu Hülfe, worauf die Räuber ihr Heil in der Flucht suchten, da noch andere Personen herbeieilten. Die Policei war nicht zu sehen.

Ebendaselbst.

Drei Männer, Namens Chapin, William Kissone und Chandler, wurden am 20sten December in Cincinnati unter der Anklage des Schwindels, des Mordes

und der Brandstiftung arretirt. Sie sollen sich durch falsche Ladungsscheine mit der Unterschrift der Beamten des Dampfers Martha Washington, der am 1. Februar 1852 auf dem Mississippi verbrannte, Versicherungspolicen verschafft haben. Man beschuldigt sie, das gedachte Dampfboot in Brand gesetzt und dadurch den Tod von 15 Menschen veranlaßt zu haben. Ebenso sind sie beschuldigt, die in den Ladungsscheinen verzeichneten Waaren, worüber die Versicherungspolice lautete, nicht verschifft zu haben. Vier oder fünf andere Personen sollen bei diesem Verbrechen betheiligt sein.

N. Y. Herald 22. Dec. 52.

Nach späteren Nachrichten sollen obige Beschuldigungen gegründet sein.

Am 19ten December ward in Williamsburg ein anständig aussehender Mann von einigen Loafern in den Eastriver gestoßen. Er war ein guter Schwimmer und hielt sich über dem Wasser, bis er gerettet werden konnte. Die Loafer entkamen.

N. Y. Demokr. 23. Dec. 52.

Ein Deutscher, dessen Name nicht genannt ist, ward in Mulberrystreet in New-York von mehreren Rowdies angefallen, von denen einer ihm einige Stiche in den Arm versetzte. Policei war nicht in der Nähe.

Ebendaselbst.

James Perkins, ein vierzehnjähriger Junge, stand in Perry County in Missouri wegen Ermordung seines Vaters vor Gericht. Die Jury fand ihn des Todtschlags im zweiten Grade schuldig.

N. Y. Staatszeitung 23. Dec. 52.

Einige andere Fälle von Elternmord führen wir aus ältern Blättern an, die wir unter unsern Papieren finden.

In Pelljam ward Mrs. Moreland geschossen und gefährlich verwundet, während sie mit ihrem 16jährigen Sohne kämpfte, der seine Vogelflinte ergriffen hatte, um auf die Jagd zu gehen, welches ihm seine Mutter nicht erlauben wollte, bevor er Wasser geholt.

Philadelphia Evening Bulletin.

Die „Pittsburg Post“ berichtet, daß die Frau eines der geachtetsten Einwohner von Alleghany County durch ihre eigene Tochter getödtet ward. Die letztere, ungefähr 18 Jahre alt, züchtigte einen ihrer kleineren Brüder, welches die Mutter verhindern wollte. Hierauf ward die letztere von der Tochter in den Unterleib gestochen, wodurch sofort der Tod erfolgte. Man hat die Namen verschwiegen, bis die gerichtliche Untersuchung stattgefunden.

Ein Junge erstickte seine Mutter in Tipton County in Indiana. Sie wollte ihn anhalten, eine Arbeit zu thun, wozu er keine Lust hatte. Er warf daher seine Mutter auf ein Bett und hielt sie so lange unter der Decke, bis sie erstickt war.

Den 22sten Dec. Abends gegen 7 Uhr, ward Herr Caleb Ammermann, einer der Beamten der Merchants Exchange Bank, an der Ecke von Broom- und Mottstr. [illegible] York, meuchlings von hinten, mit einen Slungshot oder einer ähnlichen

Waffe, von einem unbekannten Rowdy zu Boden geschlagen. Er ward von einigen Vorübergehenden aufgehoben und nach Hause gebracht.

N. Y. Abendzeitung 24. Dec. 52.

Die N. Y. Criminal-Zeitung vom 24. Dec. 1852 berichtet folgende Morde:

Aus dem Gefängnisse zu Petersburg in Virginien entwichen am 21. Dec. Benjamin Sadler, der wegen Knabenraubes eingesperrt war und ein Anderer Namens Jones, nachdem sie den Aufwärter in ihre Zelle eingeschlossen hatten. Als sie den Gefängnißhof überschritten, versuchten Joel Sturdivant und ein Neger sie aufzuhalten, wurden aber Beide von Sadler niedergeschossen. Sturdivant starb auf der Stelle, der Neger lebte noch bis zum folgenden Tage. Jones ward von den Bürgern, welche die Verfolgung sofort mit dem größten Eifer betrieben, wieder eingefangen, Sadler aber zerschmetterte sich selbst den Hirnschädel, ehe man sich seiner bemächtigen konnte. Er führte einen sechsläufigen Revolver bei sich, und gegen seine Mitgefangenen hatte er vorher geäußert, daß, wenn ihm das Entkommen nicht gelingen sollte, er wenigstens vier Mann und zuletzt sich selbst tödten werde.

In Woodford County (Ill.) ward ein Negerweib verhaftet, das einem seiner Kinder die Kehle abgeschnitten hatte und das zweite auf eben diese Weise aus der Welt schaffen wollte, als es überrascht ward. Die unnatürliche Mutter versuchte nun selbst sich das Leben zu nehmen, woran sie aber gehindert ward.

In Commerce (Missouri) hatte sich ein Kaufmann niedergelassen, der zum großen Mißvergnügen seiner Nachbarn seine Waaren wohlfeiler verkaufte als diese. Zwei von diesen, Seaver und Darnes, begaben sich deshalb in seinen Laden, stellten ihn zur Rede und gingen zuletzt zu thätlichen Mißhandlungen über, da sie mit Worten ihr Ziel nicht erreichten. Der bedrängte Kaufmann griff zu seinem Revolver, feuerte zweimal auf Darnes, ohne ihn zu treffen, und jagte dann dem Seaver eine Kugel durch die Brust. Im Vertrauen auf sein Recht überlieferte er sich selbst dem Gericht.

In der Nähe von Little Falls im Staat New-York fand man die Leiche eines unter dem Namen „Deutsche Marie" bekannten Weibes, mit verschiedenen Wunden am Kopf, unter dem Auge und am Knie. Nach der Aussage ihres Mannes wäre sie im Delirium Nachts aufgestanden und im Nachtanzuge, worin man sie fand, zum Haus hinaus gegangen. Beide Ehegatten waren als sehr unmäßig bekannt, beide hatten sich gegenseitig mit dem Tode gedroht, — eine Verhaftung ist dessenungeachtet noch nicht vorgenommen.

Ein teuflischer Mord ist in der Umgegend von Buffalo begangen worden. Am Montag begab sich Mr. Brown von Pembroke mit eigenem Fuhrwerk und in Begleitung seiner Frau und seines ältesten Sohnes auf den Weg hierher. Am Mittwoch fand man seine Leiche in der Nähe der North-Alden Station der Buffalo-Rochester Eisenbahn mit zerschlagenem Kopf, zerrissenen Kleidern und zerschnittenen Taschen. Man vermuthet, daß Frau und Sohn ebenfalls ermordet sind.

Aus demselben Blatte fügen wir Artikel aus Baltimore, Philadelphia und New-Orleans bei, welche für dortige Zustände bezeichnend sind.

Baltimore, 21. Dec. Wiedereinbringung zweier Mörder. — Ein Gattenmörder. — Fortdauernde Unsicherheit.

Zwei von den aus unseren Gefängnissen entsprungenen Mördern sind glücklich wieder eingefangen, der junge Thomas Connor und Gault, der Mörder unsres Landsmannes Friedrich Rasche. Connor begegnete Abends dem Hochconstabler Herring in einer engen Gasse. Gault ward in einem Hause in der Cherry-Str. ausgespürt, das von einer Wittwe Gibbons bewohnt wird und unmittelbar an das Gefängniß stößt. Nachdem die Policei sich vorher von Allem genau unterrichtet hatte, besetzte sie alle Ausgänge des Hauses, und begab sich sofort an die Durchsuchung der Zimmer im obern Stockwerke, das ihr als Aufenthaltsort des Verbrechers bezeichnet war. Hier ward er in einem Kleiderschrank versteckt gefunden. Die Entbehrungen, denen er sich in diesem neuen Gefängnisse hatte unterziehen müssen, hatten ihn so geschwächt, daß er beinahe ohnmächtig wurde; sonst zeigte er seinen Verfolgern gegenüber die größte Kaltblütigkeit und Ruhe. — Wie es heißt, wollen die Freunde und Angehörigen des Ermordeten den Policeofficianten, deren Eifer die Wiedereinbringung des Mörders zu verdanken ist, ihre Anerkennung durch eine Medaille zu erkennen geben. So gering sind die Ansprüche, welche man hier an die Sicherheitsbeamten zu machen gewohnt ist, daß man schon eine so ganz gewöhnliche Pflichterfüllung einer besondern Belohnung werth hält.

Am 14. d. M. wurde der Proceß gegen Williams wegen Ermordung seiner Frau verhandelt. Ihre Untreue hatte ihn zu dieser That getrieben, nachdem er sich einige Tage vorher schon von ihr getrennt hatte. — Er überraschte sie mit ihrem Liebhaber, und versetzte erst diesem einige, jedoch nicht gefährliche Stiche, und stach dann sein Weib nieder, als dieses auf ihn zueilte, um ihn an weiterer Gewaltthat zu verhindern. Die Vertheidigung stützte sich darauf, daß der Gefangene nicht bei klarem Bewußtsein gewesen sei, als er die That beging und sich von seinen Gefühlen habe übermannen lassen; auch die meisten Zeugen sprachen sich zu seinen Gunsten aus und bestimmten die Geschworenen zu einem freisprechenden Urtheil. Eine Scene der Unordnung, wie sie auf dieses Verdict folgte, habe ich in einem Gerichtssaale noch nicht erlebt. selbst nach dem Karr'schen Proceß ging es nicht so stürmisch her. Hurrahs für den Freigesprochenen und fast eben so laute Zeichen des Unwillens für den als Zeugen anwesenden Liebhaber verhinderten das Gericht selbst an der Erfüllung der nothwendigen Formalitäten. Wie bei Karr, war auch hier ein Wagen bereit gehalten, um den Gefangenen im Triumphe wegzuführen.

Von den Geschworenen, welche sich durch die Verurtheilung Karr's den Haß unserer Rowdies zugezogen, hat einer, dem man den größten Einfluß auf das Votum zuschreibt, die Stadt verlassen müssen, weil er hier seines Lebens nicht mehr sicher war. — Reisende, die in der Nacht mit dem Eisenbahnzuge hier ankommen, wagen sich nicht ohne Eskorte in die Stadt; ein solches Renommee hat das neue Emporium des südwestlichen Handels sich bereits nach außen hin erworben. Soll Baltimore wirklich in Zukunft die Bedeutung erhalten, welche ihm die Convention südlicher Sklavenhalter und Kaufleute geben will, so gehört eine größere Sorge für die persönliche Sicherheit der Einheimischen sowohl wie der Fremden zu den ersten Hauptbedingungen. — Vor einigen Tagen fand wieder ein Ueberfall auf offener Straße mit bedeutender Beraubung statt. Der Ueberfallene ist ein Sohn des Gouverneurs Carroll; er trug die Summe von 650 Dollars bei sich, die er eben

verschicken wollte. Dieser Mühe wurde er überhoben, außerdem ward er auch noch schwer verletzt, und als Hülfe kam, waren die Angreifer spurlos verschwunden.

Philadelphia, 21. Decbr. Die Verhaftung von Falschmünzern hat auch während der letzten Woche noch fortgedauert; am Donnerstag kam die Reihe an den Graveur und Stempelschneider, Samuel W. Lowe. Er war von einem der im Gefängnisse befindlichen Fälscher denuncirt, und versuchte auch nicht, sich durch Leugnen aus der Schlinge zu ziehen. Lowe unterrichtete nach seiner Verhaftung die Beamten, daß er vor einigen Monaten eine Platte angefertigt habe, deren Abzüge gegen Nachdrücke gesichert wären, weil bei dem Abziehen ein besonderer Proceß nöthig wäre. Er habe dieselbe einigen Banken angeboten, und würde im Falle der Annahme um ein Patent dafür nachgesucht haben, sei aber abgewiesen worden. — Am Freitag ward Josiah Bright, ein sehr alter Falschmünzer verhaftet. Ein Anderer, der wegen desselben Verbrechens unter Anklage stand, wollte sich dem Processe durch Selbstmord entziehen, wurde aber von einem unwillkommenen Nachbar daran verhindert.

Neben den Fälschern sind es die Feuerleute, die in crimineller Beziehung hier die größte Rolle spielen. Kaum vergeht ein Tag, wo es nicht zwischen ihnen zu Raufereien kommt, so daß einige Compagnien für mehrere Monate vom Dienste suspendirt werden müssen.

Unsere Gefängnisse sind in diesem Augenblicke so überfüllt, daß mehrere Zellen zwei bis drei Einwohner zählen. Fälscher und rauflustige Feuerleute bilden darunter die größte Anzahl; sie erwarten ihre Aburtheilung theilweise schon in der nächsten Woche, wo die Criminalgerichte ihre Sitzungen wieder eröffnen.

New-Orleans. Die zahlreichen Mordfälle halten unsere Gerichte beständig in Athem. Im ersten Distrikt ward Michael Purcell, alias Donoran, der Ermordung Perry Kerwan's für schuldig erklärt. Beide hatten dasselbe Haus bewohnt und waren mit einander befreundet gewesen; in einem Streite griff Jener zum Messer und versetzte seinem Hausgenossen einen tödtlichen Stich zwischen die Rippen.

Ein interessanterer Fall ist der von Michael Clark, welcher der Ermordung von John O'Rourke angeklagt war. Man hatte Beide kurz vor dem tragischen Ereignisse mit einander über die Straße gehen sehen, O'Rourke betrunken und von Clark geführt. Im Hause des Letzteren scheint O'Rourke sich nicht mehr gutwillig gefügt zu haben, wenigstens soll er nach der Aussage eines der Entlastungszeugen jenem gedroht haben, ihm Eins auf den Kopf zu versetzen, wenn er ihn nicht gehen lasse. Clark ergriff darauf einen Stock und versetzte dem Betrunkenen mehrere Hiebe auf den Kopf, die nach Aussage einer Zeugin ausgereicht hätten, einen Ochsen zu tödten. O'Rourke schleppte sich zur Office des Dr. Neham, der ihm ein Mittel gegen Epilepsie bereiten wollte, da er ihn schon früher dieser Krankheit halber behandelt hatte und den Schaum vor dem Munde des Eintretenden für das Anzeichen eines neuen Anfalls deutete. Ehe jedoch die Medicin fertig war, starb O'Rourke. Bei der Untersuchung fand man am Hinterkopfe eine Zoll lange Wunde, aber keinen Schädelbruch, nicht einmal eine Beule. Im Gehirn hatte sich etwas Wasser gesammelt, kein Blut, und die Aussage der Aerzte ging dahin, daß die Verletzungen nicht stark genug gewesen seien, den Tod eines gesunden Menschen herbeizuführen, daß hier ein Fall, eine heftige Erschütterung ganz dasselbe Resultat hätten herbeiführen können.

Vor der 1. Distrikt Court stand George Powers, der Ermordung von Michael Hennesey angeklagt. Die That schien in einem Zustande von Geistesverwirrung geschehen zu sein, in den der Angeklagte durch den Schmerz über den Verlust eines Kindes und zu starken Genuß berauschender Getränke versetzt war. Als er am 9. Juni von dem Begräbniß seines Kindes zurückkam, trat er mit seinen Begleitern in einen Spezereiladen, hier forderte er ein Käsemesser, that als ob er den Käse zerschneiden wollte, stürzte aber statt dessen mit wildem und verstörtem Blick auf seine Begleiter los. Er verfolgte zuerst den Fuhrmann Paplin quer über die Straße. Hennesey, der dessen Hülferuf hörte, kam aus einem Stall herbei, hielt dem Wüthenden ein Bündel Heu entgegen und wirft Powers damit zu Boden. Dieser rafft sich wieder auf und verfolgt den Davoneilenden mit dem Messer, holt ihn ein und versetzt ihm einen Stich, der dessen Tod zur Folge hatte. Die Jury sprach ihn „der Tödtung schuldig," empfahl ihn aber der Gnade des Gerichts. Dieses verurtheilte ihn zu fünfjähriger schwerer Strafarbeit, da er bisher für einen ordentlichen, arbeitsamen Mann galt.

Von dem Policeigericht wurde Patrik Linn zu 40 Dollars und seine Ehehälfte zu 15 Dollars Strafe verurtheilt, wegen eines Vergehens, das sicherlich eine höhere Strafe verdient hätte, als mancher Mord. Zu einem Ball in der Evans Str. war Chr. Kegan als Violinist engagirt; er nahm einen erhöhten Platz ein. Linn sprang, ich weiß nicht aus welcher Veranlassung, während des Abends plötzlich auf ihn zu, warf ihn zu Boden, riß ihm beinahe das rechte Auge aus, und biß ihm dann das eine Ohr fast bis auf die Wurzel ab, dann warf er das abgebissene Glied auf die Erde, und um die Scene vollständig zu machen, trampelte Linn's würdige Ehehälfte mit Füßen auf demselben herum. Nach Angabe des Policeigerichts war die verhängte Strafe die höchste, die für diesen Fall zulässig war.

Nach dem Berichte des Policeichefs betrugen die Zahl der in den letzten 6 Monaten (bis zum 30. Novbr.) Verurtheilten, 10,833. Darunter waren 149 wegen Stechen und Angreifen mit gefährlichen Waffen, 15 wegen Duell, 1500 wegen Prügelei und Angriff.

Michael O'Hara, ein Bremser an der New-York- und Erie-Eisenbahn ward am 23. Decbr. des Nachts zwischen zwei Karren eingeklemmt. Beide Beine wurden ihm schrecklich zerquetscht und eine Hüfte gebrochen. Er ward ins Hospital gebracht.

N. Y. Staatszeitung, 25. Decbr. 1852.

In der Dampfmühle des Jesse Pipkin zu Wainesboro in Nord-Carolina explodirte am 23. December der Dampfkessel, wobei ein Neger und drei Weiße getödtet wurden.

N. Y. Demokrat, 27. Decbr. 1852.

Am 24. December kam in der Nähe von Cumberland der Passagiertrain aus den Schienen. Sämmtliche Wagen wurden zerbrochen und einer gänzlich umgestürzt. Mehrere Passagiere erhielten leichte Beschädigungen und kamen am folgenden Morgen mit dem Lasttrain in Baltimore an.

Ebendaselbst.

Am 23. December fand in Cincinnati ein Gefecht unter den Feuerleuten statt,

in welchem Pistolen abgefeuert wurden und das Leben der Einwohner frecher Weise aufs Spiel gesetzt ward. Einige Mitglieder der Marion-Feuer-Compagnie Nr. 8, unwillig darüber, daß sie am vorhergegangenen Sonnabend von der Invincible Feuercompagnie Nr. 5 auf eine höchst ungerechte Weise angegriffen wurden, machten am 23. Anstalten, sich zu rächen. Um 9 Uhr an dem erwähnten Tage ließen sie auf ihrer Glocke Allarm läuten und unmittelbar darauf stürzte die Compagnie mit der Spritze und dem Schlauchwagen aus ihrem Hause heraus, nachdem vorher beide mit Steinen beladen waren. Mehrere Mitglieder waren überdies mit Pistolen und anderen Waffen versehen. So ging es mit dem üblichen Geschrei durch einige Straßen, bis sie in die Nähe der Court- und Vinestreet kamen, wo das Spritzenhaus der Compagnie Nr. 5 ist. Letztere, wohl wissend, daß die Achter den Allarm gaben, ließen ihren Apparat zu Hause, ja sie gaben nicht einmal das übliche Feuersignal. Sie waren aber zahlreich versammelt und als die Achter in ihre Nähe kamen, begann auch sogleich das Gefecht, in welchem Pistolen abgefeuert und Steine nach allen Richtungen geworfen wurden. Die Leute, welche in der Nachbarschaft wohnten, schlossen ihre Läden und Hausthüren. Die Fünfer blieben endlich Sieger, trieben die Achter vom Platze und verfolgten sie nach allen Richtungen. Sie versicherten sich hierauf des der achten Compagnie gehörigen Schlauchwagens, zerschlugen ihn und warfen ihn in den nahe liegenden Canal. Die Feuerspritze blieb unangetastet, da sie von den Achtern geborgt war, und nach dem Gefechte brachten die Fünfer dieselbe in das Spritzenhaus, wohin sie gehörte. Die Policisten Rickel's, Hudson und Morton folgten den Achtern auf den Kampfplatz und verhafteten einen der Rädelsführer. — Mehrere sollen verwundet sein.

Ebendaselbst.

Am Christtag des Morgens um 10 Uhr machten zwei betrunkene Rowdies in New-York einen Anfall auf Sturgeß Lewis, einen Mann vom Veteranencorps am Bord des Vereinigten Staatenschiffes Macedonian. Der alte Seemann ging in der Chathamstraße ruhig seines Weges, als einer der Rowdies ihn in die Gosse rannte. Einige Bürger kamen zu Hülfe und die Policei ward herbeigerufen. Die Rowdies suchten zu entwischen, stürzten aber in den tiefen Straßenkoth, wurden arretirt und wie sie waren, über und über voll Koth, ins Gefängniß gebracht.

N. Y. D. Times 27. Decbr. 1852.

Den 25. December Abends trug sich abermals ein Eisenbahnunfall auf der Hudson River Eisenbahn zu. Ein Zug rannte im Tunnel gegen einen Felsen zwei Meilen von Rhinebeck. Ein Feuermann ward getödtet, sonst Niemand verletzt.

Ebendaselbst.

Am 26. December ward ein sechzigjähriger Mann auf der Troy-Eisenbahn überfahren und eines seiner Beine vom Körper abgeschnitten. Man zweifelt an seinem Aufkommen.

N. Y. D. Times 28. Decbr. 1852.

Aus Baltimore schreibt man: Weihnachten ging mit der gewöhnlichen Anzahl Schlägereien und dergleichen vorüber. Man sagt, zwei oder drei Rowdies seien erschossen worden.

Ebendaselbst.

Ein Haufen von ungefähr zwanzig Jungen von 8 bis 14 Jahren wurden in St. Louis wegen Diebereien arretirt.

Ebendaselbst.

Den 26. Decbr. Nachmittags wurden in New=York zwei junge Leute von der Policei arretirt, weil sie in ein Wohnhaus in der ersten Avenue mit Pistolen geschossen und das Leben der Bewohner des Hauses in Gefahr gesetzt.

Ebendaselbst.

Den 26. Decbr. Nachts entstand in der 38. Straße in New=York eine fürchterliche Schlägerei zwischen einer großen Anzahl betrunkener Irländer. Zwei Policisten, welche einschreiten wollten, wurden stark geprügelt und der eine schwer verletzt. Endlich gelang es policeilicher Verstärkung, den Tumult zu stillen und einige Tumultuanten zu arretiren.

Ebendaselbst.

Den 27. Decbr. des Morgens ward ein Mann vor den Richter Mc Grath gebracht, weil er in New=York Richard Tittelton mit einem Messer angefallen und ihn schwer verwundet hatte.

Ebendaselbst.

Einige Abende vor Weihnachten ward in Southwark, einem Stadttheile von Philadelphia, ein Prediger verhaftet, weil er Frauenzimmer auf der Straße insultirte.

N. Y D. Tribune 28. Decbr. 1852.

In Kensington (einem Theile von Philadelphia) ward ein frecher Angriff auf Mrs. North gemacht. Diese Dame kam mit ihrem Manne und dessen Bruder am Abend von dem Franklin Avenue Markt. Als sie sich Norrisstreet näherten, wurden sie von drei Männern angegriffen und sämmtlich niedergeschlagen. Mrs. North ward grausam zerschlagen, so daß sie die Besinnung verlor. Mr. North und dessen Bruder wurden ebenfalls schlimm verletzt. Die Angreifer entkamen.

Public Ledger.

Am 26. Dec. starb in der 17. Straße von New=York ein junger Mann von 24 Jahren in Folge der Gewaltthätigkeiten, die er von seiner Frau und deren Verwandten erlitten. Sie hatten ihn niedergeworfen und fürchterlich geschlagen.

Ebendaselbst.

Am 26. Dec. lärmten in New=York eine Menge Rowdies an einer Straßenecke. Drei Policisten kamen herbei und wollten der Unordnung steuern. Die Rowdies setzten sich zur Wehre und einer derselben gab dem einen Policisten einen gefährlichen Schlag auf die Schulter. Durch Hülfe policeilicher Verstärkung gelang es sechs Rowdies zu arretiren.

Ebendaselbst.

In der Gegend von Waterloo in Illinois ward ein Amerikaner von einem Schweizer getödtet. Der Amerikaner hatte von dem Schweizer eine Säge geborgt und dieselbe beschädigt. Hierüber entstand ein Streit, in dessen Verlauf der Amerikaner einen thätlichen Angriff auf den Schweizer machte. Wie es scheint, zog der Schweizer zur Vertheidigung ein großes Messer, stieß es dem Amerikaner in die Brust und tödtete ihn sofort. Er verwundete auch seinen eigenen Bruder, der den Stoß verhüten wollte. Der Schweizer entfloh.

N. Y. D. Times 29. Novbr. 1852.

Es scheint, daß es in Camden (einer Stadt Philadelphia gegenüber) eine wohlorganisirte Bande junger Männer giebt, welche an den Straßenecken in der Absicht umher lungern, vorübergehende Frauenzimmer zu insultiren. Als vor einigen Abenden Mr. Pepper nach Hause ging, ward er von einer achtbaren Dame höflich ersucht, sie gegen einen Rowdy von dieser Bande in Schutz zu nehmen, welcher sie von South Camden verfolgt und auf eine unwürdige Weise verhöhnt hatte. Mr. Pepper befragte diesen Menschen höflich über sein auffälliges Benehmen und ersuchte ihn, sich zu entfernen. Statt dessen schritt der Rowdy ohne eine Antwort auf Mr. Pepper zu und forderte ihn heraus, den Streit mit der Faust auszumachen. Glücklicherweise gelang es Mr. Pepper, den Rowdy niederzuwerfen und ihm eine wohlverdiente Züchtigung zu geben, worauf der letztere sich aus dem Staube machte. Man hat sich vor einiger Zeit sehr darüber beschwert, daß solche verwahrloste Jungen und Rowdies verdienter Züchtigung entgangen sind.

Philadelphia Public Ledger.

Am 27. Decbr. kurz nach 5 Uhr Nachmittags ging in New-York Michael Camp mit seiner jungen Frau, mit der er eben getraut worden war, von der Trauung aus der Kirche nach Hause, begleitet von einigen Freunden. Als er an dem Laden eines gewissen Brady in Stantonstreet vorüberging, ward er von einem Manne, Namens Foster, der bei Brady im Dienst stand, überfallen und ihm von demselben die Uhr aus der Westentasche geraubt. Zugleich schrie Foster: „Komm her, Bill!" — Dieser Bill war kein anderer als Brady, welcher mit einer Art aus dem Laden kam und mit derselben dem Michael Camp einen solchen Hieb auf den Kopf versetzte, daß er zu Boden fiel und schwer verletzt ward. Foster und Brady zogen sich hierauf in den Laden zurück, wurden aber arretirt. Der verwundete Mann ward nach seiner Wohnung geführt.

N. Y. Trib. 29. Decbr. 1852.

Am 28. Decbr. früh wurden zwei junge Leute in New-York arretirt, welche früh halb 6 Uhr einen Anfall auf ein Dienstmädchen gemacht hatten. Dem Dienstmädchen gelang es, eine Thürklingel zu erreichen und zu ziehen, wodurch sie Hülfe bekam und die beiden jungen Leute verscheucht wurden.

Ebendaselbst.

Am 28. Decbr. brach eine Anzahl Rowdies noch vor Tagesanbruch in Brooklyn in ein Bierhaus. Sie demolirten Flaschen und Möbeln, aßen und tranken und gossen den übrigen Vorrath von Spirituosen aus.

Ebendaselbst.

Der „Brandon Republican" in Mississippi schreibt unterm 16. Decbr.: Ein Pflanzer hatte einen vor einiger Zeit fortgelaufenen Negersklaven wieder eingefangen und bestrafte ihn nach südlicher Manier. Er legte ihn wie einen Hund an die Kette. In der Nacht gelang es dem Neger sich von seinen Ketten los zu machen. Er verschaffte sich eine Art und gab seinem „Massa" zwei Schläge mit derselben auf den Kopf, welche zwei Tage darauf dessen Tod zur Folge hatten. Der Neger entfloh und ist seitdem nicht wieder eingefangen worden.

N. Y. Allgem. Zeitung, 30. Decbr. 1852.

Herr Macdonald, ein Schauspieler von einigem Ruf ging am 26. Decbr. ruhig seines Weges durch Mainestreet in Brooklyn, als er von einem Fremden nach dem Wege nach Pearlstreet gefragt ward. Mr. Macdonald gab die gewünschte Auskunft, als ihm der Mann, welcher gefragt hatte, einen starken Schlag auf den Kopf versetzte, in Folge dessen er niederstürzte und für einen Augenblick betäubt ward. Als sich Herr Macdonald wieder erhob, machte sich der Schurke aus dem Staube. N. Y. D. Times 30. Decbr. 1852.

In Philadelphia wurden am 27. Decbr. drei Jungen wegen thätlichen Angriffs mit der Absicht zu tödten, arretirt. Sie wurden ins Gefängniß gebracht.

Ebendaselbst.

Einige Morde theilt die New-Yorker Criminal-Zeitung vom 31. December in folgendem Artikel mit.

Unter den Kapitalverbrechen, welche im Laufe der letzten Woche zu unserer Kenntniß gekommen sind, verdient seiner Unnatürlichkeit wegen ein Aelternmord, dessen Schauplatz die Umgegend von Memphis in Tennesee war, obenan gestellt zu werden. Herr James Tweedle arbeitete mit seinen beiden Söhnen, von denen der jüngste 14 Jahr alt ist, im Walde. Nachmittags begab sich der Vater nach Haus, um eine kurze Siesta zu halten; nicht lange darauf folgte ihm sein jüngster Sohn, um den Schlaf seines Vaters in einen ewigen zu verwandeln. Das Instrument, mit dem er diese Schandthat vollbrachte, war die Axt, welche er im Walde gebraucht hatte; mit ihrer Rückseite traf er des Vaters Stirn, daß das Gehirn umherspritzte. James, so ist der Name des jugendlichen Mörders, versuchte nicht zu entfliehen und legte vor Gericht sofort ein volles Bekenntniß seiner That ab, obschon ihm sein Advocat zum Gegentheil rieth. Sein Beweggrund war Rache gewesen; Mr. Tweedle war bekannt wegen der grausamen Behandlung, die er seinen Kindern angedeihen ließ, und James soll schon früher die Drohung ausgestoßen haben, ihn zu ermorden. Eine empfindliche Züchtigung, die er erfuhr, ohne Ursache dazu gegeben zu haben, scheint seine letzten Bedenklichkeiten hinweggeräumt zu haben. Von ihm läßt sich im eigentlichsten Sinne des Wortes sagen, daß er zum Verbrecher erzogen wurde, ohne daß wir deshalb seine That irgendwie zu entschuldigen gedächten.

Aus Washington wird ein Gattenmord berichtet und ein Attentat auf eine junge Dame, dessen Veranlassung noch nicht bekannt geworden ist. Am 24. Dec. trat Policist Hilton in den Specereiladen des Daniel T. Woodward. Woodward stand neben seiner todten Frau, eine Kugel war durch ihre Schläfe gedrungen. Nach seiner Aussage hätte sie sich selbst getödtet. Es war indessen bekannt, daß Beide schon seit lange in Unfrieden mit einander lebten, und erst vor einigen Tagen hatte Woodward eine Gefängnißstrafe abgebüßt, die ihm wegen brutaler Behandlung seines Weibes zudictirt war. Tags vorher hatte sie ihn wieder beim Richter Drary angeklagt; er versprach Besserung und sie ließ sich dadurch bewegen, von seiner Einziehung abzustehen; der Richter willigte jedoch in die Freilassung nur unter der Bedingung, daß Woodward das Pistol abgebe, in dessen Besitz man ihn wußte. Um 11 Uhr ging Jemand an dem Hause vorbei und hörte einen gewaltigen Lärm, unterschied auch auf's Bestimmteste, wie W. das Leben seiner Frau bedrohte. Es zweifelt in der That auch Niemand daran, daß er der Mörder ist.

Der zweite Fall ereignete sich an demselben Tage. Nachmittags ging Catharine Clements, eine durchaus achtbare junge Dame, mit ihrer Schwägerin vor Walker's Schlachthaus vorbei, als ein Mann, Namens Lewis Frank, eine Pistole auf sie abfeuerte, deren Kugel ihr in die Wade drang. Frank entzog sich der Verhaftung durch die Flucht.

In der Nähe von Aberdeen verbrannte die Wohnung des Aufsehers auf Dr. White's Pflanzung. Durch die offene Thür sah er seine Frau bewußtlos auf dem Boden liegen, alle Rettungsversuche waren vergebens. Wahrscheinlich war das Haus angesteckt, um die Spuren eines begangenen Raubmords durch die Flammen zu vernichten.

Am Sylvesterabend und am Neujahrstag sind die Städte der Vereinigten Staaten vom Unfug der Rowdies und ungezogener Jungen erfüllt. Es wird nicht nur mit Pistolen auf den Straßen geschossen, sondern am Neujahrstage fordern Jungen und Rowdies Neujahrsgeschenke und nehmen sie auch wohl ungefragt, insultiren Vorübergehende, werfen Fenster ein und werden auf verschiedene Weise den Bewohnern lästig und schädlich. — Besonders haben sie's auf die deutschen Hotels und Schenkwirthschaften abgesehen. — In der letzten Neujahrsnacht hörte man in New-York bis an den Morgen Schüsse auf den Straßen und in den Höfen. Der erste Januar war in New-York ein trüber Tag mit nasser Luft, aber so mild, daß man leicht gekleidet gehen konnte. Früh hatte es geregnet und die Straßen waren sehr schmutzig. Nachmittags liefen eine Menge Rowdies in den Straßen herum, aber noch mehr Jungen von 8 bis 14 Jahren. Wir sahen ganze Trupps von Jungen in deutsche Bierkeller hinabsteigen, wo sie ohne Zweifel mit gewohnter Unverschämtheit etwas gefordert oder genommen haben. Eine deutsche Zeitung gab am 31. Decbr. den deutschen Wirthen den Rath, durch Verabreichung von Cigarren und Getränken die Unverschämtheit dieser Burschen zu beschwichtigen. — Andere Mittel scheinen aber noch besser anzuschlagen. — Am 1. Januar Nachmittags traten wir in eins der besten deutschen Bierhäuser. Ein Revolver für die Rowdies und einige Ochsenziemer für die Jungen lagen bereit. Ungefähr vierzig Biergäste saßen im Saale, meist starke Leute. Vier Rowdies traten herein und sahen sich im ganzen Saale um, als sie aber bemerkten, daß sie schwerlich ungestraft sich etwas erlauben könnten, ließen sie sich Bier geben, bezahlten es, spuckten nach amerikanischer Weise den Ofen an und gingen von dannen.

Die New-Yorker Tribune vom 3. Januar schreibt: „Der Neujahrstag zeichnete sich blos durch Schmutz und Rowdyismus aus. Der Morgen war regnerisch, der Nachmittag trübe ohne Regen und der Abend klar mit Sternenlicht und Schmutz. Die Beobachtung der Tagessitte schien allgemeiner zu sein als jemals. In den besseren Straßen empfing man wenigstens in drei Viertheilen der Häuser Neujahrsvisiten und ungeachtet der üblen Beschaffenheit der Straßen war die Anzahl der Besuchenden im Ganzen augenscheinlich größer als jemals vorher. Der widerwärtigste Zug des Tages war die unfläthige Betrunkenheit gewisser Banden von Short Boys und anderer Rowdies, welche an manchen Orten in Haufen von dreißig bis vierzig umher strichen, Besitz von den Trottoirs nahmen, anständige Leute in die Rinnsteine jagten, in manche Häuser brachen, wo sie keine Besuche abzustatten hatten,

Ueberhaupt sind im verflossenen Jahre 1852 viele Diebstähle und Betrügereien von Deutschen verübt worden.

Am 16ten December stieß der Eisenbahnzug von Philadelphia bei Beverly in New-Jersey auf einen Wagen, worin ein Herr und eine Dame saßen. Der Herr ward sofort getödtet, die Dame aber so schwer verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt.

The Evening Post 17. Decbr. 52.

Am 14. December Abends halb 9 Uhr ging Mr. Hicks, Zolleinnehmer von Vienna, durch die Lombardstraße in Baltimore, als er plötzlich einen Strick um seinen Hals fühlte und von drei Männern in eine Seitenstraße geschleppt und dort völlig ausgeplündert ward. Eine Hand voll Kalk in Mund und Augen hinderte ihn am Sehen und Schreien, und als er wieder zu sich gekommen war, waren die Räuber längst verschwunden. Er hatte eine ziemlich bedeutende Summe bei sich geführt: 500 Dollars in Gold, 1200 Dollars in Noten und einen Wechsel auf New-York von 1400 Dollars. Seine Uhr war natürlich auch nicht vergessen; alle seine Taschen waren aufgeschnitten und dabei auch das Fleisch nicht geschont. — Herr Smith von der Firma Wyman, Appleton und Comp. ward am 10. Decbr. noch unhöflicher in Baltimore behandelt. Ein Hieb mit dem Slungshot raubte ihm das Bewußtsein. Das Hinzukommen mehrerer Personen rettete ihn vor Beraubung.

N. Y. Criminalzeitung 17. Decbr. 52.

Dasselbe Blatt theilt folgende Morde und gewaltthätige Angriffe mit.

In New-Orleans wurde Bridget McCune und Marie Simmons auf die Anklage hin verhaftet, den Tod eines weißen Kindes veranlaßt zu haben. — Ueber die Leiche eines andern etwa 2 Monate alten Kindes ward Leichenschau gehalten, und die Ueberbringerin desselben, Elisabeth Thimm, eine freie Farbige, ward als die muthmaßliche Mörderin festgehalten. Das Kind schien durch Rauch erstickt zu sein. — Auch über eine männliche Leiche gab die Jury das Verdikt auf Tödtung ab. James Delaney war aus Kings County, Irland, gebürtig. Er trug mehrere Wunden an Brust und Kopf, und Tobias Gibbons und Patrick Clarke wurden auf den Verdacht hin, daß sie die Mörder seien, arretirt. — Wegen versuchter Tödtung ward auf die Anklage J. Wallaces auch Peter Donahan verhaftet, und ebenso Arthur Murphy, weil er ein Messer gegen einen Policisten zog.

In Easton geriethen am 9. d. Wm. Calley und W. H. Swordy über eine Kleinigkeit mit einander in Streit, wobei Letzterer seinem Widersacher drei tödtliche Stiche versetzte.

Am Samstag, 8. Dec., miethete Deanis Tracy von Besonville, Pferd und Wagen und fuhr mit einem andern Irländer aus. Als er am Sonntag noch nicht zurückgekehrt, ward ausgesandt, um ihn zu suchen. Man erfuhr, daß Tracy und sein Begleiter in der Nähe von Kingley's Mühlen in Westhampton eingekehrt seien. In dem betreffenden Hause fand man Blutspuren an verschiedenen Stellen, konnte jedoch weiter nichts entdecken. Endlich, als man den Mühlteich abließ, fand man die Leichen der Vermißten, die unverkennbare Spuren eines gewaltsamen Todes an sich trugen.

Ungefähr 30 Meilen von Cincinnati, an der kleinen Miami-Eisenbahn, ge-

riethen eine Anzahl Arbeiter mit einander in Streit; ein alter Mann versuchte den Vermittler zu spielen, darüber aber gerieth einer der Streitenden, ein gewisser Donahue, so in Wuth, daß er einen Stock ergriff und damit dem Alten einen Hieb über den Kopf versetzte, der ihn besinnungslos zu Boden warf. Donahue riß ihn wieder empor, lehnte ihn gegen einen Stamm und drohte ihm, seinen „verdammten Hirnschädel" einzuschlagen, wenn er nicht gerade sitze. Der Unglückliche konnte natürlich, besinnungslos wie er war, diesem Ansinnen nicht gehorchen, worauf der Unmensch seine Drohung auszuführen, eine Axt ergriff und mit ihrer Schärfe dem Alten noch einen Hieb über den Kopf versetzte, der dessen augenblicklichen Tod herbeiführte. Der Mörder ergriff sogleich die Flucht.

In dem Gehölze zwischen Hudson und West-Hoboken bei New-York in der Nähe der Pallisaden Avenue, fand man am Donnerstag die Leiche eines etwa 30 Jahre alten Mannes mit einer Schußwunde im Nacken. Der Mörder ist nicht entdeckt.

Ein eigenthümlicher Fall ereignete sich in der Nähe von Skaneathes, am 6. December. Ein Einwohner dieses Ortes, Mr. James Holland fand Abends in einer der Straßen einen Mann liegen, der sich für krank ausgab und über schlechte Behandlung klagte, die er in einem benachbarten Hause erfahren habe. Herr Holland führte ihn wieder zurück zu dem Hause, und erfuhr hier, daß er Nachmittags dort gewesen sei und sich so betragen, daß man ihn habe hinauswerfen müssen. H., der den Mann für wirklich krank hielt, wußte ihm trotzdem Aufnahme zu verschaffen, bis ein Arzt gerufen war. Dieser fand den vermeintlichen Patienten ziemlich wohl, es ward ihm dessen ungeachtet Nachtquartier gewährt. Am andern Morgen kam Holland und frühstückte mit ihm, plötzlich aber erhob er sich und stieß seinem Beschützer ein Messer in die Brust, ohne die mindeste Provocation von dessen Seite. Dann stürzte er auf den Hausbesitzer los, der seitwärts saß. Unbewaffnet wie dieser war, gelang es ihm doch, den Angreifer zur Thür hinauszubringen; draußen entspann sich ein verzweifelter Kampf, bis es dem Angegriffenen gelang, sich eines Knüppels zu bemächtigen und damit seinen Gegner niederzuschlagen. Dieser erholte sich jedoch bald wieder, ging abermals zum Angriff über und zwang den Hausbesitzer, hinter einem Baume Schutz zu suchen. Als endlich Hülfe kam, rannte der Raufbold in ein Nachbarhaus, wo er mehrere Metzgermesser fand, mit denen er sich jetzt gegen die Uebermacht zu vertheidigen suchte. Er ward indessen überwältigt und nach Syracuse ins Gefängniß gebracht. Herr Holland wird seine Menschenfreundlichkeit wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen, denn das Messer traf ihn in der Nähe des Herzens.

Auf der offenen Landstraße, ungefähr eine Meile von Hamilton wurde Samuel Snoddy, ein junger Mann, von Alexander Maine niedergestoßen. Maine verschwand gleich darauf in den nahen Wäldern; die Nachricht von seiner That hatte sich rasch im Orte verbreitet, und ein ansehnlicher Theil der Einwohner machte sich zur Verfolgung auf. Polizist Glynn setzte sich an ihre Spitze, und der Distrikts-Attorney Charles Myers spornte ihren Eifer durch das Versprechen einer Belohnung von 100 Dollars an. Bald jedoch hatte man jede Spur verloren, und der anfängliche Eifer der meisten Verfolger begann nachzulassen, ehe noch die Nacht hereinbrach. Glynn ließ sich durch die Dunkelheit nicht abschrecken, stellte Wachen und Posten aus und legte sich selbst auf der Canton Straße, welche nach seiner Be-

rechnung der Verfolgte passiren mußte um den Lawrence Strom zu erreichen, auf die Lauer. Um Mitternacht hörte er die Fußtritte eines Mannes auf der Canton-Falls-Straße, Glynn folgte dem Fliehenden und brachte ihn durch die Drohung, daß er ihn niederschießen werde, zum Stehen. Maine erwartet jetzt im Canton-Gefängnisse die gebührende Strafe für seine Schandthat, während dem Glynn nicht allein die versprochene Geldbelohnung, sondern auch die allgemeine Anerkennung für seinen unermüdlichen Eifer und die Gewandtheit, mit der er seine Pflicht zu erfüllen wußte, zu Theil wurde.

In Baltimore starb Mr. Samuel Holland am 30. Nov. an den Folgen einer Wunde, die er 3 Wochen früher in Washington erhalten. Nach seiner Angabe ging er damals an einem Wirthshause vorüber, als aus diesem plötzlich ein Mann heraussprang und ihm mit einem 20 Pfund schweren steinernen Kruge einen heftigen Schlag auf den Kopf versetzte. Die Obduction ergab, daß der innere Theil des Schädels zerbrochen war und sich eine Masse Blut und Eiter im Gehirne gesammelt hatte. Die Geschwornen gaben ihr Verdict: „Gestorben an den Folgen einer von einer unbekannten Person empfangenen Gehirnverletzung."

Aus Louisville schrieb man vom 18. Decbr.: Der Dampfer Western World stieß auf der Tour von St. Louis nach New-Orleans mit dem Dampfer Hill bei Grand Lake zusammen. Die Cajüte des Western World ward zertrümmert und das Schiff sank. Man vermuthet, daß zehn bis zwölf Menschen dabei umkamen. Sechzig bis siebenzig Stück Vieh gingen ebenfalls verloren.

Der Dampfer Moro Castle sank neulich bei Hurricane Island.

N. Y. D. Trib. 20. Decbr. 52.

Am 18. December halb 9 Uhr früh ward eine bejahrte Frau auf der Eisenbahn nach New-Haven, in der 52sten Straße in New-York überfahren und arg verstümmelt. Sie ward aufgehoben und in einen Wagen gesetzt, um nach dem Hospital von New-York gebracht zu werden, starb aber auf dem Wege dahin.

Ebendaselbst.

An demselben Tage verhaftete in New-York ein Policist zwei Männer, Namens Bernard Henry und Michael Kierman, die den Owen McCabe angefallen, ihm eine goldene Uhr, sowie 19 Dollars baares Geld auf der Straße geraubt, und ihn dabei schwer gemißhandelt hatten.

N. Y. Allgemeine Zeitung 20. Dec. 52.

Caspar Hart, ein Deutscher, ward am 17. December des Nachts von einigen Bürgern besinnungslos und aus mehreren Wunden blutend in New-York auf der Straße gefunden und ins Stationshaus der 7ten Ward gebracht. Eine unbekannte Person hatte ihn überfallen.

Ebendaselbst.

Am 30sten November ward ein Mann, Namens John Slevans, unter der Beschuldigung, Pferde in Illinois gestohlen zu haben, in St. Louis arretirt, gebunden und nach Mechanicsburg in Illinois gebracht. Dort ward er von den Bür-

gern mit Gewalt den Policisten entrissen, die ihn eskortirten. Slevans ward hierauf niedergelegt und grausam gepeitscht, um aus ihm die Angabe seiner Mitschuldigen zu erpressen. Er gab als solche Thomas Hatchfield und William Johnson in St. Louis und einen Neger an. Als man dieses Geständniß erlangt hatte, ward Slevans aufgehängt. Hatchfield und Johnson wurden arretirt und man fand bei ihnen eine beträchtliche Summe falsches Papiergeld.

N. Y. Herald 21. Dec. 52.

Am 20sten Dec. kam nach 5 Uhr Abends auf der Hudson River Eisenbahn, der Kieszug mit etwa 30 Arbeitern von der anderen Seite des Spuyten Duyvil Creek zurück. Als er sich der Brücke näherte, machte der Bahnwärter ein Signal, um anzudeuten, daß die Zugbrücke aufgezogen sei, aber der Ingenieur, welcher das Signal nicht bemerkte, hielt nicht an. — Die Locomotive stürzte in's Wasser und riß alle Karren mit hinab, mit Ausnahme des letztern. In demselben befand sich die Mehrzahl der Arbeiter, welchem Umstand es zuzuschreiben ist, daß nicht mehr Menschen ums Leben kamen. Der Feuermann ward getödtet. Der Ingenieur erlitt einen dreifachen Beinbruch und noch andere Verletzungen. Ein Arbeiter ward schwer verwundet und ein Aufseher brach ein Bein. Drei Mann wurden vermißt.

N. Y. Daily Times 22. Dec. 52.

Joseph Buntling ging am 19ten December Nachts 12 Uhr mit zwei Freunden durch die Greenwichstreet in New-York und gerieth mit einem Fremden, der ihm entgegenkam, in Streit. Der Fremde zog einen Dolch und verwundete Mr. Buntling gefährlich durch einen Stich in die Stirn und zwei Stiche in den Rücken. Der Fremde entfloh und Mr. Buntling ward von seinen Freunden in das Stationshaus geführt, dort verbunden und von da in seine Wohnung gebracht.

N. Y. Daily Tribune 21. Dec. 52.

In das „Railroad House", ein Trinkhaus am Fuße von Centrestreet in Newark (einer Stadt in der Nähe von New-York), kam am 19. December eine Bande Rowdies. Sie tranken, wollten nicht bezahlen und fingen Händel an. Es entstand ein Handgemenge, die Rowdies zogen ihre Messer, wurden aber mit einer Tracht Prügel hinausgeworfen.

New-Yorker Abendzeitung 22. Dec. 52

Fünf Farmer, welche am 20sten December aus Sommerset County nach Newark auf den Markt kamen, wurden von etwa 25 Rowdies in räuberischer Absicht überfallen. Die Farmer hatten nämlich ihre Producte verkauft, ihr Fuhrwerk in eine Taverne gebracht und begaben sich zum Empfang des Geldes in einen Spacereiladen. Die Rowdies, welche in der Nähe umherlungerten, fielen über die aus dem Laden tretenden Landleute her und schlugen sie nieder, bevor sie sich dessen versahen. Zwei Farbige sprangen den Angegriffenen zu Hülfe, worauf die Räuber ihr Heil in der Flucht suchten, da noch andere Personen herbeieilten. Die Policei war nicht zu sehen.

Ebendaselbst.

Drei Männer, Namens Chapin, William Kissone und Chandler, wurden am 20sten December in Cincinnati unter der Anklage des Schwindels, des Mordes

und der Brandstiftung arretirt. Sie sollen sich durch falsche Ladungsscheine mit der Unterschrift der Beamten des Dampfers Martha Washington, der am 1. Februar 1852 auf dem Mississippi verbrannte, Versicherungspolicen verschafft haben. Man beschuldigt sie, das gedachte Dampfboot in Brand gesetzt und dadurch den Tod von 15 Menschen veranlaßt zu haben. Ebenso sind sie beschuldigt, die in den Ladungsscheinen verzeichneten Waaren, worüber die Versicherungspolice lautete, nicht verschifft zu haben. Vier oder fünf andere Personen sollen bei diesem Verbrechen betheiligt sein.

N. Y. Herald 22. Dec. 52.

Nach späteren Nachrichten sollen obige Beschuldigungen gegründet sein.

Am 19ten December ward in Williamsburg ein anständig aussehender Mann von einigen Loafern in den Eastriver gestoßen. Er war ein guter Schwimmer und hielt sich über dem Wasser, bis er gerettet werden konnte. Die Loafer entkamen.

N. Y. Demokr. 23. Dec. 52.

Ein Deutscher, dessen Name nicht genannt ist, ward in Mulberrystreet in New-York von mehreren Rowdies angefallen, von denen einer ihm einige Stiche in den Arm versetzte. Policei war nicht in der Nähe.

Ebendaselbst.

James Perkins, ein vierzehnjähriger Junge, stand in Perry County in Missouri wegen Ermordung seines Vaters vor Gericht. Die Jury fand ihn des Todtschlags im zweiten Grade schuldig.

N. Y. Staatszeitung 23. Dec. 52.

Einige andere Fälle von Elternmord führen wir aus ältern Blättern an, die wir unter unsern Papieren finden.

In Pelljam ward Mrs. Moreland geschossen und gefährlich verwundet, während sie mit ihrem 16jährigen Sohne kämpfte, der seine Vogelflinte ergriffen hatte, um auf die Jagd zu gehen, welches ihm seine Mutter nicht erlauben wollte, bevor er Wasser geholt.

Philadelphia Evening Bulletin.

Die „Pittsburg Post" berichtet, daß die Frau eines der geachtetsten Einwohner von Alleghany County durch ihre eigene Tochter getödtet ward. Die letztere, ungefähr 18 Jahre alt, züchtigte einen ihrer kleineren Brüder, welches die Mutter verhindern wollte. Hierauf ward die letztere von der Tochter in den Unterleib gestochen, wodurch sofort der Tod erfolgte. Man hat die Namen verschwiegen, bis die gerichtliche Untersuchung stattgefunden.

Ein Junge erstickte seine Mutter in Tipton County in Indiana. Sie wollte ihn anhalten, eine Arbeit zu thun, wozu er keine Lust hatte. Er warf daher seine Mutter auf ein Bett und hielt sie so lange unter der Decke, bis sie erstickt war.

Den 22sten Dec. Abends gegen 7 Uhr, ward Herr Caleb Ammermann, einer der Beamten der Merchants Exchange Bank, an der Ecke von Broom- und Mottstr. in New-York, meuchlings von hinten, mit einen Slungshot oder einer ähnlichen

Waffe, von einem unbekannten Rowdy zu Boden geschlagen. Er ward von einigen Vorübergehenden aufgehoben und nach Hause gebracht.

N. Y. Abendzeitung 24. Dec. 52.

Die N. Y. Criminal-Zeitung vom 24. Dec. 1852 berichtet folgende Morde:

Aus dem Gefängnisse zu Petersburg in Virginien entwichen am 21. Dec. Benjamin Sadler, der wegen Knabenraubes eingesperrt war und ein Anderer Namens Jones, nachdem sie den Aufwärter in ihre Zelle eingeschlossen hatten. Als sie den Gefängnißhof überschritten, versuchten Joel Sturdivant und ein Neger sie aufzuhalten, wurden aber Beide von Sadler niedergeschossen. Sturdivant starb auf der Stelle, der Neger lebte noch bis zum folgenden Tage. Jones ward von den Bürgern, welche die Verfolgung sofort mit dem größten Eifer betrieben, wieder eingefangen, Sadler aber zerschmetterte sich selbst den Hirnschädel, ehe man sich seiner bemächtigen konnte. Er führte einen sechsläufigen Revolver bei sich, und gegen seine Mitgefangenen hatte er vorher geäußert, daß, wenn ihm das Entkommen nicht gelingen sollte, er wenigstens vier Mann und zuletzt sich selbst tödten werde.

In Woodford County (Ill.) ward ein Negerweib verhaftet, das einem seiner Kinder die Kehle abgeschnitten hatte und das zweite auf eben diese Weise aus der Welt schaffen wollte, als es überrascht ward. Die unnatürliche Mutter versuchte nun selbst sich das Leben zu nehmen, woran sie aber gehindert ward.

In Commerce (Missouri) hatte sich ein Kaufmann niedergelassen, der zum großen Mißvergnügen seiner Nachbarn seine Waaren wohlfeiler verkaufte als diese. Zwei von diesen, Seaver und Darnes, begaben sich deshalb in seinen Laden, stellten ihn zur Rede und gingen zuletzt zu thätlichen Mißhandlungen über, da sie mit Worten ihr Ziel nicht erreichten. Der bedrängte Kaufmann griff zu seinem Revolver, feuerte zweimal auf Darnes, ohne ihn zu treffen, und jagte dann dem Seaver eine Kugel durch die Brust. Im Vertrauen auf sein Recht überlieferte er sich selbst dem Gericht.

In der Nähe von Little Falls im Staat New-York fand man die Leiche eines unter dem Namen „Deutsche Marie" bekannten Weibes, mit verschiedenen Wunden am Kopf, unter dem Auge und am Knie. Nach der Aussage ihres Mannes wäre sie im Delirium Nachts aufgestanden und im Nachtanzuge, worin man sie fand, zum Haus hinaus gegangen. Beide Ehegatten waren als sehr unmäßig bekannt, beide hatten sich gegenseitig mit dem Tode gedroht, — eine Verhaftung ist dessenungeachtet noch nicht vorgenommen.

Ein teuflischer Mord ist in der Umgegend von Buffalo begangen worden. Am Montag begab sich Mr. Brown von Pembroke mit eigenem Fuhrwerk und in Begleitung seiner Frau und seines ältesten Sohnes auf den Weg hierher. Am Mittwoch fand man seine Leiche in der Nähe der North-Alden Station der Buffalo-Rochester Eisenbahn mit zerschlagenem Kopf, zerrissenen Kleidern und zerschnittenen Taschen. Man vermuthet, daß Frau und Sohn ebenfalls ermordet sind.

Aus demselben Blatte fügen wir Artikel aus Baltimore, Philadelphia und New-Orleans bei, welche für dortige Zustände bezeichnend sind.

Baltimore, 21. Dec. Wiedereinbringung zweier Mörder. — Ein Gattenmörder. — Fortdauernde Unsicherheit.

Zwei von den aus unseren Gefängnissen entsprungenen Mördern sind glücklich wieder eingefangen, der junge Thomas Connor und Gault, der Mörder unsres Landsmannes Friedrich Rasche. Connor begegnete Abends dem Hochconstabler Herring in einer engen Gasse. Gault ward in einem Hause in der Cherry-Str. ausgespürt, das von einer Wittwe Gibbons bewohnt wird und unmittelbar an das Gefängniß stößt. Nachdem die Policei sich vorher von Allem genau unterrichtet hatte, besetzte sie alle Ausgänge des Hauses, und begab sich sofort an die Durchsuchung der Zimmer im obern Stockwerke, das ihr als Aufenthaltsort des Verbrechers bezeichnet war. Hier ward er in einem Kleiderschrank versteckt gefunden. Die Entbehrungen, denen er sich in diesem neuen Gefängnisse hatte unterziehen müssen, hatten ihn so geschwächt, daß er beinahe ohnmächtig wurde; sonst zeigte er seinen Verfolgern gegenüber die größte Kaltblütigkeit und Ruhe. — Wie es heißt, wollen die Freunde und Angehörigen des Ermordeten den Policeiofficianten, deren Eifer die Wiedereinbringung des Mörders zu verdanken ist, ihre Anerkennung durch eine Medaille zu erkennen geben. So gering sind die Ansprüche, welche man hier an die Sicherheitsbeamten zu machen gewohnt ist, daß man schon eine so ganz gewöhnliche Pflichterfüllung einer besondern Belohnung werth hält.

Am 14. d. M. wurde der Proceß gegen Williams wegen Ermordung seiner Frau verhandelt. Ihre Untreue hatte ihn zu dieser That getrieben, nachdem er sich einige Tage vorher schon von ihr getrennt hatte. — Er überraschte sie mit ihrem Liebhaber, und versetzte erst diesem einige, jedoch nicht gefährliche Stiche, und stach dann sein Weib nieder, als dieses auf ihn zueilte, um ihn an weiterer Gewaltthat zu verhindern. Die Vertheidigung stützte sich darauf, daß der Gefangene nicht bei klarem Bewußtsein gewesen sei, als er die That beging und sich von seinen Gefühlen habe übermannen lassen; auch die meisten Zeugen sprachen sich zu seinen Gunsten aus und bestimmten die Geschworenen zu einem freisprechenden Urtheil. Eine Scene der Unordnung, wie sie auf dieses Verdict folgte, habe ich in einem Gerichtssaale noch nicht erlebt, selbst nach dem Karr'schen Proceß ging es nicht so stürmisch her. Hurrahs für den Freigesprochenen und fast eben so laute Zeichen des Unwillens für den als Zeugen anwesenden Liebhaber verhinderten das Gericht selbst an der Erfüllung der nothwendigen Formalitäten. Wie bei Karr, war auch hier ein Wagen bereit gehalten, um den Gefangenen im Triumphe wegzuführen.

Von den Geschworenen, welche sich durch die Verurtheilung Karr's den Haß unserer Rowdies zugezogen, hat einer, dem man den größten Einfluß auf das Votum zuschreibt, die Stadt verlassen müssen, weil er hier seines Lebens nicht mehr sicher war. — Reisende, die in der Nacht mit dem Eisenbahnzuge hier ankommen, wagen sich nicht ohne Eskorte in die Stadt; ein solches Renommee hat das neue Emporium des südwestlichen Handels sich bereits nach außen hin erworben. Soll Baltimore wirklich in Zukunft die Bedeutung erhalten, welche ihm die Convention südlicher Sklavenhalter und Kaufleute geben will, so gehört eine größere Sorge für die persönliche Sicherheit der Einheimischen sowohl wie der Fremden zu den ersten Hauptbedingungen. — Vor einigen Tagen fand wieder ein Ueberfall auf offener Straße mit bedeutender Beraubung statt. Der Ueberfallene ist ein Sohn des Gouverneurs Carroll; er trug die Summe von 650 Dollars bei sich, die er eben

verschicken wollte. Dieser Mühe wurde er überhoben, außerdem ward er auch noch schwer verletzt, und als Hülfe kam, waren die Angreifer spurlos verschwunden.

Philadelphia, 21. Decbr. Die Verhaftung von Falschmünzern hat auch während der letzten Woche noch fortgedauert; am Donnerstag kam die Reihe an den Graveur und Stempelschneider, Samuel W. Lowe. Er war von einem der im Gefängnisse befindlichen Fälscher denuncirt, und versuchte auch nicht, sich durch Leugnen aus der Schlinge zu ziehen. Lowe unterrichtete nach seiner Verhaftung die Beamten, daß er vor einigen Monaten eine Platte angefertigt habe, deren Abzüge gegen Nachdrücke gesichert wären, weil bei dem Abziehen ein besonderer Proceß nöthig wäre. Er habe dieselbe einigen Banken angeboten, und würde im Falle der Annahme um ein Patent dafür nachgesucht haben, sei aber abgewiesen worden. — Am Freitag ward Josiah Bright, ein sehr alter Falschmünzer verhaftet. Ein Anderer, der wegen desselben Verbrechens unter Anklage stand, wollte sich dem Processe durch Selbstmord entziehen, wurde aber von einem unwillkommenen Nachbar daran verhindert.

Neben den Fälschern sind es die Feuerleute, die in crimineller Beziehung hier die größte Rolle spielen. Kaum vergeht ein Tag, wo es nicht zwischen ihnen zu Raufereien kommt, so daß einige Compagnien für mehrere Monate vom Dienste suspendirt werden müssen.

Unsere Gefängnisse sind in diesem Augenblicke so überfüllt, daß mehrere Zellen zwei bis drei Einwohner zählen. Fälscher und rauflustige Feuerleute bilden darunter die größte Anzahl; sie erwarten ihre Aburtheilung theilweise schon in der nächsten Woche, wo die Criminalgerichte ihre Sitzungen wieder eröffnen.

New-Orleans. Die zahlreichen Mordfälle halten unsere Gerichte beständig in Athem. Im ersten Distrikt ward Michael Purcell, alias Donoran, der Ermordung Perry Kerwan's für schuldig erklärt. Beide hatten dasselbe Haus bewohnt und waren mit einander befreundet gewesen; in einem Streite griff Jener zum Messer und versetzte seinem Hausgenossen einen tödtlichen Stich zwischen die Rippen.

Ein interessanterer Fall ist der von Michael Clark, welcher der Ermordung von John O'Rourke angeklagt war. Man hatte Beide kurz vor dem tragischen Ereignisse mit einander über die Straße gehen sehen, O'Rourke betrunken und von Clark geführt. Im Hause des Letzteren scheint O'Rourke sich nicht mehr gutwillig gefügt zu haben, wenigstens soll er nach der Aussage eines der Entlastungszeugen jenem gedroht haben, ihm Eins auf den Kopf zu versetzen, wenn er ihn nicht gehen lasse. Clark ergriff darauf einen Stock und versetzte dem Betrunkenen mehrere Hiebe auf den Kopf, die nach Aussage einer Zeugin ausgereicht hätten, einen Ochsen zu tödten. O'Rourke schleppte sich zur Office des Dr. Neham, der ihm ein Mittel gegen Epilepsie bereiten wollte, da er ihn schon früher dieser Krankheit halber behandelt hatte und den Schaum vor dem Munde des Eintretenden für das Anzeichen eines neuen Anfalls deutete. Ehe jedoch die Medicin fertig war, starb O'Rourke. Bei der Untersuchung fand man am Hinterkopfe eine Zoll lange Wunde, aber keinen Schädelbruch, nicht einmal eine Beule. Im Gehirn hatte sich etwas Wasser gesammelt, kein Blut, und die Aussage der Aerzte ging dahin, daß die Verletzungen nicht stark genug gewesen seien, den Tod eines gesunden Menschen herbeizuführen, daß hier ein Fall, eine heftige Erschütterung ganz dasselbe Resultat hätten herbeiführen können.

Vor der 1. Distrikt Court stand George Powers, der Ermordung von Michael Hennesey angeklagt. Die That schien in einem Zustande von Geistesverwirrung geschehen zu sein, in den der Angeklagte durch den Schmerz über den Verlust eines Kindes und zu starken Genuß berauschender Getränke versetzt war. Als er am 9. Juni von dem Begräbniß seines Kindes zurückkam, trat er mit seinen Begleitern in einen Spezereiladen, hier forderte er ein Käsemesser, that als ob er den Käse zerschneiden wollte, stürzte aber statt dessen mit wildem und verstörtem Blick auf seine Begleiter los. Er verfolgte zuerst den Fuhrmann Paplin quer über die Straße. Hennesey, der dessen Hülferuf hörte, kam aus einem Stall herbei, hielt dem Wüthenden ein Bündel Heu entgegen und wirft Powers damit zu Boden. Dieser rafft sich wieder auf und verfolgt den Davoneilenden mit dem Messer, holt ihn ein und versetzt ihm einen Stich, der dessen Tod zur Folge hatte. Die Jury sprach ihn „der Tödtung schuldig," empfahl ihn aber der Gnade des Gerichts. Dieses verurtheilte ihn zu fünfjähriger schwerer Strafarbeit, da er bisher für einen ordentlichen, arbeitsamen Mann galt.

Von dem Policeigericht wurde Patrik Linn zu 40 Dollars und seine Ehehälfte zu 15 Dollars Strafe verurtheilt, wegen eines Vergehens, das sicherlich eine höhere Strafe verdient hätte, als mancher Mord. Zu einem Ball in der Evans Str. war Chr. Kegan als Violinist engagirt; er nahm einen erhöhten Platz ein. Linn sprang, ich weiß nicht aus welcher Veranlassung, während des Abends plötzlich auf ihn zu, warf ihn zu Boden, riß ihm beinahe das rechte Auge aus, und biß ihm dann das eine Ohr fast bis auf die Wurzel ab, dann warf er das abgebissene Glied auf die Erde, und um die Scene vollständig zu machen, trampelte Linn's würdige Ehehälfte mit Füßen auf demselben herum. Nach Angabe des Policeigerichts war die verhängte Strafe die höchste, die für diesen Fall zulässig war.

Nach dem Berichte des Policeichefs betrugen die Zahl der in den letzten 6 Monaten (bis zum 30. Novbr.) Verurtheilten, 10,833. Darunter waren 149 wegen Stechen und Angreifen mit gefährlichen Waffen, 15 wegen Duell, 1500 wegen Prügelei und Angriff.

Michael O'Hara, ein Bremser an der New-York- und Erie-Eisenbahn ward am 23. Decbr. des Nachts zwischen zwei Karren eingeklemmt. Beide Beine wurden ihm schrecklich zerquetscht und eine Hüfte gebrochen. Er ward ins Hospital gebracht.

N. Y. Staatszeitung, 25. Decbr. 1852.

In der Dampfmühle des Jesse Pipkin zu Wainesboro in Nord-Carolina explodirte am 23. December der Dampfkessel, wobei ein Neger und drei Weiße getödtet wurden.

N. Y. Demokrat, 27. Decbr. 1852.

Am 24. December kam in der Nähe von Cumberland der Passagiertrain aus den Schienen. Sämmtliche Wagen wurden zerbrochen und einer gänzlich umgestürzt. Mehrere Passagiere erhielten leichte Beschädigungen und kamen am folgenden Morgen mit dem Lasttrain in Baltimore an.

Ebendaselbst.

Am 23. December fand in Cincinnati ein Gefecht unter den Feuerleuten statt,

in welchem Pistolen abgefeuert wurden und das Leben der Einwohner frecher Weise aufs Spiel gesetzt ward. Einige Mitglieder der Marion-Feuer-Compagnie Nr. 8, unwillig darüber, daß sie am vorhergegangenen Sonnabend von der Invincible Feuercompagnie Nr. 5 auf eine höchst ungerechte Weise angegriffen wurden, machten am 23. Anstalten, sich zu rächen. Um 9 Uhr an dem erwähnten Tage ließen sie auf ihrer Glocke Allarm läuten und unmittelbar darauf stürzte die Compagnie mit der Spritze und dem Schlauchwagen aus ihrem Hause heraus, nachdem vorher beide mit Steinen beladen waren. Mehrere Mitglieder waren überdies mit Pistolen und anderen Waffen versehen. So ging es mit dem üblichen Geschrei durch einige Straßen, bis sie in die Nähe der Court- und Vinestreet kamen, wo das Spritzenhaus der Compagnie Nr. 5 ist. Letztere, wohl wissend, daß die Achter den Allarm gaben, ließen ihren Apparat zu Hause, ja sie gaben nicht einmal das übliche Feuersignal. Sie waren aber zahlreich versammelt und als die Achter in ihre Nähe kamen, begann auch sogleich das Gefecht, in welchem Pistolen abgefeuert und Steine nach allen Richtungen geworfen wurden. Die Leute, welche in der Nachbarschaft wohnten, schlossen ihre Läden und Hausthüren. Die Fünfer blieben endlich Sieger, trieben die Achter vom Platze und verfolgten sie nach allen Richtungen. Sie versicherten sich hierauf des der achten Compagnie gehörigen Schlauchwagens, zerschlugen ihn und warfen ihn in den nahe liegenden Canal. Die Feuerspritze blieb unangetastet, da sie von den Achtern geborgt war, und nach dem Gefechte brachten die Fünfer dieselbe in das Spritzenhaus, wohin sie gehörte. Die Policisten Rickel's, Hudson und Morton folgten den Achtern auf den Kampfplatz und verhafteten einen der Rädelsführer. — Mehrere sollen verwundet sein.

Ebendaselbst.

Am Christtag des Morgens um 10 Uhr machten zwei betrunkene Rowdies in New-York einen Anfall auf Sturgeß Lewis, einen Mann vom Veteranencorps am Bord des Vereinigten Staatenschiffes Macedonian. Der alte Seemann ging in der Chathamstraße ruhig seines Weges, als einer der Rowdies ihn in die Gosse rannte. Einige Bürger kamen zu Hülfe und die Policei ward herbeigerufen. Die Rowdies suchten zu entwischen, stürzten aber in den tiefen Straßenkoth, wurden arretirt und wie sie waren, über und über voll Koth, ins Gefängniß gebracht.

N. Y. D. Times 27. Decbr. 1852.

Den 25. December Abends trug sich abermals ein Eisenbahnunfall auf der Hudson River Eisenbahn zu. Ein Zug rannte im Tunnel gegen einen Felsen zwei Meilen von Rhinebeck. Ein Feuermann ward getödtet, sonst Niemand verletzt.

Ebendaselbst.

Am 26. December ward ein sechzigjähriger Mann auf der Troy-Eisenbahn überfahren und eines seiner Beine vom Körper abgeschnitten. Man zweifelt an seinem Aufkommen.

N. Y. D. Times 28. Decbr. 1852.

Aus Baltimore schreibt man: Weihnachten ging mit der gewöhnlichen Anzahl Schlägereien und dergleichen vorüber. Man sagt, zwei oder drei Rowdies seien erschossen worden.

Ebendaselbst.

Ein Haufen von ungefähr zwanzig Jungen von 8 bis 14 Jahren wurden in St. Louis wegen Diebereien arretirt. Ebendaselbst.

Den 26. Decbr. Nachmittags wurden in New-York zwei junge Leute von der Policei arretirt, weil sie in ein Wohnhaus in der ersten Avenue mit Pistolen geschossen und das Leben der Bewohner des Hauses in Gefahr gesetzt.

Ebendaselbst.

Den 26. Decbr. Nachts entstand in der 38. Straße in New-York eine fürchterliche Schlägerei zwischen einer großen Anzahl betrunkener Irländer. Zwei Policisten, welche einschreiten wollten, wurden stark geprügelt und der eine schwer verletzt. Endlich gelang es policeilicher Verstärkung, den Tumult zu stillen und einige Tumultuanten zu arretiren. Ebendaselbst.

Den 27. Decbr. des Morgens ward ein Mann vor den Richter Mc Grath gebracht, weil er in New-York Richard Titteltou mit einem Messer angefallen und ihn schwer verwundet hatte. Ebendaselbst.

Einige Abende vor Weihnachten ward in Southwark, einem Stadttheile von Philadelphia, ein Prediger verhaftet, weil er Frauenzimmer auf der Straße insultirte.

N. Y D. Tribune 28. Decbr. 1852.

In Kensington (einem Theile von Philadelphia) ward ein frecher Angriff auf Mrs. North gemacht. Diese Dame kam mit ihrem Manne und dessen Bruder am Abend von dem Franklin Avenue Markt. Als sie sich Norrisstreet näherten, wurden sie von drei Männern angegriffen und sämmtlich niedergeschlagen. Mrs. North ward grausam zerschlagen, so daß sie die Besinnung verlor. Mr. North und dessen Bruder wurden ebenfalls schlimm verletzt. Die Angreifer entkamen.

Public Ledger.

Am 26. Dec. starb in der 17. Straße von New-York ein junger Mann von 24 Jahren in Folge der Gewaltthätigkeiten, die er von seiner Frau und deren Verwandten erlitten. Sie hatten ihn niedergeworfen und fürchterlich geschlagen.

Ebendaselbst.

Am 26. Dec. lärmten in New-York eine Menge Rowdies an einer Straßenecke. Drei Policisten kamen herbei und wollten der Unordnung steuern. Die Rowdies setzten sich zur Wehre und einer derselben gab dem einen Policisten einen gefährlichen Schlag auf die Schulter. Durch Hülfe policeilicher Verstärkung gelang es sechs Rowdies zu arretiren. Ebendaselbst.

In der Gegend von Waterloo in Illinois ward ein Amerikaner von einem Schweizer getödtet. Der Amerikaner hatte von dem Schweizer eine Säge geborgt und dieselbe beschädigt. Hierüber entstand ein Streit, in dessen Verlauf der Amerikaner einen thätlichen Angriff auf den Schweizer machte. Wie es scheint, zog der Schweizer zur Vertheidigung ein großes Messer, stieß es dem Amerikaner in die Brust und tödtete ihn sofort. Er verwundete auch seinen eigenen Bruder, der den Stoß verhüten wollte. Der Schweizer entfloh.

N. Y. D. Times 29. Novbr. 1852.

Es scheint, daß es in Camden (einer Stadt Philadelphia gegenüber) eine wohlorganisirte Bande junger Männer giebt, welche an den Straßenecken in der Absicht umher lungern, vorübergehende Frauenzimmer zu insultiren. Als vor einigen Abenden Mr. Pepper nach Hause ging, ward er von einer achtbaren Dame höflich ersucht, sie gegen einen Rowdy von dieser Bande in Schutz zu nehmen, welcher sie von South Camden verfolgt und auf eine unwürdige Weise verhöhnt hatte. Mr. Pepper befragte diesen Menschen höflich über sein auffälliges Benehmen und ersuchte ihn, sich zu entfernen. Statt dessen schritt der Rowdy ohne eine Antwort auf Mr. Pepper zu und forderte ihn heraus, den Streit mit der Faust auszumachen. Glücklicherweise gelang es Mr. Pepper, den Rowdy niederzuwerfen und ihm eine wohlverdiente Züchtigung zu geben, worauf der letztere sich aus dem Staube machte. Man hat sich vor einiger Zeit sehr darüber beschwert, daß solche verwahrloste Jungen und Rowdies verdienter Züchtigung entgangen sind.

Philadelphia Public Ledger.

Am 27. Decbr. kurz nach 5 Uhr Nachmittags ging in New-York Michael Camp mit seiner jungen Frau, mit der er eben getraut worden war, von der Trauung aus der Kirche nach Hause, begleitet von einigen Freunden. Als er an dem Laden eines gewissen Brady in Stantonstreet vorüberging, ward er von einem Manne, Namens Foster, der bei Brady im Dienst stand, überfallen und ihm von demselben die Uhr aus der Westentasche geraubt. Zugleich schrie Foster: „Komm her, Bill!" — Dieser Bill war kein anderer als Brady, welcher mit einer Axt aus dem Laden kam und mit derselben dem Michael Camp einen solchen Hieb auf den Kopf versetzte, daß er zu Boden fiel und schwer verletzt ward. Foster und Brady zogen sich hierauf in den Laden zurück, wurden aber arretirt. Der verwundete Mann ward nach seiner Wohnung geführt.

N. Y. Trib. 29. Decbr. 1852.

Am 28. Decbr. früh wurden zwei junge Leute in New-York arretirt, welche früh halb 6 Uhr einen Anfall auf ein Dienstmädchen gemacht hatten. Dem Dienstmädchen gelang es, eine Thürklingel zu erreichen und zu ziehen, wodurch sie Hülfe bekam und die beiden jungen Leute verscheucht wurden.

Ebendaselbst.

Am 28. Decbr. brach eine Anzahl Rowdies noch vor Tagesanbruch in Brooklyn in ein Bierhaus. Sie demolirten Flaschen und Möbeln, aßen und tranken und gossen den übrigen Vorrath von Spirituosen aus.

Ebendaselbst.

Der „Brandon Republican" in Mississippi schreibt unterm 16. Decbr.: Ein Pflanzer hatte einen vor einiger Zeit fortgelaufenen Negersklaven wieder eingefangen und bestrafte ihn nach südlicher Manier. Er legte ihn wie einen Hund an die Kette. In der Nacht gelang es dem Neger sich von seinen Ketten los zu machen. Er verschaffte sich eine Axt und gab seinem „Massa" zwei Schläge mit derselben auf den Kopf, welche zwei Tage darauf dessen Tod zur Folge hatten. Der Neger entfloh und ist seitdem nicht wieder eingefangen worden.

N. Y. Allgem. Zeitung, 30. Decbr. 1852.

Herr Macdonald, ein Schauspieler von einigem Ruf ging am 26. Decbr. ruhig seines Weges durch Mainestreet in Brooklyn, als er von einem Fremden nach dem Wege nach Pearlstreet gefragt ward. Mr. Macdonald gab die gewünschte Auskunft, als ihm der Mann, welcher gefragt hatte, einen starken Schlag auf den Kopf versetzte, in Folge dessen er niederstürzte und für einen Augenblick betäubt ward. Als sich Herr Macdonald wieder erhob, machte sich der Schurke aus dem Staube. N. Y. D. Times 30. Decbr. 1852.

In Philadelphia wurden am 27. Decbr. drei Jungen wegen thätlichen Angriffs mit der Absicht zu tödten, arretirt. Sie wurden ins Gefängniß gebracht.
Ebendaselbst.

Einige Morde theilt die New-Yorker Criminal-Zeitung vom 31. December in folgendem Artikel mit.

Unter den Kapitalverbrechen, welche im Laufe der letzten Woche zu unserer Kenntniß gekommen sind, verdient seiner Unnatürlichkeit wegen ein Aelternmord, dessen Schauplatz die Umgegend von Memphis in Tennesee war, obenan gestellt zu werden. Herr James Tweedle arbeitete mit seinen beiden Söhnen, von denen der jüngste 14 Jahr alt ist, im Walde. Nachmittags begab sich der Vater nach Haus, um eine kurze Siesta zu halten; nicht lange darauf folgte ihm sein jüngster Sohn, um den Schlaf seines Vaters in einen ewigen zu verwandeln. Das Instrument, mit dem er diese Schandthat vollbrachte, war die Axt, welche er im Walde gebraucht hatte; mit ihrer Rückseite traf er des Vaters Stirn, daß das Gehirn umherspritzte. James, so ist der Name des jugendlichen Mörders, versuchte nicht zu entfliehen und legte vor Gericht sofort ein volles Bekenntniß seiner That ab, obschon ihm sein Advocat zum Gegentheil rieth. Sein Beweggrund war Rache gewesen; Mr. Tweedle war bekannt wegen der grausamen Behandlung, die er seinen Kindern angedeihen ließ, und James soll schon früher die Drohung ausgestoßen haben, ihn zu ermorden. Eine empfindliche Züchtigung, die er erfuhr, ohne Ursache dazu gegeben zu haben, scheint seine letzten Bedenklichkeiten hinweggeräumt zu haben. Von ihm läßt sich im eigentlichsten Sinne des Wortes sagen, daß er zum Verbrecher erzogen wurde, ohne daß wir deshalb seine That irgendwie zu entschuldigen gedächten.

Aus Washington wird ein Gattenmord berichtet und ein Attentat auf eine junge Dame, dessen Veranlassung noch nicht bekannt geworden ist. Am 24. Dec. trat Policist Hilton in den Specereiladen des Daniel T. Woodward. Woodward stand neben seiner todten Frau, eine Kugel war durch ihre Schläfe gedrungen. Nach seiner Aussage hätte sie sich selbst getödtet. Es war indessen bekannt, daß Beide schon seit lange in Unfrieden mit einander lebten, und erst vor einigen Tagen hatte Woodward eine Gefängnißstrafe abgebüßt, die ihm wegen brutaler Behandlung seines Weibes zudictirt war. Tags vorher hatte sie ihn wieder beim Richter Drary angeklagt; er versprach Besserung und sie ließ sich dadurch bewegen, von seiner Einziehung abzustehen; der Richter willigte jedoch in die Freilassung nur unter der Bedingung, daß Woodward das Pistol abgebe, in dessen Besitz man ihn wußte. Um 11 Uhr ging Jemand an dem Hause vorbei und hörte einen gewaltigen Lärm, unterschied auch auf's Bestimmteste, wie W. das Leben seiner Frau bedrohte. Es zweifelt in der That auch Niemand daran, daß er der Mörder ist.

Der zweite Fall ereignete sich an demselben Tage. Nachmittags ging Catharine Clements, eine durchaus achtbare junge Dame, mit ihrer Schwägerin vor Walker's Schlachthaus vorbei, als ein Mann, Namens Lewis Frank, eine Pistole auf sie abfeuerte, deren Kugel ihr in die Wade drang. Frank entzog sich der Verhaftung durch die Flucht.

In der Nähe von Aberdeen verbrannte die Wohnung des Aufsehers auf Dr. White's Pflanzung. Durch die offene Thür sah er seine Frau bewußtlos auf dem Boden liegen, alle Rettungsversuche waren vergebens. Wahrscheinlich war das Haus angesteckt, um die Spuren eines begangenen Raubmords durch die Flammen zu vernichten.

Am Sylvesterabend und am Neujahrstag sind die Städte der Vereinigten Staaten vom Unfug der Rowdies und ungezogener Jungen erfüllt. Es wird nicht nur mit Pistolen auf den Straßen geschossen, sondern am Neujahrstage fordern Jungen und Rowdies Neujahrsgeschenke und nehmen sie auch wohl ungefragt, insultiren Vorübergehende, werfen Fenster ein und werden auf verschiedene Weise den Bewohnern lästig und schädlich. — Besonders haben sie's auf die deutschen Hotels und Schenkwirthschaften abgesehen. — In der letzten Neujahrsnacht hörte man in New-York bis an den Morgen Schüsse auf den Straßen und in den Höfen. Der erste Januar war in New-York ein trüber Tag mit nasser Luft, aber so mild, daß man leicht gekleidet gehen konnte. Früh hatte es geregnet und die Straßen waren sehr schmutzig. Nachmittags liefen eine Menge Rowdies in den Straßen herum, aber noch mehr Jungen von 8 bis 14 Jahren. Wir sahen ganze Trupps von Jungen in deutsche Bierkeller hinabsteigen, wo sie ohne Zweifel mit gewohnter Unverschämtheit etwas gefordert oder genommen haben. Eine deutsche Zeitung gab am 31. Decbr. den deutschen Wirthen den Rath, durch Verabreichung von Cigarren und Getränken die Unverschämtheit dieser Burschen zu beschwichtigen. — Andere Mittel scheinen aber noch besser anzuschlagen. — Am 1. Januar Nachmittags traten wir in eins der besten deutschen Bierhäuser. Ein Revolver für die Rowdies und einige Ochsenziemer für die Jungen lagen bereit. Ungefähr vierzig Biergäste saßen im Saale, meist starke Leute. Vier Rowdies traten herein und sahen sich im ganzen Saale um, als sie aber bemerkten, daß sie schwerlich ungestraft sich etwas erlauben könnten, ließen sie sich Bier geben, bezahlten es, spuckten nach amerikanischer Weise den Ofen an und gingen von dannen.

Die New-Yorker Tribune vom 3. Januar schreibt: „Der Neujahrstag zeichnete sich blos durch Schmutz und Rowdyismus aus. Der Morgen war regnerisch, der Nachmittag trübe ohne Regen und der Abend klar mit Sternenlicht und Schmutz. Die Beobachtung der Tagessitte schien allgemeiner zu sein als jemals. In den besseren Straßen empfing man wenigstens in drei Viertheilen der Häuser Neujahrsvisiten und ungeachtet der üblen Beschaffenheit der Straßen war die Anzahl der Besuchenden im Ganzen augenscheinlich größer als jemals vorher. Der widerwärtigste Zug des Tages war die unfläthige Betrunkenheit gewisser Banden von Short Boys und anderer Rowdies, welche an manchen Orten in Haufen von dreißig bis vierzig umher strichen, Besitz von den Trottoirs nahmen, anständige Leute in die Rinnsteine jagten, in manche Häuser brachen, wo sie keine Besuche abzustatten hatten,

Möbeln zerbrachen, Frauenzimmer insultirten und sich überhaupt um so mehr als Feinde bezeigten, als Ueberfluß an Rum und gefühllose Roheit sie dazu antreiben mochten. In verschiedenen Stadtbezirken wurden die Einwohner in der Nacht sehr beunruhigt und zwischen zehn Uhr Nachts bis zum Morgen geschah viel Schade an Personen und Eigenthum. Den Broadway hatten diese Kerle und dergleichen Gelichter ganz in Besitz genommen. Fast bis zum hellen Morgen schwärmten sie dort herum. Die Uebel, welche mit diesem Rowdyismus zusammenhängen, sind unzertrennlich mit gesellschaftlichen Einrichtungen, in denen der Verkauf von Rum offen geduldet wird. Indeß haben wir die Genugthuung, zu bemerken, daß während der Nacht Niemand ermordet ward und das will an solchen Tagen etwas bedeuten."

Diese Schilderung ist richtig, die New-Yorker Tribune (eins der besten amerikanischen Blätter von sehr großer Verbreitung) schiebt aber zu viel auf den Rum, da sie die Temperenz-Agitation unterstützt und daher die Folgen des Trunks ganz besonders hervorhebt. Allerdings fördert der Trunk allerlei Excesse, aber der Rowdyismus wurzelt ungleich mehr in den Mängeln und Mißbräuchen des amerikanischen Staatswesens, in der schlechten Erziehung und im gänzlichen Verfall der väterlichen Gewalt. — Ein Vater ist in Amerika ein Mann, der mit möglichster Anstrengung Geld verdienen muß, damit es Frau und Kinder nach Belieben verthun können.

Die Zeitungen können nur die wenigsten Unordnungen aufzählen, indeß lassen wir folgen, was aus der Neujahrsnacht und dem Neujahrstage von New-York und dessen Umgegend berichtet wird.

Am 1. Januar Abends kurz nach 9 Uhr gingen zwei Herren in New-York die Centrestreet hinab, als sie von einem halben Dutzend Rowdies und Freudenmädchen angefallen wurden, welche dem einen Stock und Regenschirm entrissen. Einer der Herren rief: „Watch! Watch!" aber keine Policei ließ sich sehen. Die beiden Herren vertheidigten sich tapfer und mit Hilfe der Policei hätten sie die Anführer der Bande verhaften können. Endlich ging einer der Herren nach der nächsten Policeistation, verlangte Hilfe und sagte, daß sein Gefährte in geringer Entfernung bemüht sei, sich eines der Angreifer zu versichern. Es wurde ihm aber kalt erwidert: Er möge ruhig nach Hause und seinen Geschäften nachgehen.

N. Y. D. Trib. 3. Jan. 1853.

In der Neujahrsnacht kurz vor 1 Uhr früh entstand in einem deutschen Bierhause in New-York ein Streit unter einer Gesellschaft Deutscher. In der Verwirrung zogen zwei anwesende Italiener ihre Dolche und stachen ohne irgend eine Veranlassung zwei Deutsche, den einen durch den Arm, den anderen lebensgefährlich in den Unterleib. Die Italiener entflohen.

Ebendaselbst.

In Brooklyn wurden am 1. Januar Nachts verschiedene Leute arretirt, welche vor einem deutschen Bierhause Krawall machten. Ein Policist, der die Krawaller zerstreuen wollte, ward angefallen und durch einen Backstein auf das Pflaster niedergeworfen, von wo aus er besinnungslos aufgehoben ward. Er hatte einen Schädelbruch erlitten und wird schwerlich mit dem Leben davon kommen.

Ebendaselbst.

In Williamsburg fand am Neujahrsmorgen früh um 1 Uhr ein Tumult statt, an welchem sich wohl 150 Personen betheiligten. Zwei Policisten wollten einschreiten, mußten sich aber zurückziehen. Der eine erhielt mit einer Wagenrunge einen Schlag auf die Schulter, der andere einen Steinwurf. Ein Schuß fiel, ohne jedoch Jemanden zu treffen. Vier andere Musketen waren bereits geladen und es würde höchst wahrscheinlich ein blutiger Kampf stattgefunden haben, wenn nicht Capitain Hunt noch zu rechter Zeit mit einer bedeutenden Policeimacht erschienen wäre, um die Tumultuanten zu zerstreuen.

N. Y. Demokrat 4. Jan. 1853.

Am 1. Januar Nachmittags rollten in Williamsburg drei junge Rowdies ein Faß Syrup von einem Kaufladen, schlugen es ein und ließen den Inhalt auf die Straße laufen. Es waren acht Leute in dem Laden, welche den Frevel mit ansahen, aber nicht wagten, ihn zu verhindern.

N. Y. D. Trib. 3. Jan. 1853.

Am 1. Januar ungefähr Morgens 4 Uhr fanden zwei Policisten an einer Straßenecke in Williamsburg einen Mann ohne Besinnung liegen, welcher von unbekannten Leuten brutal gemißhandelt war. Sein Gesicht war übel zerfleischt.

Ebendaselbst.

In der Neujahrsnacht ward ein Mann Namens Burke in New-York in Broomestreet von einem unbekannten Menschen angefallen und mit einem Messer schwer verwundet. Er stürzte nieder und ward von der Policei gefunden.

N. Y. D. Times 3. Jan. 1853.

Wir könnten aus dem Januar noch ein langes Verzeichniß von Morden, Rowdyismus, Eisbahnunfällen und eine Dampfbootexplosion mit Verlust von sechs Menschenleben mittheilen, fürchten aber die Geduld unserer Leser schon zu sehr in Anspruch genommen zu haben. Man kann sich aber eine Vorstellung davon machen, wie das amerikanische Publikum durch die ewige Wiederholung aller dieser Mordgeschichten, Unthaten, Excesse und Unfälle gegen deren Eindrücke abgestumpft wird. Zum Schluß erwähnen wir noch des Eisenbahnunfalls, der etwas mehr Aufsehen erregte, wobei der neuerwählte Präsident (Franklin Pierce) der Vereinigten Staaten seinen einzigen Sohn verlor.

Dieser Unfall des Präsidenten erregte allenthalben Theilnahme. Einige sprachen dabei die Hoffnung aus, daß er dazu beitragen werde, ernstere und zweckmäßigere Maßregeln gegen diese gewöhnlichen Verwüstungen des menschlichen Lebens zu ergreifen, es ist aber zweifelhaft, ob auch der Einfluß eines Präsidenten in dieser Hinsicht viel vermögen wird, denn diese mörderischen Unordnungen wurzeln zu tief im Verkehr, Gewohnheit und Mißbräuchen der Amerikaner.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

